LINWOOD BARCLAY

List

IN TODESANGST

THRILLER

Linwood Barclay

IN TODESANGST

Thriller

Aus dem Amerikanischen von

Nina Pallandt

List

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel *Fear The Worst*
bei Bantam/Random House, New York

List ist ein Verlag

der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-471-35017-1

© 2009 by Linwood Barclay
© der deutschsprachigen Ausgabe
2009 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Stempel Garamond
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: Bercker, Kevelaer
Printed in Germany

PROLOG

Am Morgen des Tages, an dem ich sie verlor, fragte mich meine Tochter, ob ich ihr Rührei zum Frühstück machen könne.

»Mit Schinken?«, rief ich in den ersten Stock hinauf, wo sie sich für die Arbeit fertigmachte.

»Nein«, rief Sydney aus dem Bad.

»Toast?«, rief ich.

»Nein, danke.« Ich hörte ein Klacken. Das Glätteisen. Was wie üblich bedeutete, dass sie gleich ihre Morgentoilette beendet haben würde.

»Die Eier mit Käse?«

»Nein«, gab sie zurück. »Na ja, vielleicht ein bisschen.«

Ich ging zurück in die Küche, öffnete den Kühlschrank und nahm Eier, ein Stück Cheddar und einen Karton Orangensaft heraus.

Syds Mutter Susanne – meine Ex, die kürzlich mit ihrem Freund Bob nach Stratford gezogen war, unserem Nachbarstädtchen auf der anderen Seite des Flusses – hätte wahrscheinlich gesagt, ich würde sie bloß verziehen, dass unsere Tochter bereits siebzehn und alt genug war, sich ihr Frühstück selbst zuzubereiten. Aber ich verwöhnte sie gern, nicht zuletzt, weil ich mich so darüber freute, dass sie den Sommer bei mir verbrachte. Letztes Jahr hatte ich ihr einen Job in unserer Firma besorgt, beim Honda-Vertragshändler hier in Milford, für den ich arbeite. Es gab zwar Momente, in denen wir uns am liebsten gegenseitig umgebracht hätten, aber alles im allem kamen wir bestens miteinander aus.

Dieses Jahr aber hatte sich Sydney dagegen entschieden, in meiner Firma zu arbeiten, es reichte ihr, mit Daddy zusammenzuwohnen. Damit ich nicht auch noch während der Arbeit ein Auge auf sie hatte.

»Ist dir schon mal aufgefallen«, hatte sie mich letztes Jahr gefragt, »dass du jeden Typ madig machst, mit dem ich mich

auch nur ein paar Sekunden unterhalte?«

»Es kann ja nicht schaden, wenn du vorgewarnt bist«, hatte ich geantwortet.

»Was ist mit Dwayne aus der Werkstatt?«, fragte sie. »Du findest seinen Overall *zu dreckig?«*

»Schlechter Charakter, sieht man sofort.«

»Und was passt dir nicht an Andy?«

»Soll das ein Witz sein?«, sagte ich. »Der ist doch schon Mitte zwanzig – viel zu alt für dich!«

Jedenfalls hatte sie sich dieses Jahr einen anderen Job gesucht, wiederum hier in Milford, um mit mir den Sommer bis zum Labor Day zu verbringen. Sie arbeitete im Just Inn Time, einem Hotel für Geschäftsleute, die nur ein oder zwei Nächte blieben. Milford ist ein hübsches Städtchen, aber nicht gerade eine Touristenattraktion. Früher war das Hotel ein Days Inn, ein Holiday Inn oder ein Comfort Inn gewesen; nachdem die einzelnen Konzerne aufgegeben hatten, war es von einem privaten Betreiber übernommen worden.

Es wunderte mich kein bisschen, dass sie Sydney an die Rezeption gesetzt hatten.

»Logo«, sagte ich. »Du hast was auf dem Kasten, bist charmant, höflich und …«

»Wahrscheinlich liegt's einfach nur daran, dass sie kaum Leute haben, die richtig Englisch können«, hatte sie mir den Wind aus den stolz geblähten Segeln genommen.

Ansonsten musste ich ihr jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen, was ihre Arbeit anging. »Ist halt ein Job«, sagte sie immer. Ein paar Tage zuvor hatte ich mitbekommen, wie sie ihrer Freundin Patty Swain am Telefon erzählt hatte, sie würde sich nach etwas anderem umsehen, auch wenn sie gutes Geld machen würde, das sie obendrein nicht versteuern müsse.

»Wie, läuft das nicht über die Buchhaltung?«, fragte ich, als sie aufgelegt hatte. »Bezahlen die dich unter der Hand?«

»Lauschst du immer, wenn ich telefoniere?«, gab Syd

zurück.

Ich hatte nicht weiter nachgehakt. Sollte sie ihre Probleme doch allein lösen.

Ich wartete, bis ich ihre Schritte auf der Treppe hörte, ehe ich zwei Eier in die Pfanne mit der heißen Butter gab und zu rühren begann. Plötzlich erinnerte ich mich, womit ich so oft ein Lächeln auf Syds Züge gezaubert hatte, als sie noch ein Kind gewesen war. Ich nahm eine der halben Eierschalen zur Hand, förderte einen Filzstift aus der Küchenschublade zutage und malte ein Gesicht darauf. Einen Grinsemund mit Zähnen, eine dicke Nase und zwei fies blickende Augen. Vom Mund aus zog ich einen Pfeil zur Rückseite und schrieb: »Lach mal wieder!«

Sie schlurfte wie ein Langzeithäftling in die Küche, ließ sich auf den Stuhl fallen und starrte in ihren Schoß. Die Haare fielen ihr über die Augen, ihre Arme hingen schlaff herab. In ihrem Haar steckte eine überdimensionale Sonnenbrille, die ich noch nie an ihr gesehen hatte.

Das Rührei war im Handumdrehen fertig. Ich gab es auf einen Teller und stellte ihn vor ihr auf den Tisch.

»Eure Hoheit«, sagte ich, wobei ich ein wenig lauter sprechen musste, um den Nachrichtensprecher zu übertönen, dessen Stimme aus dem Fernseher auf der Anrichte dröhnte.

Langsam hob Sydney den Kopf, blickte auf den Teller und schließlich auf die Eierschale mit dem Humpty-Dumpty-Gesicht, das ich für sie gezeichnet hatte.

»O Gott«, sagte sie, griff nach dem halben Ei und las, was auf der Rückseite stand. »Lach doch selber«, sagte sie dann, wenn auch mit einem leicht scherzhaften Unterton in der Stimme.

»Neue Sonnenbrille?«, erkundigte ich mich.

Geistesabwesend fasste sie sich an den Kopf, tastete nach dem einen Bügel und rückte die Brille kaum merklich zurecht.

»Ja«, sagte sie.

Versace stand in winzigen Lettern auf den Bügeln. »Steht

dir gut«, sagte ich.

Syd nickte müde.

»Gestern ist es wohl ziemlich spät geworden«, sagte ich.

»So spät nun auch wieder nicht«, gab sie zurück.

»Mitternacht ist für mich spät«, sagte ich.

Sie wusste, dass sie es gar nicht erst abzustreiten brauchte. Ich ging nie zu Bett, bevor Syd nicht in unser Haus an der Hill Street zurückgekehrt war und die Haustür hinter sich abgeschlossen hatte. Ich nahm an, dass sie mit ihrer Freundin Patty Swain unterwegs gewesen war; Patty war ebenfalls siebzehn, machte aber den Eindruck, als hätte sie ein wenig mehr Erfahrung mit den Dingen, die Vätern den Schlaf rauben. Ich war jedenfalls nicht so naiv zu glauben, dass sie keine Ahnung von Alkohol, Sex und Drogen hatte.

Aber Syd war auch nicht gerade ein Engel. Ich hatte sie mal mit Dope erwischt, und vor zwei Jahren war sie mit einem T-Shirt aus dem Abercrombie-&-Fitch-Laden in Stamford nach Hause gekommen, ohne ihrer Mutter erklären zu können, warum sie keinen Kassenbon hatte. Das hatte richtig Ärger gegeben.

Vielleicht war das der Grund, warum mir die Sonnenbrille derart ins Auge stach.

»Wie viel hast du dafür hingelegt?«, fragte ich.

»War gar nicht so teuer«, antwortete sie.

»Und wie geht's Patty?« Eigentlich fragte ich nur, weil ich wissen wollte, ob Syd tatsächlich mit ihr um die Häuser gezogen war. Die beiden waren erst seit ungefähr einem Jahr befreundet, verbrachten aber so viel Zeit miteinander, als würden sie sich schon seit dem Kindergarten kennen. Ich mochte Patty – sie hatte eine erfrischend direkte Art –, aber manchmal wünschte ich, Syd würde nicht so oft mit ihr herumhängen.

»Sie ist cool«, sagte Syd.

Der Nachrichtensprecher warnte vor radioaktiv verstrahlten Küchenarbeitsflächen aus Granit. Jeden Tag etwas Neues,

worum man sich Sorgen machen musste.

Syd machte sich über ihr Rührei her. »Mmm.« Sie warf einen Blick zum Fernseher hinüber. »Bob«, sagte sie.

Ich sah ebenfalls hin. Einer der Werbespots seiner Firma. Ein hochgewachsener Mann mit Halbglatze, einem breiten Lächeln und makellosen Zähnen, der mit ausgebreiteten Armen vor einer schier endlosen Flotte von Autos stand.

»Jetzt aber los zu Bob's Motors!«, sagte er. »Kein Wagen, den Sie in Zahlung geben können? Kein Problem! Kein Geld für eine Anzahlung? Kein Problem! Keinen Führerschein? Tja, das ***ist*** ein Problem! Aber wenn Sie nach einem neuen Wagen suchen, sind unsere Top-Angebote genau das Richtige für Sie. Besuchen Sie uns in einer unserer drei Filia–«

Ich schaltete den Ton weg.

»Bob ist schon ein ziemlicher Trottel«, sagte Sydney über den Mann, mit dem ihre Mutter zusammenlebte. »Aber in diesen Werbespots kommt er wie der letzte Volltrottel rüber. Was gibt's zum Abendessen?« Kein Frühstück ohne die Frage, was nach Feierabend auf den Tisch kommen würde. »Wie wär's, wenn wir uns was kommen lassen?« Sie überlegte einen Moment. »Pizza, zum Beispiel.«

»Ich denke, ich werde uns etwas kochen«, sagte ich. Syd machte keinen Hehl aus ihrer Enttäuschung.

Im letzten Sommer war Syd noch mit mir zur Arbeit gefahren, doch anschließend waren Susanne und ich übereingekommen, ihr einen Wagen zu besorgen. Für zweitausend Dollar hatte ich einen sieben Jahre alten Honda Civic gekauft, der von einem Kunden in Zahlung gegeben worden war. An den Kotflügeln war er ein bisschen rostig, aber sonst gut in Schuss.

»Der hat ja gar keinen Spoiler«, platzte Syd heraus, als wir ihr den Wagen präsentierten.

»Halt bloß den Mund«, sagte ich.

Nur einmal hatte ich sie seitdem zur Arbeit gebracht. Der Auspuff des Civic war defekt gewesen, also hatte ich sie über

die Route I – für mich immer noch die alte Boston Post Road – zum Just Inn Time gebracht, einem weithin sichtbaren, trostlosen grauen Kasten, der aussah wie ein Plattenbau in irgendeinem sowjetischen Satellitenstaat.

Ich wollte sie direkt vor dem Eingang absetzen, doch Syd verlangte, dass ich sie schon vorher an der Straße in der Nähe einer Bushaltestelle herausließ. »Hier warte ich auch nach Feierabend auf dich«, hatte sie gesagt.

Bobs Werbespot war vorbei, und ich drehte den Ton wieder an. Ein Reporter interviewte jemanden vor dem Rockefeller Center. Hinter den beiden winkten Leute in die Kamera.

Ich betrachtete meine Tochter, während sie ihr Frühstück aß. Als Vater ist man unglaublich stolz auf seine Tochter – nun ja, ich jedenfalls. Sie war wirklich eine wunderschöne Frau. Blondes Haar, das sanft auf ihre Schultern fiel, ein langer, anmutiger Hals, Porzellanhaut, klare, ausdrucksstarke Züge. Die Vorfahren ihrer Mutter stammen aus Norwegen, daher ihr nordisches Aussehen.

Als würde sie spüren, wie mein Blick auf ihr ruhte, fragte sie plötzlich: »Meinst du, ich hätte das Zeug, Model zu werden?«

»Model?«, fragte ich.

»Jetzt tu nicht so geschockt«, sagte sie.

»Bin ich gar nicht«, sagte ich abwehrend. »Aber du hast noch nie was davon gesagt.«

»Na ja, ich habe vorher nie dran gedacht. Es war Bobs Idee.«

Ich spürte, wie mir die Röte ins Gesicht stieg. Bob ermutigte meine Tochter, eine Karriere als Model anzustreben? Er war Anfang vierzig, so wie ich selbst auch. Na schön, meine Exfrau und meine Tochter lebten unter seinem Dach, in seiner schicken Villa mit Swimmingpool und Dreiergarage – aber wieso riet er ihr, sich als Model zu betätigen? Als was für eine Art Model überhaupt? Pin-up-Fotos? Webcam-Pornos?

Wollte er die Aufnahmen selber machen?

»Bob?«, sagte ich.

»Er meint, ich wäre ein Naturtalent und müsste unbedingt in einem seiner Werbespots auftreten.«

Schwer zu sagen, was erniedrigender war – Nacktfotos im *Penthouse* oder ein Reklamespot für Bobs Gebrauchtkisten.

»Was ist los? Findest du das etwa schlimm?«

»Der hat sie doch nicht mehr alle«, sagte ich.

»Er ist kein Perverser oder so«, gab sie zurück. »Ein Trottel, ja, aber ganz bestimmt kein Perverser. Mom und Evan fanden die Idee auch gut.«

»Evan?«

Nun wurde ich erst so richtig sauer. Evan war Bobs neunzehnjähriger Sohn. Bislang hatte er die meiste Zeit über bei seiner Mutter gelebt, Bobs Exfrau, die sich aber für drei Monate auf einer Europareise befand, weshalb er vorübergehend zu seinem Vater gezogen war. Er schlief im ersten Stock, genau wie Syd, die von ihrem Zimmer schwärmte und mir immer wieder unter die Nase rieb, dass es doppelt so groß war wie die Besenkammer, die sie bei mir bewohnen musste.

Früher hatten wir ein größeres Haus gehabt.

Die Vorstellung, dass meine Tochter neuerdings mit einem notgeilen Jüngling unter einem Dach lebte, hatte mir von Anfang an nicht geschmeckt. Erstaunlicherweise hatte Susanne zugestimmt; offenbar war es mit ihrer Durchsetzungskraft nicht mehr weit her. Aber was erwartete ich? Dass sie von ihrem neuen Freund verlangte, seinen Sohn rauszuschmeißen?

»Ja, Evan«, sagte Syd. »Er wird ja wohl noch seine Meinung sagen dürfen.«

»Und dass er dort wohnt, passt mir im Übrigen auch nicht.«

»O Gott, Dad, jetzt fang nicht schon wieder damit an.«

»Ein neunzehnjähriger Knilch, der mit dir zusammenwohnt – das geht nicht, es sei denn, er wäre dein Bruder.«

Sie errötete. »Das ist doch völlig harmlos.«

»Und deine Mutter ist damit einverstanden? Dass Bob und sein Sohn dir einreden, du wärst die nächste Cindy Crawford?«

»Cindy wer?«

»Crawford«, sagte ich. »Sie war … na ja, egal. Und deine Mutter sagt zu alldem ja und amen, oder was?«

»Jedenfalls flippt sie deshalb nicht gleich aus.« Syd warf mir einen vernichtenden Blick zu. »Außerdem hilft Evan, wo er nur kann, seit Mom diese Geschichte passiert ist.«

Diese Geschichte. Susannes Unfall beim Parasailing im Long Island Sound. Sie war zu schnell heruntergekommen, hatte sich an der Hüfte verletzt und böse das Knie verdreht. Und Bob hatte sie noch hundert Meter mit dem Motorboot hinter sich hergeschleift – dieser dämliche Vollidiot. Mit mir wäre Susanne das nie passiert. Ich besaß nämlich kein Motorboot.

»Außerdem hast du immer noch nicht gesagt, was du für die Sonnenbrille bezahlt hast«, warf ich ein.

Sydney seufzte. »Nicht viel.« Sie sah zum Telefon, neben dem mehrere ungeöffnete Briefumschläge lagen. »Du solltest dich um deine Rechnungen kümmern, Dad. Die liegen schon seit Tagen dort.«

»Mach dir darum mal keine Sorgen. Die kann ich schon bezahlen.«

»Mom sagt, du hättest Geld genug. Sie meint, du würdest bloß alles zu spät bezahlen, weil du nicht richtig organisiert wärst, und …«

»Die Sonnenbrille. Wo hast du sie her?«

»O Gott, wieso machst du denn so ein Affentheater wegen einer Sonnenbrille?«

»Ich bin bloß neugierig«, sagte ich. »Hast du sie aus dem Einkaufszentrum?«

»Ja. Sie war herabgesetzt. Hat gerade mal die Hälfte gekostet.«

»Hast du die Quittung aufbewahrt? Nur für den Fall, dass

sie kaputtgeht?«

Sie starrte mich an. »Du willst den Bon sehen, stimmt's?«

»Warum?«

»Weil du glaubst, ich hätte sie geklaut.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»So wie vor zwei Jahren. Und deshalb glaube ich dir das auch nicht.« Sie schob den Teller mit dem halb gegessenen Rührei beiseite.

»Du setzt dich mit einer Versace-Sonnenbrille an den Frühstückstisch und erwartest, dass ich keine Fragen stelle?«

Sie stand abrupt auf und stampfte die Treppe hinauf.

»Scheiße«, sagte ich leise. Super gelaufen.

Als ich mich für die Arbeit anzog, hörte ich, wie sie die Treppe hinunterlief. Gerade als ich nach unten kam, um mich von ihr zu verabschieden, kam sie mit einer Flasche Wasser aus der Küche und wollte das Haus verlassen.

»Wenn du so rumnervst, wird das bestimmt kein toller Sommer«, sagte sie. »Ist doch nicht meine Schuld, dass Evan jetzt bei uns wohnt. Du tust ja gerade so, als würde er mich jede halbe Stunde vergewaltigen.«

Ich zog eine Grimasse. »Ich weiß. Es ist bloß …«

»Ich muss los«, sagte sie und marschierte zu ihrem Civic. Ich winkte ihr hinterher, aber das bekam sie nicht mit, da sie den Blick stur auf die Straße gerichtet hielt.

Auf dem Küchentisch lag der Kassenbon für die Sonnenbrille – gleich neben der Eierschale mit dem Grinsegesicht, die sie mit der Faust platt geschlagen hatte.

***

Ich stieg in meinen CR-V und fuhr zur Arbeit. Riverside Honda liegt unweit der Brücke, über die man nach Stratford gelangt, das am anderen Ufer des Housatonic liegt. Es war ein zäher Morgen – es kamen kaum Leute, so dass ich erst einmal Däumchen drehen musste. Kurz nach Mittag sah ein Rentner-

paar Ende sechzig herein, um sich einen viertürigen Accord anzusehen.

Sie feilschten endlos mit mir herum – wir waren 700 Dollar auseinander. Ich entschuldigte mich mit den Worten, ich müsse kurz mit meinem Chef reden, ging aber stattdessen in die Werkstatt und aß erst einmal in aller Ruhe einen Schoko-Donut, ehe ich zu den beiden zurückkehrte und ihnen erklärte, dass ich zwar nicht weiter mit dem Preis heruntergehen könnte, wir die nächsten Tage aber einen Profi-Pinstriper zu Gast hätten, der ihnen den Accord gratis verzieren würde. Die Augen des alten Herrn leuchteten, und kurz darauf war der Deal perfekt. Hinterher besorgte ich ein Pinstriping-Set für zehn Dollar und beauftragte einen unserer Lackierer, sich um die Zierleisten zu kümmern.

Am Nachmittag hatte ich einen Kunden, der seinen zehn Jahre alten Odyssey-Van gegen ein neues Modell in Zahlung geben wollte. Wie viel wir ihm noch für die alte Kiste geben würden? Solche Fragen beantwortet man als Kundenberater grundsätzlich erst, nachdem man selbst ein paar Fragen gestellt hat.

»Läuft die Erstzulassung auf Ihren Namen?«, fragte ich.

»Ist der Wagen scheckheftgepflegt?« Er antwortete, er habe den Van regelmäßig zur Inspektion gebracht. »War der Wagen irgendwann einmal in einen Unfall verwickelt?«

»Ja«, gab er zu. »Vor drei Jahren hatte ich einen Auffahrunfall. Die ganze Front musste gerichtet werden.«

Ich erklärte ihm, dass der Unfall den Wert des Wagens leider deutlich mindern würde. Er hielt dagegen, die erneuerten Teile würden den Wert des Vans ja wohl höchstens steigern, und war alles andere als zufrieden mit der Summe, die ich ihm anbot.

Zweimal rief ich die Büronummer meiner Exfrau in Stratford an – sie arbeitete in einem von Bobs Autosalons – und hinterließ ihr jeweils eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter. Beide Male fragte ich, wie es ihr gefallen würde,

unsere Tochter demnächst auf einem heißen Kalender in der nächsten Reifenwerkstatt zu sehen.

Nach dem zweiten Anruf hatte ich wieder einen halbwegs klaren Kopf, und ich erkannte, dass es hier nicht allein um Sydney ging. Es ging um Susanne, um Bob, um das, was er ihr bieten konnte, darum, wie ich alles in den Sand gesetzt hatte.

Ich arbeitete als Autoverkäufer, seit ich zwanzig war. Ich beherrschte meinen Job aus dem Effeff, aber Susanne war der Überzeugung, ich könnte mehr aus meinem Talent machen. Sie sagte, ich solle mich selbstständig machen. Mein eigener Herr sein. Ein eigenes Autohaus eröffnen. Dass wir unserem Leben die entscheidende Wende geben könnten. Wir würden Syd auf die besten Schulen schicken. Einer goldenen Zukunft ins Auge sehen.

Mein Vater war gestorben, als ich neunzehn gewesen war, und hatte meine Mutter gut versorgt zurückgelassen. Als meine Mutter ein paar Jahre später an einem Herzinfarkt starb, benutzte ich mein Erbe, um Susanne zu beweisen, dass ich der Mann sein konnte, den sie sich so sehnlich wünschte. Ich eröffnete mein eigenes Autohaus.

Und ging baden.

Ich war schlicht kein Unternehmer. Kundenberatung und Verkauf, das war meine Welt. Statt mich um die Organisation meiner Firma zu kümmern, zog ich es immer öfter vor, die Verkaufsgespräche selbst in die Hand zu nehmen. Management war einfach nicht mein Ding. Die wichtigen Entscheidungen überließ ich anderen, und zu allem Überfluss wurde ich auch noch von meinen Mitarbeitern hintergangen.

Schließlich verlor ich alles.

Und zwar nicht nur meine Firma, nicht nur unser großes Haus mit Ausblick auf die Flussmündung. Ich verlor meine Familie.

Susanne warf mir vor, alles vermasselt zu haben. Ich warf ihr vor, mich in etwas hineingedrängt zu haben, wofür ich

nicht geschaffen war.

Während Syd sich mit Selbstvorwürfen quälte. Sie meinte, wenn wir sie wirklich lieb hätten, würden wir auch zusammenbleiben. Zwar hatte unsere Trennung nichts mit Syd zu tun, aber das nahm sie uns nicht ab.

In Bob fand Susanne, was ich ihr nicht hatte geben können. Bob war stets darauf aus, die nächste Sprosse auf der Karriereleiter zu erklimmen. Wenn er Autos verkaufen konnte, konnte er auch ein Autohaus eröffnen, und wenn das lief, warum nicht gleich zwei, drei Filialen aus dem Boden stampfen?

Ich hatte Susanne keine Corvette geschenkt, als wir miteinander ausgegangen waren – Bob schon. Weshalb es mich mit heimlicher Freude erfüllte, als ein Kolben den Geist aufgab und sie den Wagen schließlich verkaufte, weil sie nur ungern mit Schaltung fuhr.

Am Tag, an dem meine Tochter verschwand, ging ich um sechs nach Hause, wenn auch ein wenig zögernd; man weiß eben nie, ob nicht in letzter Sekunde noch ein Kunde mit gezücktem Scheckbuch auftaucht. Aber schließlich konnte ich nicht den ganzen Abend in der Firma verbringen. Irgendwann muss man Feierabend machen.

Eigentlich hatte ich zum Abendessen Spaghetti machen wollen, beschloss dann aber doch, zwei Pizzen kommen zu lassen – als Friedensangebot sozusagen, nachdem ich ihr wegen der Sonnenbrille die Daumenschrauben angelegt hatte.

Um sieben war sie immer noch nicht da. Angerufen hatte sie auch nicht.

Vielleicht hatte sie für jemanden einspringen müssen, der krank geworden war. Normalerweise rief sie zwar an, wenn sie sich verspätete, aber nach unserem Zusammenstoß beim Frühstück konnte ich durchaus verstehen, dass sie heute über die üblichen Höflichkeitsregeln hinwegsah.

Als ich bis acht aber immer noch nichts von ihr gehört hatte, begann ich mir allmählich Sorgen zu machen.

Im Fernsehen in der Küche liefen gerade die Nachrichten. Irgendetwas über ein Erdbeben in Asien, aber ich hörte nur mit einem Ohr hin, während ich überlegte, wo Syd stecken mochte.

Manchmal traf sie sich nach der Arbeit noch mit Patty oder einer ihrer anderen Freundinnen, meistens in der Post Mall, um einen Happen zu essen.

Ich rief auf ihrem Handy an. Es klingelte mehrmals, dann sprang die Voicemail an. »Ruf mich doch bitte kurz an, Schatz«, sagte ich. »Ich wollte uns Pizza bestellen, würde aber gern noch wissen, was du drauf haben willst.«

Dann wartete ich weitere zehn Minuten ab. Ich wollte gerade die Nummer des Hotels herauskramen, als das Telefon läutete. Ich hob ab, ohne einen Blick auf das Display zu werfen. »Hey«, sagte ich. »Also, was willst du auf die Pizza?«

»Bloß keine Sardellen.« Aber es war nicht Syd. Es war Susanne.

»Oh«, sagte ich. »Hi.«

»Ich habe eben meinen Anrufbeantworter abgehört. Hör bloß auf, den Moralapostel zu spielen.«

Ich holte tief Luft. »Wieso kapierst du's nicht? Bob und Evan glotzen sich offenbar die Augen aus dem Kopf! Und reden unserer Tochter diesen Model-Mist ein!«

»Jetzt mach mal halblang, Tim«, sagte Susanne. »Sie waren bloß nett zu ihr, das ist alles.«

»Und dass Bobs Sohn quasi mit Sydney zusammengezogen ist, geht für dich auch völlig in Ordnung, oder was?«

»Sie sind wie Bruder und Schwester«, erwiderte sie.

»Vergiss es. Ich weiß genau, wie es war, als ich neunzehn …« Ein leises Piepen vermeldete, dass ich einen anderen Anrufer in der Leitung hatte. »Ich muss Schluss machen. Ich rufe zurück, okay?«

Susanne legte auf. Ich wechselte auf den anderen Anrufer. »Hallo?«

»Mr Blake?«, sagte eine weibliche Stimme, die jedenfalls

nicht meiner Tochter gehörte.

»Ja?«

»Hier Fairfields Türen-und-Fenster-Service. Wir sind später bei Ihnen in der Gegend und würden gern …«

Ich legte auf, suchte die Nummer des Hotels heraus, wählte und ließ es bestimmt zwanzig Mal klingeln, bevor ich entnervt wieder auflegte.

Ich griff mir Jacke und Schlüssel und fuhr quer durch die Stadt zum Just Inn Time, parkte direkt vor dem Eingang und blickte mich nach Syds Civic um, doch der Wagen war nirgends zu sehen. Dann betrat ich das Hotel zum ersten Mal, seit Syd dort vor zwei Wochen angefangen hatte.

Die Glastüren schlossen sich hinter mir, als ich die Lobby betrat. Ich hoffte, Syd hinter der Rezeption zu erblicken, doch stattdessen stand dort ein junger Typ von vielleicht Ende zwanzig, mit schmutzig blondem Haar und reichlich Aknenarben im Gesicht.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte er. Auf seinem Namensschild stand »Owen«.

»Ja«, sagte ich. »Ich suche nach Syd.« »Wem? Wie heißt er denn mit Nachnamen?«

»Es ist eine Sie. Sydney. Sie ist meine Tochter.«

»Wissen Sie die Zimmernummer?«

»Nein, nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Sie arbeitet hier – hier an der Rezeption. Sie ist nicht zum Abendessen nach Hause gekommen, deshalb bin ich kurz vorbeigekommen, um nachzusehen, ob sie Überstunden macht.«

»Verstehe«, sagte Owen.

»Sie heißt Sydney Blake«, sagte ich. »Sie kennen sie bestimmt.«

Owen schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht.«

»Sind Sie neu hier?«, fragte ich.

»Nein. Na ja, kommt drauf an.« Er grinste. »Sechs Monate sind auch nicht gerade ’ne lange Zeit, oder?«

»Sydney Blake«, wiederholte ich. »Sie arbeitet hier seit

zwei Wochen. Siebzehn Jahre alt, blond.«

Abermals schüttelte Owen den Kopf.

»Vielleicht musste sie irgendwo einspringen«, sagte ich. »Sie haben doch bestimmt einen Dienstplan oder so was. Können Sie nicht mal nachsehen?«

»Einen Moment bitte«, sagte Owen. »Ich hole den Duty Manager.«

Owen quetschte sich durch eine Schwingtür und kam kurz darauf mit einem hageren, gut aussehenden Mann Anfang vierzig zurück. Auf seinem Namensschild stand »Carter«, und seinem Akzent nach kam er aus den Südstaaten, wenn ich auch nicht hätte sagen können, woher genau.

»Ja, bitte?«, sagte er.

»Ich suche meine Tochter«, sagte ich. »Sie arbeitet hier.«

»Wie heißt sie denn?«

»Sydney Blake«, sagte ich. »Syd.«

»Sydney Blake?«, wiederholte er. »Den Namen habe ich noch nie gehört.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie arbeitet hier erst seit zwei Wochen. Ein Ferienjob, den Sommer über.«

Carter musterte mich ratlos. »Tut mir leid.«

Ich spürte, wie sich mein Herzschlag beschleunigte. »Sehen Sie doch bitte mal auf den Dienstplan«, drängte ich ihn.

»Wozu?«, sagte er. »Ich weiß, wer hier arbeitet und wer nicht, und ich kenne keine Person dieses Namens.«

»Moment«, sagte ich. Ich griff nach meinem Portemonnaie, kramte in einem Fach hinter den Kreditkarten und förderte ein drei Jahre altes Highschool-Foto von Sydney zutage.

»Nicht mehr ganz neu, das Bild«, sagte ich. »Aber das ist sie.«

Beide begutachteten das Foto. Owen zog kurz die Augenbrauen hoch, anscheinend schwer beeindruckt von Syds Aussehen.

Dann reichte mir Carter das Bild zurück.

»Es tut mir wirklich leid, Mister …«

»Blake. Tim Blake.«

»Vielleicht arbeitet sie drüben im Howard Johnson's.« Er deutete mit dem Kopf nach rechts.

»Nein«, sagte ich. »Sie hat gesagt, sie arbeitet hier.« Meine Gedanken überschlugen sich. »Wer ist denn für die Tagschicht zuständig?«

»Veronica.«

»Dann rufen Sie die Dame bitte an.«

Zögernd ging Carter zum Telefon, entschuldigte sich bei der Frau am anderen Ende der Leitung und reichte mir den Hörer.

Ich erklärte Veronica, was geschehen war.

»Vielleicht hat sie Ihnen das falsche Hotel genannt«, sagte Veronica.

»Nein.«

Veronica bat mich um meine Nummer und versprach, sich bei mir zu melden, falls ihr etwas zu Ohren kam. Dann legte sie auf.

Auf dem Weg nach Hause überfuhr ich zwei rote Ampeln und hätte beinahe einen Toyota Yaris gerammt, während ich abwechselnd auf Syds Handy und bei uns zu Hause anrief.

Als ich das Haus betrat, war alles totenstill.

Syd kam an jenem Abend nicht nach Hause.

Und auch nicht am nächsten Abend.

Oder dem Abend darauf.

EINS

»Wir haben uns auch einen Mazda angesehen«, sagte die Frau. »Und einen … Dell, was war das noch mal für ein Wagen? Der andere, den wir Probe gefahren sind?«

»Ein Subaru«, antwortete ihr Mann.

»Ja, stimmt«, meinte die Frau. »Ein Subaru.«

Die Frau und ihr Mann – sie hießen Lorna und Dell – saßen mir an meinem Schreibtisch im Showroom von Riverside Honda gegenüber. Sie standen bereits zum dritten Mal auf der Matte, seit ich zur Arbeit gekommen war. Trotz der schwersten Krise meines Lebens war ich an jenem Punkt angekommen, an dem einem nichts anderes mehr einfällt, als zur Tagesordnung überzugehen.

Vor Lorna lagen außer dem Prospekt über den Accord, den die beiden eventuell bei mir kaufen wollten, noch weitere Prospekte von Toyota, Mazda, Subaru, Chevrolet, Ford, Dodge und anderen Autoherstellern.

»Nun ja«, sagte Lorna, »mir ist aufgefallen, dass der Taurus 263 PS hat, der Accord aber nur 177.«

»Der Taurus hat ja auch sechs Zylinder«, sagte ich, »der Accord aber nur vier. Sie werden feststellen, dass er trotzdem tadellos beschleunigt, aber entschieden weniger verbraucht.«

»Oh .« Lorna nickte. »Was genau sind eigentlich Zylinder? Ich glaube, Sie haben es mir schon mal erklärt, aber ich habe es wieder vergessen.«

Dell schüttelte langsam den Kopf. Das war so ziemlich alles, was er während unserer Gespräche zu tun pflegte. Er saß einfach nur da und ließ Lorna die Fragen stellen; lediglich zwischendurch gab er den einen oder anderen genervten Grunzer von sich. Er schien allmählich den Lebenswillen zu verlieren. Offenbar hatte er in den letzten Wochen jede Menge Zeit vor den Schreibtischen von Autohändlern zwischen Bridgeport und New Haven verbracht. Ich sah ihm

genau an, dass es ihm schnurzegal war, was für einen Wagen sie kauften – Hauptsache, sie kauften überhaupt einen.

Lorna hingegen vertrat die Ansicht, sie müssten sich als aufgeklärte Kunden eingehend informieren, jeden Wagen genau unter die Lupe nehmen, Daten und Garantien vergleichen. Was auch durchaus vernünftig war, aber eben nur bis zu einem gewissen Punkt: Inzwischen hatte Lorna so viele Informationen gesammelt, dass sie vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sah. Statt bei der Entscheidungsfindung zu helfen, verwirrte sie die Flut an Fakten so sehr, dass sie zu überhaupt keiner mehr imstande war.

Beide waren etwa Mitte vierzig. Er arbeitete als Schuhverkäufer im örtlichen Einkaufszentrum, sie war Grundschullehrerin. Und genau so ging sie auch vor. Sie hatte alles genau recherchiert, sämtliche Optionen gegeneinander abgewogen, zu Hause eine Tabelle erstellt und die einzelnen Ausstattungsvorzüge fein säuberlich abgehakt.

Lorna wollte wissen, wie viel Beinfreiheit die Rücksitze des Accord im Vergleich zum Malibu bieten würden; sicher eine relevante Frage, wenn man Kinder hatte, von denen bislang aber keine Rede gewesen war. Dann hakte sie nach, wie es mit dem Kofferraumvolumen des Accord im Vergleich zum Mazda 6 aussehen würde. Ich hörte nicht mehr richtig zu. Schließlich hob ich die Hand.

»Welcher Wagen gefällt Ihnen am besten?«, fragte ich Lorna.

»Gefällt?«, gab sie zurück.

Zwischen uns befand sich der Monitor meines Computers. Ich bewegte die ganze Zeit über die Maus hin und her und tippte auf der Tastatur herum, was Lorna glauben ließ, ich befände mich auf der Honda-Website, um die entsprechenden Daten abzurufen.

Sie täuschte sich. Ich war auf findsydneyblake.com, um zu checken, wer die Seite aufgerufen und ob mir jemand eine E-Mail geschickt hatte. Ein Freund von Syd, ein Computerfreak

namens Jeff Bluestein, hatte mir geholfen, die Website zu entwerfen, auf der sich alle wesentlichen Informationen befanden.

Zuallererst eine vollständige Beschreibung von Syd. Alter: 17. Geburtsdatum: 15. April 1992. Gewicht: ca. 51 Kilo. Augenfarbe: blau. Haarfarbe: blond. Größe: 1,60 Meter.

Verschwunden am: 29. Juni 2009.

Zuletzt wurde sie gesehen, als sie unser Haus in der Hill Street verließ und zur Arbeit fuhr. Möglicherweise wurde sie anschließend in der Nähe des Just-Inn-Time-Hotels in Milford, Connecticut gesichtet.

Es folgte eine Beschreibung von Syds silberfarbenem Civic inklusive Autokennzeichen.

Jeff hatte die Website mit anderen Seiten über Ausreißer und verschwundene Jugendliche verlinkt; Besucher der Seite wurden gebeten, sich mit der Polizei oder direkt mit mir, Tim Blake, in Verbindung zu setzen. Ich hatte verschiedenste Fotos von Syd ausgewählt, darunter auch Bilder, die Freunde von ihr gemacht hatten, und damit die Seite zugepflastert. Alle Bilder waren in den letzten sechs Monaten entstanden.

Wo auch immer Syd stecken mochte – fest stand, dass sie nicht bei Verwandten untergekrochen war. Susannes und meine Eltern waren tot, beide hatten wir keine Geschwister, und die wenigen Verwandten, die es noch gab – hier eine Tante, dort ein Onkel –, hatten wir in Alarmbereitschaft versetzt.

»Die lange Lebensdauer und der hohe Wiederverkaufswert sprechen natürlich für den Honda«, erklärte Lorna.

Am Tag zuvor hatte ich zwei E-Mails erhalten, die über Syds Verbleib allerdings keinen Aufschluss lieferten. Die eine war von einem Vater aus Providence, der mir schrieb, dass sein Sohn Kenneth nun schon seit einem Jahr verschwunden war, dass kein Augenblick verging, an dem er nicht an ihn dachte, sich fragte, wo er steckte, ob er lebte oder tot war, ob er Kenneth womöglich selbst aus dem Haus getrieben, sein

Sohn sich mit falschen Freunden eingelassen hatte oder …

Mir half es nicht weiter.

Die andere Mail kam von einer Frau aus einem Kaff bei Albany, die die Website zufällig entdeckt hatte und schrieb, sie würde für mich und meine Tochter beten, dass ich auf meinen Glauben vertrauen sollte und Gott mir die Kraft geben würde, diese schwere Zeit durchzustehen.

Ich löschte beide Mails, ohne sie zu beantworten.

»Aber die Toyotas haben ebenfalls einen guten Wiederverkaufswert«, sagte Lorna. »Ich habe mir die Statistiken der Verbraucherzentrale angesehen, diese Tabellen mit den roten und schwarzen Punkten. Rote Punkte gibt es bei niedriger, schwarze bei höherer Reparaturanfälligkeit – wodurch man eben sofort sieht, welche Wagen etwas taugen und welche nicht. Kennen Sie diese Tabellen?«

Ich checkte, ob neue Mails gekommen waren. Allerdings hatte ich bereits dreimal nachgesehen, seit Lorna und Dell an meinem Schreibtisch Platz genommen hatten. Dauernd checkte ich meine Mails, und mindestens zweimal am Tag rief ich bei der Polizei in Milford an, um mich bei Detective Kip Jennings – der allererste Kip, den ich kennenlernte, und dann war es unerwarteterweise auch noch eine Frau – nach neuen Erkenntnissen zu erkundigen. Detective Jennings war mit dem Fall betraut worden, auch wenn ich allmählich argwöhnte, dass »betraut« lediglich bedeutete, Syds Akten in der Schublade vermodern zu lassen.

Während sich Lorna über die Statistiken der Verbraucherzentrale ausgelassen hatte, war tatsächlich eine E-Mail gekommen. Als ich sie anklickte, erfuhr ich, dass es ein Problem mit meinem CitiBank-Konto gab und es gesperrt würde, wenn ich nicht umgehend meine Kontodaten zurücksendete. Seltsam, aber ich hatte gar kein Konto bei der CitiBank. Und auch nie eines gehabt.

»Verdammt«, platzte ich heraus. Die Website war erst seit zwei Wochen online – Jeff hatte sie nur wenige Tage nach

Syds Verschwinden erstellt –, und schon hatten die Spammer sie entdeckt.

»Wie bitte?«, sagte Lorna.

Ich sah sie an. »Pardon«, sagte ich. »Ich meinte etwas auf meinem Bildschirm. Sie hatten gerade von roten Punkten gesprochen.«

»Hören Sie mir überhaupt zu?«, fragte sie.

»Selbstverständlich«, sagte ich.

»Sehen Sie sich da irgendwelche schmutzigen Seiten im Internet an?« Dell zog die Augenbrauen hoch. Offenbar wollte er sich den vermuteten Pornokram nicht entgehen lassen.

»Dürfen wir nicht, wenn wir Kundschaft haben«, gab ich zurück.

»Ich will bloß einen Fehlkauf vermeiden«, sagte Lorna. »Nicht, dass sich hinterher rausstellt, dass wir uns eine Gurke an Land gezogen haben.«

»Honda verkauft keine Gurken«, sagte ich.

Ich brauchte dringend einen Abschluss. Seit Syds Verschwinden hatte ich keinen einzigen Wagen verkauft. In der ersten Woche hatte ich mir freigenommen, doch statt zu Hause zu bleiben, hatte ich wie ein Verrückter achtzehn Stunden täglich nach ihr gesucht, war durch die Straßen gefahren, hatte die Einkaufszentren und Anlaufstellen für Jugendliche zwischen Milford und Stratford nach ihr durchkämmt. Schließlich hatte ich meine Suche auf Bridgeport und New Haven ausgeweitet, überall Fotos von Syd her umgezeigt. Ich kontaktierte jede ihrer Freundinnen, an die ich mich auch nur entfernt erinnern konnte.

Wieder und wieder fuhr ich zum Just Inn Time und zerbrach mir den Kopf darüber, wo sie jeden Tag gewesen war, während sie mich in dem Glauben gelassen hatte, sie würde zur Arbeit fahren.

In den letzten vierundzwanzig Tagen hatte ich kaum geschlafen.

»Wissen Sie was?« Lorna sammelte die vor ihr liegenden Prospekte ein und stopfte sie in ihre übergroße Handtasche. »Ich glaube, wir sollten uns den Nissan noch mal ansehen.«

»Warum nicht?«, sagte ich. »Die bauen hervorragende Autos.«

Als ich mich erhob, um die beiden zu verabschieden, klingelte mein Telefon. Ich warf einen Blick aufs Display, erkannte die Nummer und ließ den Anrufbeantworter anspringen, obwohl mir klar war, dass dieser spezielle Anrufer mit ziemlicher Sicherheit keine weitere Nachricht hinterlassen würde.

»Oh«, sagte Lorna und legte einen Satz Autoschlüssel auf meinen Schreibtisch. »Wir haben noch mal in dem Civic Probe gesessen«, sagte sie. »Die Schlüssel hier lagen im Getränkehalter – die hat bestimmt jemand vergessen, oder?«

Es war jedes Mal dasselbe. Sie stieg in irgendeinen Wagen, entdeckte Schlüssel und lieferte sie bei mir ab. Ich hatte es aufgegeben, ihr zu erklären, dass es sich um eine Sicherheitsmaßnahme handelte; alle Wagen im Ausstellungsraum waren mit Ersatzschlüsseln ausgestattet, damit wir sie im Fall eines Brands aus dem Gebäude fahren konnten, sofern die Zeit es erlaubte.

»Sehr aufmerksam von Ihnen«, sagte ich. »Ich kümmere mich darum.«

»Sie wollen doch nicht, dass plötzlich jemand mit einem Ihrer Wagen verduftet, oder?« Sie lachte.

Dell sah aus, als würde er am liebsten auf der Stelle von dem Odyssey-Minivan überfahren werden, der in der Mitte des Showrooms stand.

»Wir kommen vielleicht noch mal vorbei«, sagte Lorna.

»Bestimmt«, sagte ich. Da ich nicht sonderlich scharf auf ein schnelles Wiedersehen war, fügte ich hinzu: »Sehen Sie auf jeden Fall auch bei Mitsubishi vorbei. Der neue Saturn lohnt eine Probefahrt.«

»Oh«, sagte Lorna alarmiert, als könnte sie eine Marke

übersehen haben. »Wie, sagten Sie, heißt die Firma?«

»Mitsubishi.«

Dell bedachte mich mit einem tödlichen Blick, aber das war mir egal. Sollte Lorna doch zur Abwechslung mal ein paar andere Autoverkäufer drangsalieren. Unter normalen Umständen hätte ich ihre Unentschlossenheit toleriert. Aber ich stand völlig neben mir, seit Syd spurlos verschwunden war.

Kaum hatten sie den Ausstellungsraum verlassen, klingelte mein Telefon erneut. Kein Grund zur Aufregung. Es war ein interner Anruf.

Ich nahm ab. »Tim hier.«

»Hast du mal eine Minute Zeit?«

»Klar«, sagte ich und legte wieder auf.

Ein Civic, ein Odyssey, ein Pilot und ein kastenförmiger Honda Element mit Selbstmördertüren säumten meinen Weg, als ich ans andere Ende des Showrooms marschierte.

Laura Cantrell wollte mich sprechen. Unsere Verkaufsleiterin. Mitte vierzig mit dem Körper einer Fünfundzwanzigjährigen, zweimal geschieden, seit vier Jahren Single, kastanienbraunes Haar, strahlend weiße Zähne, dunkelrote Lippen. Sie fuhr einen silbernen S2000, den nur in limitierter Stückzahl erhältlichen Honda-Zweisitzer, von dem wir etwa ein Dutzend pro Jahr verkauften.

»Hallo, Tim, setz dich doch«, sagte sie, ohne aufzustehen. Da sie ein richtiges Büro hatte und nicht bloß einen Verschlag wie die einfachen Verkäufer, gab es sogar eine Tür, die ich hinter mir zumachen konnte.

Schweigend nahm ich Platz. Mit Small Talk hatte ich dieser Tage nicht viel am Hut.

»Na, wie geht’s?«, erkundigte sich Laura.

Ich nickte. »Okay.«

Sie deutete mit dem Kopf hinaus zum Parkplatz, wo Lorna und Dell gerade in ihren acht Jahre alten Buick stiegen. »Wissen die immer noch nicht, was sie wollen?«

»Nein«, sagte ich. »Kennst du die Geschichte von dem Esel, der zwischen zwei Ballen Heu verhungert, weil er sich nicht entscheiden kann, welchen er zuerst fressen soll?«

Laura war nicht an Fabeln interessiert. »Wir verkaufen erstklassige Produkte. Wieso schaffst du es nicht, die Sache zum Abschluss zu bringen?«

»Sie kommen wieder«, sagte ich.

Laura lehnte sich in ihrem Drehstuhl zurück und verschränkte die Arme. »Und sonst, Tim? Gibt es Neuigkeiten?«

Klar, sie fragte nach Syd. »Nein«, sagte ich.

Mitfühlend schüttelte sie den Kopf. »Mein Gott, das muss furchtbar für dich sein.«

»Hart«, sagte ich.

»Hab ich dir je erzählt, dass ich auch mal von zu Hause ausgerissen bin?«, fragte sie.

»Ja«, sagte ich.

»Ich war sechzehn, und wegen jeder Kleinigkeit gab es Zoff mit meinen Eltern – Noten, Jungs, Partys, an allem hatten sie etwas auszusetzen. Tja, und am Ende bin ich einfach abgehauen, mit einem Jungen namens Martin. Wir sind quer durchs Land getrampt. Haben uns Amerika angesehen, verstehst du?«

»Deine Eltern müssen krank vor Sorge gewesen sein.«

Laura Cantrell zuckte nur mit den Schultern.

»Ich will auf Folgendes hinaus«, fuhr sie fort. »Mir ging es bestens. Ich wollte einfach nur herausfinden, wer ich war. Mich von dem Druck befreien, der auf mir lastete. Mich allein durchschlagen, verstehst du? Genau das ist es nämlich, worauf es wirklich ankommt. Unabhängigkeit.«

Ich schwieg.

»Hör zu.« Sie beugte sich vor, stützte die Ellbogen auf den Tisch. Ein Hauch ihres Parfüms stieg mir in die Nase. »Wir alle stehen hinter dir. Die ganze Firma, zu hundert Prozent. Wir alle können uns nur allzu gut vorstellen, was du gerade durchmachst. Wir alle wünschen uns nichts sehnlicher, als

dass Cindy heute noch nach Hause zurückkommt.«

»Sydney«, sagte ich.

»Aber trotzdem, das Leben geht weiter. Du kannst dir keine grauen Haare wachsen lassen, wenn du nichts Genaues weißt. Gut möglich, dass mit deiner Tochter alles in Ordnung ist. Wenn du Glück hast, ist sie mit einem Jungen unterwegs. Ich weiß, dass du das nicht hören willst, aber ein junger Bursche bedeutet Sicherheit. Und wegen Sex würde ich mir keine großen Sorgen machen. Die Mädchen von heute leben doch nicht hinterm Mond. Sie wissen genau Bescheid und passen auf, dass ihnen keiner ein Kind anhängt.«

Ich sparte mir einen Kommentar.

»Nun ja«, sagte Laura. »Fest steht jedenfalls, dass du diesen Monat weit hinterherhinkst. Wir haben bereits …« – sie warf einen Blick auf den Kalender an der Wand, auf dem ein Honda Pilot zu sehen war, der über einen Erdhügel fuhr – »… den 23. Juli, und ich glaube kaum, dass du noch einen Abschluss aus dem Hut zaubern wirst. Diesen Monat hast du noch keinen einzigen Wagen verkauft. Du weißt doch, wie es hier läuft. Letzten Endes geht es darum, wie viele Autos du an den Mann bringst. Du kennst die Regel: Zwei Monate Schlusslicht, und du bist draußen.«

»Das weiß ich«, sagte ich.

»Glaub mir, wir berücksichtigen deine Situation. Ich gebe dir drei Monate, schließlich will ich fair sein.«

»Danke«, sagte ich.

»Tim, du hast hier einen Schreibtisch. Und wenn du keine Autos verkaufen kannst, sind wir gezwungen, jemand anderen dahinterzusetzen. An meiner Stelle würdest du genauso handeln.«

»Ich arbeite jetzt seit fünf Jahren für dich«, sagte ich. Seit ich pleitegegangen bin, dachte ich, sprach es aber nicht laut aus. »Und ich war immer einer der besten Verkäufer hier, richtig?«

»Glaub nicht, das wüsste ich nicht selbst«, sagte Laura.

»Tja, war jedenfalls nett, mit dir zu plaudern, Tim. Hoffentlich klärt sich die Sache bald. Und was deine unentschlossenen Kunden angeht … Warum rufst du sie nicht einfach mal an und machst Ihnen ein Extra-Angebot? Ein paar hübsche Pinstripes ohne Aufpreis – du weißt doch, wie die Sache läuft. Hauptsache, sie haben das Gefühl, etwas umsonst zu bekommen.«

Bingo.

ZWEI

Als ich von der Arbeit kam, bog ich nicht wie sonst in die Bridgeport Avenue ein. Normalerweise fuhr ich hier von der Route I auf die Clark Street ab, überquerte nach einer halben Meile eine kleine Eisenbahnbrücke und bog dann links in die Hill Street ab, wo ich seit fünf Jahren wohnte – seit Susanne und ich unser Haus verkauft, unsere Schulden bezahlt und kleinere Wohnungen bezogen hatten.

Heute jedoch fuhr ich weiter bis zum Just Inn Time und bog auf den Hotelparkplatz ein. Ich blieb noch einen Moment im Wagen sitzen und überlegte, ob ich das Hotel tatsächlich betreten sollte, obwohl ich genau wusste, dass ich es ohnehin tun würde – wie jeden Tag seit Syds Verschwinden.

Ich stieg aus meinem CR-V. Es war mein Firmenwagen, was bedeutete, dass ich mir einen eigenen fahrbaren Untersatz besorgen musste, falls Laura mich feuerte. Obwohl es schon nach sechs war, herrschte immer noch eine Affenhitze. 3 5 Grad. Über der Route I flirrte die Luft.

Ich stand auf dem Parkplatz und ließ den Blick in alle Richtungen schweifen. Etwas weiter die Straße hinauf lag das Howard Johnsons und dahinter die Auffahrt zur Interstate. Einen Steinwurf entfernt befand sich ein altes Kino. Dort hatten wir mit Sydney *Toy Story 2* gesehen, als sie sieben oder acht gewesen war, fiel mir wieder ein. An ihrem Geburtstag? Ja, ich erinnerte mich, wie ich eine Gruppe von Kindern in die Sitzreihe geschleust hatte. Das Hotel selbst lag unweit der Stelle, wo sich die Straße gabelte, die Route 1 nach Norden und die Cherry Street nach Südwesten führte. An der Cherry Street lag der Kings-Highway-Friedhof.

An der Straße befand sich eine Reihe von Geschäften, deren Schilder weithin sichtbar waren. Eine Videothek, ein Uhrengeschäft, eine Fish-&-Chips-Bude, ein Blumenhändler,

eine christliche Buchhandlung, eine Metzgerei, ein Friseursalon, ein Laden für Kindermoden und ein Sexshop.

Alle Läden lagen in Gehnähe des Hotels. Wenn Syd hier jeden Morgen ihren Wagen abgestellt hatte, bestand die Möglichkeit, dass sie in einem dieser Geschäfte gearbeitet hatte.

Ich hatte bereits in fast allen Geschäften nach Syd gefragt und ihr Foto herumgezeigt. Aber da ich sicher noch nicht mit allen Angestellten gesprochen hatte, konnte es kein Fehler sein, ein weiteres Mal nachzuhaken. Auch wenn mir klar war, dass Syd nicht unbedingt heimlich in einem dieser Läden gearbeitet haben musste. Ebenso war es möglich, dass sie jeden Morgen jemand abgeholt hatte und mit ihr weiß Gott wohin gefahren war.

Wenn sie aber in einem der Läden in Sichtweite des Hotels gearbeitet hatte – warum hatte sie es dann ihrer Mutter und mir verschwiegen? Was war schon dabei, wenn sie in einer Buchhandlung oder einer Metzgerei …

In diesem Moment fiel mir erneut der Sexshop ins Auge.

Der einzige Laden, den ich bei meiner ersten Runde ausgelassen hatte. *Niemals,* hatte ich mir gesagt. Was auch immer Syd vor uns verheimlicht haben mochte, dort hatte sie ganz bestimmt nicht gearbeitet.

In tausend Jahren nicht.

Ich lehnte mich gegen meinen Wagen, schüttelte den Kopf und murmelte das Wort »nein«, als ich plötzlich meinen Namen hörte.

»Mr Blake?«

Ich sah nach links. Eine Frau stand vor mir. Flache Pumps, blauer Rock und blaue Jacke mit einem »Just-Inn-Time«-Schildchen am Revers. Sie war ein paar Jahre, wenn auch nicht maßgeblich älter als ich. Mitte vierzig, schätzte ich, schwarzes Haar, dunkelbraune Augen. Ihr Firmen-Outfit war nicht plump genug, um ihre ausgesprochen ansehnlichen Formen verbergen zu können.

»Veronica«, sagte ich. Veronica Harp, die Hotelmanagerin, mit der ich an jenem Abend telefoniert hatte, an dem Syd verschwunden war. Inzwischen hatte ich mehrmals persönlich bei ihr vorbeigesehen. »Wie geht's Ihnen?«

»Gut. Mr Blake.« Sie zögerte, da die Höflichkeit gebot, mich dasselbe zu fragen, sie aber genau wusste, wie es in mir aussah. »Und Ihnen?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Sie können mich bestimmt schon nicht mehr sehen.«

Sie lächelte verlegen. »Ich verstehe Sie.«

»Ich muss die Läden da drüben noch mal checken«, sagte ich. »Ich glaube immer noch, dass Syd sich irgendwo hier in der Nähe aufgehalten hat.«

»Möglich«, sagte sie. Unschlüssig stand sie da; ihre Körpersprache verriet mir, dass sie schwankte, ob sie das Gespräch fortsetzen oder ins Hotel zurückgehen sollte.

»Wie wär's mit einem Kaffee?«, fragte sie schließlich.

»Warum nicht?«

»Dann lassen Sie uns doch hineingehen. Drinnen ist es kühler.«

Ich folgte ihr über den Parkplatz zum Eingang. Die Umgebung des Hotels war reichlich karg. Der Rasen war braun, zwischen zwei mit Betonplatten ausgelegten Pfaden ragte ein Ameisenhügel auf, und die Sträucher mussten dringend geschnitten werden. Beim Anblick der Überwachungskameras über dem Eingang gab ich ein abfälliges Schnauben von mir. Die Glastür öffnete sich automatisch vor uns.

Sie führte mich ins Restaurant neben der Lobby. Eigentlich war es kein richtiges Restaurant, sondern ein offener Raum mit Frühstücksbuffet, auf dem noch Behälter mit Müsli und Cornflakes standen, auch wenn Brötchen und Donuts, Kaffee und Säfte um diese Uhrzeit längst abgeräumt waren. So lief das hier. Übernachten und sich morgens selbst das Frühstück zusammenstellen. Und wenn man sich genug Brötchen in die Taschen stopfte, hatte man sich sogar noch das Mittagessen

gesichert.

Eine zierliche Frau in schwarzer Hose und weißer Bluse wischte gerade den Frühstückstresen ab. Thailänderin oder Vietnamesin, schätzte ich. Jedenfalls Südostasien. Ende zwanzig, Anfang dreißig, wenn ich nicht völlig danebenlag.

Ich lächelte und sagte hallo, als ich nach einem Pappbecher griff, um mir einen Kaffee einzuschenken.

»Hallo, Cantana«, sagte Veronica.

Cantana nickte ihr zu und fuhr mit ihrer Arbeit fort.

Veronica setzte sich an einen Tisch und bedeutete mir, ebenfalls Platz zu nehmen.

»Haben Sie inzwischen eigentlich im Howard Johnson's nachgefragt?«, sagte sie.

»Ja«, sagte ich. »Ich habe sogar mit der Putzkolonne gesprochen.«

Veronica schüttelte den Kopf. »Und was hat die Polizei unternommen?«

»Nicht viel. Für sie ist Syd bloß eine weitere Ausreißerin. Es gibt keinerlei Hinweise, dass … nun ja, dass ihr tatsächlich etwas zugestoßen ist.«

Veronica runzelte die Stirn. »Aber wie können sie sich so sicher sein, wenn sie nicht mal wissen, wo sie steckt?«

»Tja«, sagte ich nur.

Veronica nippte an ihrem Kaffee. »Haben Sie sonst keine Familie? Jemanden, der Ihnen helfen könnte? Ich sehe Sie immer nur allein.«

»Meine Frau – meine Exfrau – tut vom Telefon aus, was in ihrer Macht steht. Sie hatte vor einer Weile einen Unfall und geht an Krücken.« »Was ist denn passiert?«

»Sie hat sich beim Parasailing verletzt. Das ist dieser Sport, bei dem man sich an einem Drachen hinter einem Boot herziehen lässt.«

»Oh. Von so etwas lasse ich lieber die Finger.«

»Sehr schlau. Aber sie tut, was sie kann. Sie recherchiert im Internet, telefoniert mit allen möglichen Stellen, die uns

vielleicht weiterhelfen können. Sie ist genauso am Boden zerstört wie ich.«

»Wie lange sind Sie schon geschieden?«

»Seit fünf Jahren«, antwortete ich. »Syd war damals zwölf.«

»Hat Ihre Exfrau wieder geheiratet?«

»Nein, aber ihren Freund haben Sie vielleicht schon mal gesehen. Kennen Sie die Werbespots für Bob's Motors? Den Typ, der immer lauthals in die Kamera grölt?«

»Du lieber Himmel. Das ist ihr Freund?«

Ich nickte wortlos.

»Wenn der läuft, schalte ich immer den Fernseher auf stumm«, sagte sie. Zum ersten Mal seit langem musste ich lächeln. »Sie mögen ihn nicht«, stellte sie fest.

»Am liebsten würde ich ihn auch im richtigen Leben auf stumm stellen«, sagte ich.

Veronica zögerte einen Moment. »Sie haben also nicht wieder geheiratet«, sagte sie dann.

»Nein.«

»Jemand wie Sie bleibt bestimmt nicht ewig Single.«

Vor Syds Verschwinden hatte ich mich ab und zu mit einer Frau getroffen, doch die Tage dieser Beziehung wären auch gezählt gewesen, wenn sich mein Leben nicht von Grund auf geändert hätte. Eine tolle Bettgeschichte kann einen für ein paar Wochen aus Alltagstrott und trüben Gedanken reißen, aber am Ende rät einem der Verstand eben doch, lieber die Finger davon zu lassen.

»Wäre es möglich, dass meine Tochter trotzdem für jemanden hier im Hotel gearbeitet hat? Unter der Hand? Ich glaube nämlich, dass sie in bar bezahlt worden ist.«

Ich zog eins der vielen Fotos von Syd heraus und legte es auf den Tisch.

»Lassen Sie mich ehrlich sein«, sagte Veronica.

»Ja?«

»Hmmm.« Sie senkte die Stimme. »Zugegeben, hier läuft

nicht immer alles superkorrekt.«

Ich beugte mich vor. »Was meinen Sie damit?«

»Na ja, eben nicht über die Bücher. Die eine oder andere Aushilfe wird durchaus mal schwarz bezahlt. Natürlich nicht jede, aber man muss dem Finanzamt ja nicht alles direkt in den Rachen werfen.«

»Na klar.«

»Aber selbst wenn Ihre Tochter unter der Hand für uns gearbeitet hätte und uns das in Teufels Küche bringen könnte, würde ich Ihnen die Wahrheit sagen. Kein Vater sollte so etwas durchmachen müssen.«

Ich nickte, den Blick auf Syds Foto gesenkt.

»Ein auffällig hübsches Mädchen«, bemerkte Veronica.

»Danke.«

»Irgendwie ein wenig … skandinavisch?«

»Ihre Mutter hat norwegische Vorfahren«, sagte ich, während mir etwas anderes einfiel. »Zu dumm, dass die Kameras über dem Eingang nicht funktionieren. Wenn Syd sich mit jemandem auf Ihrem Parkplatz getroffen hätte …«

Verlegen senkte Veronica den Kopf. »Ich weiß. Tja, was soll ich sagen? Wir haben die Kameras bloß montiert, damit die Leute glauben, wir hätten ein Überwachungssystem, aber so was könnten wir uns nur leisten, wenn wir zu einer größeren Hotelkette gehören würden.«

Ich nahm Syds Foto und steckte es wieder ein.

»Darf ich Ihnen ein Bild zeigen?«, fragte Veronica.

Sie kramte in ihrer Handtasche und förderte einen Schnappschuss von einem vielleicht sechs Monate alten Jungen zutage; auf seinem T-Shirt war Thomas die kleine Lokomotive abgebildet.

»Wie heißt er denn?«

»Lars.«

»Das ist aber ein eher ungewöhnlicher Name. Wie sind Sie darauf gekommen?«

»Oh, das war ich gar nicht. Meine Tochter hat ihn aus-

gesucht. Ihr Schwiegervater heißt so.« Sie hielt kurz inne. »Das ist mein Enkel.«

Einen Moment lang war ich sprachlos. »Entschuldigung, ich dachte …«

»Wie reizend von Ihnen«, sagte Veronica Harp. »Ich war erst siebzehn, als Gwen zur Welt kam. Für eine Großmutter sehe ich gar nicht so übel aus, was?«

Ich musste mich mit aller Macht zusammenreißen. »Allerdings.«

Schwanger mit siebzehn.

»Danke für den Kaffee«, sagte ich.

Veronica steckte das Babyfoto wieder ein. »Ich weiß einfach, dass Sie Ihre Tochter finden werden. Alles wird wieder gut.«

* * *

Wir haben uns ein Häuschen auf Cape Cod gemietet, direkt am Strand. Sydney ist fünf Jahre alt. Sie war schon mit uns am Strand von Milford, aber das ist kein Vergleich zu dem breiten, schier endlosen Sandstreifen, der sich hier entlang des Wassers erstreckt. Sydney macht große Augen. Dann aber verfliegt ihr Erstaunen, und schon läuft sie zum Wasser, patscht darin herum und flitzt kreischend zu Susanne und mir zurück.

Schließlich gehen wir, damit Sydney sich keinen Sonnenbrand holt, machen uns auf den Weg zurück zu unserem Strandhaus, das eigentlich kaum mehr als ein Schuppen ist.

Wir marschieren den Strand entlang, Syd hinterher, deren kleine Fußabdrücke sich vor uns im Sand abzeichnen.

Ein paar Kids kommen durchs Dünengras. Ein Junge führt einen Hund an der Leine. Sydney kreuzt den Weg des Hunds genau in dem Moment, als seine Schnauze unvermittelt aus dem Gras auftaucht. Es ist kein bösartig aussehender Hund – ein etwas größerer schwarzer Pudel mit getrimmtem Fell –,

doch bei Sydneys Anblick fletscht er die Zähne und knurrt.

Sydney schreit laut auf, lässt ihren Plastikeimer und die Schaufel fallen und rennt weg. Der Hund will ihr hinterher, doch der Junge hält die Leine Gott sei Dank fest genug. Sydney läuft zu unserem Häuschen, reißt die Fliegentür auf und verschwindet.

Susanne und ich rennen los, kommen aber nicht richtig voran, weil unsere Füße im Sand versinken. Ich bin als Erster an der Tür und rufe: »Sydney! Sydney!«

Keine Antwort.

Panisch suchen wir nach ihr und finden sie schließlich in einer Nische, die mit einem Vorhang vom Rest der Wohnung abgetrennt ist. Sie kauert in der Ecke, das Gesicht fest an die Knie gepresst, um die Welt um sich herum auszuschließen.

Ich nehme sie in die Arme und erkläre ihr, dass alles okay ist. Susanne kniet sich zu uns und umarmt uns beide, flüstert immer wieder, dass der Hund nicht mehr da ist und sie keine Angst zu haben braucht.

Später fragt Susanne sie, warum sie ins Haus gerannt ist, statt zu uns zurückzulaufen.

»Ich dachte, er beißt euch auch«, antwortet sie.

***

Ich parkte gegenüber dem Sexshop mit dem wohlklingenden Namen *XXX Delights*. Die Fenster waren blickdicht, um die Ware vor minderjährigen Augen zu verbergen. Die Worte, die in großen Lettern auf der Scheibe standen, ließen dennoch keinen Zweifel am Sortiment: »EROTIKMAGAZINE«, »DESSOUS«, »FILME« und »TOYS«.

Und es war garantiert kein Fisher-Price-Spielzeug, das man hier kaufen konnte.

Ich beobachtete die Männer, die den Laden betraten und mit braunen Plastiktüten in der Hand zu ihren Autos zurückhuschten. War das wirklich nötig? Typen, die mit hoch-

geschlagenen Kragen, tief in die Stirn gezogenen Baseballkappen und Billig-Sonnenbrillen in den Shop hinein-, und wieder herausschlichen. Wussten die Kerle nicht, dass man sich das Zeug auch online bestellen konnte?

Ich wollte gerade aus dem Wagen steigen, als sich ein stämmig gebauter Mann mit Halbglatze an dem Blumengeschäft nebenan vorbeidrückte und klammheimlich im Eingang des Sexshops verschwand.

»Das gibt's doch nicht«, murmelte ich.

Es war Bert, einer unserer Mechaniker bei Riverside Honda. Meines Wissens verheiratet und Vater zweier mittlerweile erwachsener Töchter. Ich blieb erst einmal im Auto sitzen, da ich mich ihm gegenüber nicht rechtfertigen wollte. Und ehrlich gesagt war ich auch nicht sonderlich scharf darauf zu erfahren, was er in einem Sexshop zu suchen hatte.

Fünf Minuten später pirschte er wieder heraus, stieg in seinen alten Accord und fuhr davon.

Eigentlich kam mir die Verzögerung ganz recht. So war mir noch ein wenig Zeit geblieben, mich für mein Unternehmen zu wappnen. Nicht weil es ein Sexshop war, sondern weil ich mir schlicht nicht vorstellen konnte, dass meine Tochter in irgendeiner Verbindung zu einer Wichsbude stehen mochte.

»Reine Zeitverschwendung«, murmelte ich, als ich aus dem Wagen stieg, die Straße überquerte und hineinging.

Dutzende von Neonröhren tauchten den Verkaufsraum in gleißendes Licht – die perfekte Beleuchtung, um die Cover der auf den Regalen ausgestellten DVDs zu begutachten. Ein kurzer Blick sagte mir, dass kein noch so ausgefallener Geschmack, keine noch so obskure sexuelle Vorliebe vernachlässigt worden war. Neben Filmen und Magazinen war jede Menge erotisches Zubehör im Angebot, von Handschellen mit Pelzbesatz bis zu lebensgroßen, wenn auch nicht gerade lebensecht nachempfundenen Liebespuppen – zwar wirkten sie eine Spur echter als die aufblasbare Variante,

waren aber weit entfernt davon, vor Eltern und Freunden zu bestehen. Ein paar Meter vom Eingang befand sich ein Tresen, hinter dem die Inhaberin des Ladens thronte, eine übergewichtige Frau mit strähnigem Haar, die in einer zerfledderten Taschenbuchausgabe von *Atlas wirft die Welt ab* las.

Ich trat zu ihr und räusperte mich. »Pardon.«

Sie legte das Buch beiseite. »Ja?«

»Ich hätte eine Frage an Sie«, sagte ich.

»Schießen Sie los«, gab sie zurück. Als ich einen Moment zögerte, sagte sie: »Machen Sie schon. Es gibt nichts, was ich nicht schon mal gehört hätte.«

Ich reichte ihr ein Foto von Syd. »Haben Sie dieses Mädchen schon mal gesehen?«

Sie betrachtete das Bild und gab es mir zurück. »Wenn Sie mir sagen, wie sie heißt, kann ich im Computer nachsehen, in welchen Filmen sie mitgespielt hat.«

»Das ist keine Schauspielerin. War das Mädchen zufällig schon mal hier? Vor ungefähr drei Wochen? Oder haben Sie sie schon mal hier in der Gegend gesehen?«

»Frauen kommen hier nur selten rein«, sagte sie.

»Schon klar. Wahrscheinlich verschwende ich nur meine Zeit …«

»Und meine gleich mit dazu.«

»Sehen Sie sich das Bild bitte noch mal an.«

Seufzend nahm sie das Foto abermals in Augenschein. »Wer ist denn die Kleine?«

»Meine Tochter«, antwortete ich. »Sie heißt Sydney Blake.«

»Und Sie glauben, sie treibt sich in Pornoläden rum?«

»Nein«, erwiderte ich. »Aber wenn ich nur dort suche, wo ich sie vermute, finde ich sie wahrscheinlich nie.«

Sie reichte mir das Bild zurück. »Tut mir leid.«

»Sind Sie ganz sicher?«

Sie musterte mich genervt. »Kann ich sonst was für Sie

tun?«

»Nein, danke«, sagte ich und ließ sie zu ihrer Lektüre zurückkehren.

Als ich auf die Straße trat, schloss eine weißhaarige Dame gerade den Blumenladen nebenan. Neben ihr stand ein junger Mann, gehorsam bei Fuß wie ein Hund, der auf einen Befehl seines Herrchens wartet. Die Frau sah kurz zu mir herüber, wandte aber sofort den Blick ab. Pornokäufern sieht man nicht so gern in die Augen.

»Dann bis morgen«, sagte die Frau zu dem jungen Mann.

»Ja«, sagte er.

Ich hatte bereits mit der Frau gesprochen, vor etwa einer Woche. Sie hatte Syds Foto eingehend betrachtet und allem Anschein nach aufrichtig bedauert, dass sie mir nicht weiterhelfen konnte.

»Hallo«, sagte ich.

Sie reagierte nicht, obwohl ich sicher war, dass sie mich gehört hatte. »Hallo«, sagte ich nochmals. »Wir haben letzte Woche kurz miteinander gesprochen.« Ich kam nicht sofort auf ihren Namen, aber zum Glück stand er auf der Fensterscheibe des Blumenladens. »Mrs Shaw?«

Argwöhnisch wandte sie sich zu mir, doch als sie das Foto in meiner Hand sah, entspannten sich ihre Gesichtszüge.

»Oh«, sagte sie. »Ja, natürlich. Ich erinnere mich an Sie.« Ich nickte in Richtung des Sexshops. »Ich frage immer noch in der Gegend rum.« »Du meine Güte«, sagte sie. »Dort haben Sie Ihre Tochter wohl hoffentlich nicht gefunden.«

»Nein.«

»Dann ist ja gut«, sagte Mrs Shaw.

»Hi«, sagte ich zu dem jungen Burschen, der neben ihr stand.

Im ersten Moment hatte ich ihn auf Mitte zwanzig geschätzt, aber jetzt war ich mir nicht mehr so sicher. Er wirkte überaus jungenhaft; sein Teint war weich und milchig, sein kurzes Haar so ordentlich gekämmt, als sei er eben erst beim

Friseur gewesen. Auch mit vierzig würde er wahrscheinlich noch so aussehen, als hätte er gerade die Schule beendet. Er war schlank und einen guten Kopf größer als Mrs Shaw. Seine Augen schienen sich permanent zu bewegen.

»Ian, sag hallo«, sagte sie, als würde sie mit einem Sechsjährigen sprechen.

»Hallo«, sagte er.

»Arbeiten Sie hier?«, fragte ich. »Ich kann mich nicht erinnern, Sie letztes Mal hier gesehen zu haben.«

Er nickte.

»Ian ist für die Lieferungen zuständig und den ganzen Tag unterwegs.« Mrs Shaw deutete auf einen blauen Toyota-Minivan, auf dessen Hecktüren »Shaw Flowers« stand. »Ich habe dir doch davon erzählt«, sagte sie zu Ian. »Von dem Mann, dessen Tochter verschwunden ist.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern.«

»Klar habe ich's dir erzählt. Du hörst einfach nie zu.« Sie lächelte mich an und verdrehte die Augen. »Immer ist er mit den Gedanken woanders. Oder er hört nichts, weil er mal wieder die Stöpsel von seinem iPod in den Ohren hat.«

Ian wich ihrem Blick aus.

»Zeigen Sie ihm doch mal das Bild«, sagte Mrs Shaw. »Er wohnt nämlich hier. Direkt hinter dem Laden.«

Ein Mann betrat den Sexshop. Mrs Shaw zog eine saure Miene. »Wir waren lange vor diesen Schmutzfinken hier«, sagte sie leise. »Leider hat unsere Unterschriftenaktion keinen Erfolg gehabt. Aber ich ziehe hier nicht weg.«

Ich reichte Ian das Foto. »Sie heißt Sydney.«

Er streifte das Foto mit einem kurzen Blick und schüttelte den Kopf. »Die kenne ich nicht«, sagte er.

»Aber haben Sie sie vielleicht schon mal hier in der Gegend gesehen?«, hakte ich nach.

»Nein«, sagte er, ohne das Bild eines weiteren Blickes zu würdigen, ehe er Mrs Shaw flüchtig umarmte. »Wir sehen uns

morgen.«

Und dann marschierte er um die Straßenecke und verschwand.

***

Ich wurde bereits erwartet, als ich nach Hause kam.

Die Türen von Bobs schwarzem Hummer öffneten sich, sowie ich in die Einfahrt bog. Bob und Susanne stiegen aus. Ich hatte gerade den Motor abgestellt und den Sicherheitsgurt gelöst, als Susanne auf meinen Wagen zusteuerte. Als ich sie zuletzt gesehen hatte, war sie noch an Krücken gegangen; heute stützte sie sich auf einen Stock, dessen Griff sie fest umklammert hielt.

Kurz fragte ich mich, worauf ich mich diesmal gefasst machen konnte. Als Bob und Susanne letztes Mal vorbeigekommen waren – am Tag nach Syds Verschwinden war meine Exfrau auf Krücken auf mich zumarschiert, hatte mir eine schallende Ohrfeige verpasst und mich angeschrien: »Das ist allein deine Schuld! Du hättest auf Syd aufpassen müssen!«

Tja, und damit hatte sie wohl recht.

Seitdem hatte sich nicht viel geändert. Ja, ich war schuld. Ich war meiner Verantwortung als Vater nicht nachgekommen. Ich hätte erkennen müssen, dass etwas nicht stimmte, aber mir war nichts aufgefallen. Hätte ich mich mehr um Syd gekümmert, sie besser im Auge behalten, wäre es nie zu dieser Katastrophe gekommen.

Doch auch wenn ich mich richtig mies fühlte, verspürte ich wenig Lust, die nächste Ohrfeige zu kassieren. Ich merkte, wie sich meine Muskeln anspannten, als ich aus dem Wagen stieg.

Aber ich hatte mich getäuscht. Susanne kam auf mich zu, schlang die Arme um mich und begann zu schluchzen. Bob blieb ein paar Meter entfernt stehen und musterte uns wortlos.

»Was ist denn, Suze?«, fragte ich.

»Es ist etwas passiert«, sagte sie.

DREI

»Was?«, sagte ich. »Was ist passiert?«

Bob Janigan trat einen Schritt vor und sah mich an. »Ach, nichts Besonderes. Ich habe Suze gleich gesagt, dass es nichts bringt, hier Panik zu machen und …«

Ich hob die Hand. Bobs Gefasel interessierte mich nicht die Bohne. »Was ist passiert?«, wiederholte ich. »Hat Syd sich gemeldet? Wie geht es ihr?«

Susanne löste sich von mir und schüttelte den Kopf. O nein, dachte ich. Susanne hatte etwas gehört. Und es war offenbar nichts Gutes.

»Nein«, gab sie zurück. »Ich habe nichts von ihr gehört.«

»Ja, und?«

»Wir werden beobachtet«, sagte sie. Ich sah zu Bob, der kaum merklich den Kopf schüttelte.

»Wer beobachtet euch? Wo?«

»Jemand in einem Van«, sagte sie. »Ich habe ihn schon mehrmals bemerkt. Er beobachtet das Haus.«

Ich warf Bob einen Blick zu. »Welches Haus? Deins oder Susannes?«

»Meins.« Er räusperte sich. Susannes Haus stand schon seit längerem leer. Eigentlich wollte sie es längst verkauft haben, aber offensichtlich wartete sie noch ab, wie sich ihr Zusammenleben mit Bob entwickelte. Jeden Tag fuhr einer von uns vorbei, um nachzusehen, ob Syd dort untergekrochen war, doch bis jetzt gab es dafür nicht den geringsten Anhaltspunkt.

»Suze glaubt jedenfalls, dass jemand unser Haus im Auge hat«, fuhr Bob fort.

Zu allem Überfluss fiel mir auf, dass er auch noch denselben Kosenamen für sie benutzte. Warum konnte er sie nicht »Sue« oder »Susie« nennen, verdammt noch mal? Ich schob den Gedanken beiseite und versuchte mich zu konzentrieren.

»Und wer ist dieser Jemand?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, sagte Susanne. »Den Fahrer habe ich nicht gesehen. Der Van hat getönte Scheiben, außerdem war es dunkel. Aber wieso beobachtet uns jemand?«

»Hast du den Typ gesehen?«, fragte ich Bob.

Er gab einen langen Seufzer von sich. Er ist ziemlich groß und sieht in natura besser aus als in seinen Werbespots, wo er auf den Durchschnittslook setzt – Freizeithosen, kurzärmliges Hemd und zurückgekämmtes Haar. Privat hingegen trägt er nur Designerklamotten: Hemden mit kleinen aufgestickten Polospielern, Hosen mit messerscharfer Bügelfalte, teure Loafer ohne Socken. Wäre es ein wenig kühler gewesen, hätte er garantiert auch noch einen Pullover über den Schultern getragen.

»Nur den Van«, sagte er. »Ich habe ihn zwei, drei Mal bemerkt. Stand am Ende der Straße. Wahrscheinlich saß jemand drin, aber ganz sicher weiß ich es natürlich nicht.«

»Was für eine Marke war's denn?«, fragte ich.

»Ein Chrysler, glaube ich. Auf jeden Fall ein älteres Modell.«

Ich fragte mich, ob es Cops waren. Normalerweise fahren die zwar eher Crown Vics oder Impalas, aber vielleicht waren es ja verdeckte Ermittler.

»Und wie kommt ihr drauf, dass ihr beobachtet werdet?«, fragte ich. Ein Van, der am Ende einer Straße parkte, musste ja nichts weiter zu bedeuten haben.

»Na ja«, sagte Bob. »Wir sind beide ziemlich angespannt. Diese Sache mit Sydney macht uns völlig fertig.«

Diese Sache mit Sydney. Aus seinem Mund *klang* es, *als* würde er von einer Schlechtwetterperiode sprechen, die sich hoffentlich bald erledigen würde, damit man wieder mit dem Cabrio fahren konnte.

»Ja«, sagte ich. »Wahrscheinlich hast du schon nächtelang kein Auge mehr zugetan.«

»Lass gut sein, Tim«, sagte er. »Ich versuche lediglich zu

helfen. Ich sag ja bloß, dass wir mit den Nerven am Ende sind. Jedem zweiten blonden Mädchen laufen wir hinterher, weil wir glauben, dass es Syd sein könnte. Sobald ein Wagen in unsere Einfahrt biegt, stürzen wir zum Fenster, weil wir hoffen, dass die Polizei Syd endlich nach Hause bringt. Die Welt ist nicht mehr dieselbe für uns, verstehst du? Wir haben uns einfach nur gefragt, was dieser Van in unserer Straße zu suchen hat.«

»Der Fahrer hat geraucht.« Susannes Stimme klang müde. »Ich habe den glimmenden Punkt hinter der Scheibe genau gesehen.«

»Habt ihr die Polizei gerufen?«, fragte ich.

»Und was hätten wir sagen sollen?«, gab Bob zurück. »Officer, bei uns in der Straße parkt ein Kleintransporter. Können Sie den Wagen mal überprüfen?«

»Jetzt mal ganz ruhig.« Ich wandte mich zu Susanne. »Es ist doch gar nicht gesagt, dass dieser mysteriöse Van mit euch oder Syds Verschwinden in Verbindung steht. Wahrscheinlich hat Bob recht. Wir sind alle mit den Nerven runter. Du siehst aus, als hättest du seit Wochen nicht mehr geschlafen …«

»Herzlichen Dank«, sagte sie.

»Keiner von uns hat in letzter Zeit viel Schlaf bekommen«, beschwichtigte ich. »Und wenn man pausenlos übermüdet ist, fängt man an, Dinge falsch zu deuten und Zusammenhänge zu konstruieren, wo es gar keine gibt.«

»Warum nimmst du mich nicht ernst?«, sagte Susanne.

»Tu ich doch.«

»Bei dieser merkwürdigen Geschichte damals habe ich dich auch nicht belächelt«, sagte sie.

»Wovon redest du?«

»Weißt du das nicht mehr?«, sagte sie. »Die Geschichte mit diesem Kerl, der überall nach dir rumgefragt hat.«

Daran hatte ich schon seit Ewigkeiten nicht mehr gedacht. Zehn, zwölf Jahre war das nun her. Ein paar Bekannte waren von jemandem angerufen worden, der sich nach meinem

Background und meiner Vertrauenswürdigkeit erkundigt hatte. Als hätte ich mich irgendwo um einen neuen Job beworben. Was aber keineswegs der Fall war.

Doch von einem Tag auf den anderen war der Spuk vorbei gewesen. Jedenfalls war mir nichts mehr über den geheimnisvollen Anrufer zu Ohren gekommen.

»Doch, ich erinnere mich«, sagte ich. »Und ich belächle dich auch gar nicht. Wenn du das Gefühl hast, dass euer Haus beobachtet wird, ist bestimmt auch etwas dran.«

»Das ist noch nicht alles«, erklärte Susanne. »Dauernd kommen irgendwelche Sachen weg. Bob hat mir eine Uhr von Longines geschenkt, und ich kann sie nirgendwo mehr finden. Obwohl ich mir ganz sicher bin, dass …«

»Du hast sie bestimmt bloß verlegt«, warf Bob ein.

»Und das Geld?«, fragte sie ihn. »Fast hundert Dollar, die aus meiner Handtasche verschwunden sind.«

»Ist vielleicht jemand bei euch eingebrochen?«, fragte ich.

»Keine Ahnung«, sagte sie. »Aber irgendwas stimmt nicht.«

Eine Hintertür des Hummer öffnete sich. Ich hatte nicht bemerkt, dass noch jemand im Wagen saß. Evan, Bobs Sohn aus erster oder zweiter Ehe – ich konnte mir einfach nicht merken, von welcher seiner Exfrauen er nun stammte rutschte wie ein nasser Sack vom Rücksitz.

»Kannst du den Motor wieder anschalten?«, fragte er seinen Vater. In der Hand hielt er ein paar Rubbellose, die er offenbar schon bearbeitet hatte. »Ohne Klimaanlage ist es wie in der Sauna da drinnen.«

»Komme gleich, Evan«, sagte Bob. Ich war Evan nur drei oder vier Mal begegnet und hatte bei diesen Gelegenheiten höchstens zehn „Worte mit ihm gewechselt. Er war neunzehn, hatte die Highschool abgeschlossen, wollte aber nicht gleich im Herbst auf die Uni wechseln, soweit ich wusste. Ab und zu jobbte er als Aushilfe in einer von Bobs Filialen, hing aber die meiste Zeit zu Hause ab. Er war ein hoch aufgeschossener

Bursche mit dunklen Locken, die ihm über die Augen hingen.

»Können wir auf dem Rückweg irgendwo was essen?«, fragte er. Bislang hatte er mich keines Blickes gewürdigt.

»Hör schon auf zu quengeln.« Bob verdrehte die Augen, und für den Bruchteil einer Sekunde hatte es den Anschein, als wäre es ihm lieber, sein Sohn wäre an Syds Stelle verschwunden.

»Ich muss einen Augenblick reingehen«, sagte Susanne und hinkte zur Haustür, wobei sie sich schwer auf ihren Stock abstützte.

»Alles okay mit dir?«, fragte ich.

»Ich … ich muss mich nur kurz setzen«, erwiderte sie. »Meine Hüfte tut heute wirklich ekelhaft weh.«

Ich versuchte Bob durch einen tiefen Blick in die Augen zu sagen, was für ein toller Motorbootfahrer er war, doch er sah zu Boden.

»Es ist abgeschlossen«, sagte ich und reichte ihr meinen Schlüsselbund.

Als Susanne im Haus verschwunden war, sagte ich zu Bob: »Wie geht's ihr wirklich?«

Er senkte den Blick. »Jeden Tag besser.«

»Wie hast du das eigentlich hingekriegt?«, fragte ich. »Hast du nach irgendwelchen Strandschönheiten Ausschau gehalten, während Suze hinter dir aufs Wasser geknallt ist?«

Er funkelte mich finster an.

»Du bist doch immer auf der Suche nach Nachwuchsmodels, nicht?«

Er machte eine unwirsche Geste. »Jetzt reicht's aber langsam, Tim. Ich habe dir schon x-mal gesagt, dass es nichts weiter als ein Kompliment war. Na gut, ich verstehe inzwischen, warum du sauer warst. Aber irgendwann muss man doch einen Schlussstrich ziehen, verdammt noch mal!« Er hielt einen Augenblick lang inne und senkte die Stimme. »Im Moment gibt es wahrlich wichtigere Dinge, oder?«

»Okay«, lenkte ich ein.

»Susanne schlägt sich Tage und Nächte um die Ohren. Sie hängt ununterbrochen am Telefon, faxt Fotos von Syd an Polizeireviere und Anlaufstellen für Jugendliche.« Missbilligend schüttelte er den Kopf. »Sie kann das nicht alles allein bewerkstelligen. Sie braucht Hilfe.«

»Was willst du damit sagen?«

»Du kannst all das nicht allein ihr überlassen. Syd ist schließlich auch deine Tochter.«

»Willst du mich verarschen?«

»Es weiß doch jeder, dass du die Dinge gern mal schleifen lässt, Tim. Deshalb bist du ja damals auch pleitegegangen. Aber diesmal musst du ein bisschen mehr Flagge zeigen – verstehst du, was ich meine?«

Am liebsten hätte ich ihn an den Haaren gepackt und seinen verdammten Schädel gegen den Hummer gerammt.

»Suze ist am Ende ihrer Kräfte«, fuhr Bob fort. »Gestern wollte sie zum Stamford Town Center, um sich dort nach Syd umzusehen. Du weißt selbst, wie groß das Center ist, allein dieses Amphitheater in der Mitte oder was das ist. Und du weißt selbst, dass Suze kaum gehen kann.«

Ich wandte mich ab und schluckte meine Wut herunter.

»Noch mal zu diesem Van«, sagte ich dann.

»Ja?«

»Glaubst du wirklich, jemand beobachtet euer Haus?«

»Ich weiß es nicht. Ziemlich verrückter Gedanke.«

»Fällt dir irgendein Grund ein, warum dich jemand im Auge haben könnte?«

»Du meinst uns.«

»Ich meine dich. Vielleicht hat dieser ominöse Beobachter ja dich im Visier – das Ganze muss schließlich nichts mit Suze oder Syd zu tun haben.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Hast du mal wieder jemandem einen Katrina angedreht?«, fragte ich. »Kann sein, dass er dir das jetzt heimzahlen will.«

»Auf wie vielen alten Geschichten willst du noch herum-

reiten, Tim? Na schön, vor drei Jahren habe ich einen Gebrauchtwagen verkauft, der einen tadellosen Eindruck gemacht hat – und dann stellt sich heraus, dass die Karre wochenlang in New Orleans im Hochwasser gestanden hatte, und die Presse macht mir deswegen die Hölle heiß. Ich war auch nicht begeistert, aber manchmal muss man eben Rückschläge einstecken. Wenn du selbst ein Autohaus hättest, statt bloß für eins zu arbeiten, würdest du das mit Sicherheit besser verstehen.«

Mein Nacken brannte wie Feuer.

»Ich mache nur saubere Geschäfte, Tim«, sagte er.

Ich sparte es mir, den Honda S2ooo-Sportwagen zu erwähnen, den er mir seinerzeit mit dem Argument hatte andrehen wollen, der Wagen ließe sich über einen autorisierten Honda-Vertragshändler leichter abstoßen als über seine eigene Firma. Er hatte gesagt, er wolle mir einen Gefallen tun, die Kiste sei in erstklassigem Zustand, hätte kaum Meilen auf dem Zähler und noch jede Menge Garantielaufzeit. Und um ein Haar wäre ich ihm auch auf den Leim gegangen. Erst als ich die Unterlegscheiben an den Schrauben überprüfte, mit denen die Kotflügel am Rahmen befestigt waren, fiel mir auf, dass es keine Original-Honda-Teile waren. Ich notierte mir also die Fahrgestellnummer, tätigte ein paar Anrufe und bekam heraus, dass der Wagen zehn Monate zuvor von einem

Händler in Oregon als gestohlen gemeldet worden war. Der Wagen war schließlich wiedergefunden worden, zumindest das, was noch von ihm übrig war. Räder, Sitze, Airbags – die Täter hatten alles ausgebaut, was sich nur irgendwie in bare Münze verwandeln ließ. Die zuständige Versicherung hatte bezahlt und die Überreste des Vehikels verauktioniert. Der Käufer wiederum hatte die fehlenden Teile ersetzen lassen und den Sportwagen an Bob verkauft, der mir die Karre als Original unterzujubeln versuchte.

Fest stand, dass Bob es nicht so weit gebracht hatte, ohne den einen oder anderen übers Ohr zu hauen.

»Such dir einen anderen Idioten«, hatte ich damals zu ihm gesagt.

»Ich habe nichts zu verbergen«, sagte er jetzt. »Wenn du willst, kannst du jederzeit vorbeikommen und einen Blick in meine Bücher werfen. Astreine Bilanzen, astreine Autos – niemand kann mir was am Zeug flicken.«

Mein Nacken brannte immer noch. »Tja, vielleicht ist es ja ein eifersüchtiger Ehemann.«

Einen Moment lang war Bob sprachlos. »Hast du sie nicht mehr alle?«, platzte er dann heraus. »Was sollen diese Unterstellungen?«

Er hatte recht. Es gab keinerlei Grund für derartige Verdächtigungen. Ich hatte ihm einfach eine Breitseite verpassen wollen.

»Entschuldige«, sagte ich.

»Ich liebe Susanne«, sagte er. »Und Syd auch. Sie ist ein tolles Mädchen. Ich tue wirklich alles, um Susanne und dich zu unterstützen.«

Er liebte meine Tochter? Klar wusste ich, wie er es meinte, trotzdem passte mir sein Gerede ganz und gar nicht. »Was ist mit der verschwundenen Uhr? Und dem Geld aus Susannes Handtasche?«

Bob zog eine Trauermiene. »Wie gesagt, meiner Meinung nach ist es der Stress. Susanne ist dauernd in Gedanken bei

Syd. Die Uhr hat sie wahrscheinlich irgendwo liegen lassen. Und das Geld … Tja, vielleicht hat sie es ausgegeben und erinnert sich nicht mehr daran.«

Durchaus möglich, dachte ich.

»Ich habe mir was überlegt«, sagte Bob. »Wegen Syd.«

»Schieß los.«

»Ich kenne da einen Typ, der sich um die Angelegenheit kümmern könnte.«

»Was für einen Typ?«

»Na ja, die Polizei hat doch bis jetzt so gut wie nichts unternommen. Für die Cops ist Syd bloß eine weitere Aus-

reißerin. Bevor sie keine Leiche finden, werden sie auch nichts tun, so viel steht fest, stimmt's?«

Seine Worte trafen mich wie ein Messerstich. Einen Moment lang verschwamm alles vor meinen Augen.

»Tut mir leid«, sagte er. »So war das nicht gemeint. Aber wenn die Polizei Däumchen dreht, müssen wir eben jemanden mit Nachforschungen beauftragen.«

»Ich tue doch schon alles Menschenmögliche«, sagte ich. »Ich kümmere mich um die Website, klappere die Gegend ab, bin zum x-ten Mal in dem Hotel gewesen und …«

»Ich weiß, ich weiß. Aber dieser Typ kennt sich mit so was aus. Na ja, jedenfalls schuldet er mir einen Gefallen, und da habe ich mir gedacht, er könnte doch mal hier und da nachhaken – vielleicht kriegt er ja was raus.«

Mein erster Impuls war, rundweg abzulehnen. Aus purer Eitelkeit. Weil ich meine Tochter am liebsten selbst gefunden hätte. Aber natürlich wollte ich sie in erster Linie endlich wiederhaben – kein Problem also, wenn jemand anders sie aufstöberte.

»Und was ist das für ein Typ?«, fragte ich. »Ist er Privatdetektiv? Ein Ex-Cop?«

»Er arbeitet für ein Sicherheitsunternehmen«, sagte Bob. »Arnold Chilton heißt er.«

Ich überlegte einen Augenblick. Ich mochte Bob nicht,

und eigentlich wollte ich keine Hilfe von ihm annehmen, aber wenn er einen Profi kannte, der Ahnung von der Materie hatte, konnte ich schlecht nein sagen.

Es kostete mich einiges an Überwindung, aber ich streckte ihm die Hand hin. »Okay«, sagte ich. »Einverstanden.«

Ich wandte mich zum Haus. Evan lehnte am Heck des Hummer, völlig in sich versunken, summte einen Song und spielte Luftgitarre. Offenbar hielt er sich für den nächsten Kurt Cobain. Susanne war anscheinend immer noch im Haus.

»Fahren wir jetzt endlich?«, fragte Evan, nachdem er sich für einen Moment von seiner imaginären Gitarre losgerissen

hatte. »Ich will wieder an meinen Computer.«

»Gleich«, sagte Bob und wandte sich zu mir. »Kannst du Susanne Bescheid geben?«

Ich nickte und ging ins Haus. Ich dachte, sie sei im Wohnzimmer, doch dort war sie nicht.

»Susanne?«, rief ich.

Dann hörte ich unterdrücktes Schluchzen aus Syds Zimmer. Die Tür war angelehnt. Als ich sie behutsam öffnete, sah ich meine Exfrau vor der Kommode unserer Tochter stehen. Ihr Stock lehnte an der Wand. Sie stand mit dem Rücken zu mir, den Kopf gesenkt und mit bebenden Schultern.

Ich trat zu ihr, legte einen Arm um sie und zog sie fest an mich. Mit der einen Hand wischte sie sich die Augen, während sie mit der anderen über die Sachen strich, die Syd auf ihrer Kommode ausgebreitet hatte: Wattestäbchen in einer Smiley-Tasse, diverse Cremes, Schminkzeug und Haarspray, Kontoauszüge, Fotos von sich und ihren Freundinnen, ein iPod Shuffle und die dazugehörigen Ohrstöpsel.

»Ohne ihren iPod ist sie nie irgendwo hingegangen.« Susanne berührte das kleine Gerät mit dem Zeigefinger, so vorsichtig, als handle es sich um ein seltenes Artefakt.

»Außer zur Arbeit«, sagte ich. »Aber du hast recht. Sonst hatte sie den iPod immer dabei.«

»Aber das heißt doch …« Susanne hielt einen Augenblick inne. »Dass sie niemals weggegangen wäre ohne ihre Musik«, flüsterte sie.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich leise. Aber natürlich hatte Suze recht. Sydney hatte nichts mitgenommen. Die Tasche, in der sie ihre Sachen mitgebracht hatte, stand nach wie vor in der Zimmerecke. Ihre Klamotten befanden sich im Schrank; ein paar Sachen hatte sie achtlos aufs Bett geworfen.

Zum Aufladen steckte man den iPod in die USB-Buchse an Syds Laptop, der auf ihrem Schreibtisch stand. Wir hatten den Computer bereits gemeinsam mit der Polizei gecheckt, ihre E-

Mails, ihre Facebook-Seite und den Verlauf der besuchten Websites in Augenschein genommen, ohne jedoch etwas Brauchbares zu finden.

Susanne drehte sich zu mir um. »Lebt sie noch, Tim? Ist Syd noch am Leben?«

Ich nahm den iPod und schloss ihn an den Laptop an. »Damit sie gleich wieder Musik hören kann, wenn sie zurückkommt«, sagte ich.

VIER

Am nächsten Morgen nahm ich Syds iPod mit und schloss ihn an den AUX-Eingang an meinem Autoradio an. Als kleiner Junge hatte ich mich nachts oft in einen der Mäntel meines Vaters eingehüllt, wenn er auf der Automesse in Detroit gewesen war, um die neuesten Modelle zu begutachten, bevor sie der Rest der Welt zu sehen bekam.

Heute ließ ich mich von der Musik meiner Tochter einhüllen.

Das Gerät spielte die gespeicherten Songs in zufälliger Reihenfolge. Erst lief Amy Winehouse, dann kamen die Beatles – ich hatte gar nicht gewusst, dass Syd ebenfalls auf *The Long and Winding Road* stand, das zu meinen Lieblingsstücken gehörte – und schließlich einer der beiden Davids, die es ins Finale von *American Idol* geschafft hatten. Der letzte Song war noch nicht ganz zu Ende, als ich auf den Parkplatz neben dem Donut-Laden bog.

Kurz darauf betrat ich unseren Betrieb, bewaffnet mit zwei Schachteln, in denen sich je ein Dutzend Donuts befand, und marschierte in die Werkstatt, wo unsere Mechaniker bereits bei der Arbeit waren. Es war schon eine ganze Weile her, seit ich den Jungs – und zwei Mädels, die halbtags arbeiteten – zuletzt Donuts mitgebracht hatte, und eine nette Geste von Zeit zu Zeit ist Ehrensache. Wer in einer Firma auf Einzelkämpfer macht, ist ein Idiot. Als Verkäufer sollte man die Nase nicht zu hoch tragen. Wer weiß, ob man am Freitagabend nicht mal die Hilfe eines Mechanikers benötigt, weil man ein Nummernschild an einen neuen Wagen schrauben will und nicht den richtigen Steckschlüssel parat hat.

Wenn ich nicht gerade mit wichtigeren Dingen beschäftigt war, sah ich gern auf einen Sprung in der Werkstatt vorbei. Das Sirren und Rattern der Werkzeuge unserer Servicetechniker klang für mich wie eine Art Maschinensymphonie. Die Wagen auf den Hebebühnen sahen irgendwie verletzlich

aus. Schon als kleiner Junge hatte ich meinen Vater oft in dem Autohaus besucht, in dem er arbeitete, und dann staunend die Wagen aus der Froschperspektive betrachtet. Es war, als würde einem ein Geheimnis anvertraut.

»Donuts!«, rief jemand, als ich die Schachteln auf eine Werkbank stellte.

Als Erster war Bert zur Stelle. Er grinste breit. »Du bist der Größte!«, sagte er. Offenbar war ihm nicht aufgefallen, dass ich ihn bei seiner Stippvisite im Pornoladen beobachtet hatte.

Er wischte sich die Finger an einem Lappen ab, der aus seiner Hosentasche hing, und nahm sich einen Donut mit Kirschfüllung. Dann aber zögerte er und hielt ihn mir hin.

»Kirsch ist doch deine Lieblingssorte, oder?«

»Schon gut«, sagte ich. »Lass es dir schmecken.«

»Wirklich?«, fragte er, während ihm die Kirschfüllung bereits über die Finger quoll.

»Klar«, sagte ich und nahm mir einen Schoko-Donut.

»Wie geht's dir so?«, fragte er.

Ich lächelte. »So weit okay«, antwortete ich. Er hatte es zwar nicht offen ausgesprochen, aber allem Anschein nach wollte er auf Syd hinaus – ein Thema, das nur wenige Mitarbeiter direkt anzusprechen wagten. Ich war der Typ mit der verschwundenen Tochter – beinahe so, als hätte ich eine ansteckende Krankheit. Die meisten vermieden es, es zu erwähnen.

Im vergangenen Sommer hatte Syd bei uns gearbeitet, eine Menge Zeit mit Bert und dem Rest der Belegschaft verbracht. Sie war Mädchen für alles gewesen, hatte Wagen gereinigt, Karosserien poliert, Nummernschilder ausgewechselt, Kaffee geholt, Ersatzteile einsortiert und Autos auf ihre Stellplätze gefahren. Sie hatte gerade erst ihren Führerschein gemacht, fuhr aber wie ein Vollprofi. Einen Odyssey-Van hätte sie jederzeit blind einparken können, und auch die Schaltung des S2000 bereitete ihr keinerlei Probleme. So war das mit Syd. Wenn man ihr einmal etwas zeigte, hatte sie es drauf.

Die anderen Mechaniker nahmen sich ebenfalls einen Donut, bedankten sich murmelnd, knufften mich freundschaftlich auf den Arm und kehrten zu ihrer Arbeit zurück. Schließlich tauchte sogar Barb, die mittlerweile zum vierten Mal verheiratete Herrin unseres Ersatzteillagers, aus ihrem Büro auf. »Ich hoffe für dich, dass du noch einen Schoko-Donut übrig hast«, sagte sie.

Ich hielt ihr einen hin.

»Und wo ist der Kaffee?«

»Sonst noch was?«, gab ich zurück.

Sie klimperte mit den Wimpern. »Was hättest du denn gern?«

Ich ging zurück in den Showroom und setzte mich an meinen Schreibtisch. Das Licht an meinem Telefon blinkte. Neue Nachrichten. Ich wählte die Nummer meiner Voicemail. Die erste Nachricht stammte von jemandem, der wissen wollte, was er für seinen acht Jahre alten Accord (»Sechszylinder, Spoiler, Alufelgen, Metalliclackierung, scheckheftgepflegt, nur ein paar Urinflecken von meinem Hund auf den Sitzen«) noch kriegen konnte.

Die nächste Nachricht lautete folgendermaßen: »Hi, Tim, ich habe gestern schon mal angerufen, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, und dachte, ich probiere es heute noch mal. Ich weiß, was du gerade durchmachst, aber warum meldest du dich nicht mehr? Habe ich irgendwas falsch gemacht? Na ja, eigentlich hatte ich das Gefühl, es läuft echt gut mit uns. Wenn ich etwas Verletzendes gesagt haben sollte, lass uns doch einfach darüber reden, okay? Bis jetzt hatten wir doch eine tolle Zeit, findest du nicht? Ich würde dich jedenfalls gern wiedersehen. Wie wär’s, wenn ich uns heute was zum Abendessen mache? Bei mir oder bei dir, wie du Lust hast. Also, melde dich doch einfach, wenn du ein paar Minuten hast. Ansonsten rufe ich dich noch mal zu Hause an. Okay, bis dann.«

Kate.

Ich fuhr meinen Computer hoch und checkte Sydneys Website. Keine E-Mails, und dem Besucherzähler nach zu urteilen war niemand auf der Seite gewesen, seit ich sie direkt nach dem Aufstehen überprüft hatte.

Vielleicht war es doch an der Zeit, mich mal wieder mit Kip Jennings in Verbindung zu setzen.

»He, Tim«, ertönte eine Stimme.

Es war Andy Hertz, der Jüngste in unserem Verkaufsteam. Er war erst dreiundzwanzig und seit einem Jahr bei uns. Ein Autoverkäufer braucht nicht unbedingt viel Erfahrung. Manche von uns sind schlicht Naturtalente, und letztlich verkauft man keine Autos, sondern sich selbst. Und auf ebendiesem Gebiet war Andy mit seinem Bürstenhaarschnitt, den schicken Anzügen und seinem Schwiegersohncharme nur schwer zu schlagen; insbesondere ältere Damen hatten einen Narren an ihm gefressen.

Wie so viele Neulinge in unserem Geschäft war Andy voll durchgestartet. Ein paarmal hatte er in unserer internen Rangliste ganz oben mitgespielt. Nach ein paar Monaten jedoch hatte sein Stern zu sinken begonnen, wie bei so vielen Jungs, die anfangs wie selbstverständlich einen Erfolg nach dem anderen einfahren. Irgendwann war eben der Lack ab. Ich hatte wenigstens eine Entschuldigung, warum ich den ganzen Juli über noch keinen einzigen Wagen an den Mann gebracht hatte. Andy hingegen machte nichts weiter als eine

Durststrecke durch, wie wir sie alle schon mal erlebt hatten.

Ich wandte mich ihm zu. Von seinem sonst so sonnigen Gemüt war nichts zu sehen.

»Andy«, sagte ich.

»Ich muss bei Laura antanzen«, sagte er düster. »In fünf Minuten.«

»Irgendwelche letzten Worte, die ich deiner Familie ausrichten soll?«

»Sie wird mich plattmachen«, erklärte er. »Ich weiß nicht,

wie es weitergehen soll, Tim.«

»Ach, solche Phasen haben wir alle schon mal durchgemacht.«

»Seit zwei Wochen habe ich keinen Wagen mehr verkauft. Und dann ist mir auch noch dieser Kunde abgesprungen, der sich für einen Civic interessiert hat. Ich war mir hundertprozentig sicher, dass er die Kiste kauft – und dann ruft er mich plötzlich an und sagt, er hätte sich für einen Chevy Cobalt entschieden. Das darf doch nicht wahr sein! Für einen schrottigen Cobalt!«

»So läuft's eben manchmal«, bemerkte ich.

»Wahrscheinlich wird sie mich feuern. Ich habe sogar mit Freunden und Verwandten gesprochen, ob sie nicht einen Wagen kaufen wollen. Meiner Mutter habe ich schon vor sechs Monaten einen verkauft, aber mein Vater will keinen Japaner – er sagt, unser Land geht vor die Hunde, weil keiner mehr Autos aus Detroit kauft. Tja, und als ich gesagt habe, dann sollen sie eben mal ein paar fette Geländewagen weniger vom Band laufen lassen und in zukunftsträchtige Technologien investieren, hat er mich angebrüllt, dann solle ich doch nach Japan gehen und von morgens bis abends Sushi fressen.« Er hielt einen Moment inne. »Ich weiß nicht mal, ob ich diesen Monat meine Miete zahlen kann. Lieber bringe ich mich um, statt wieder zu meinen Eltern zu ziehen. Wenn es so weitergeht, kann ich bald

Blut spenden gehen, um wenigstens Geld fürs Mittagessen zu haben.«

»Alles schon da gewesen«, sagte ich. »Du machst dir einfach zu viel Stress. Hol dir eine Zeitung und geh die Annoncen für Gebrauchtwagen durch.« »Wie?«

»Schau dir an, wer seinen Wagen loswerden will.«

Stirnrunzelnd sah mich Andy an. Offenbar hatte er noch nicht ganz kapiert.

»Such dir ein paar Kandidaten raus. Dann rufst du an und sagst, Hey, ich habe Ihre Anzeige gesehen, nein, ich will den

Wagen nicht kaufen, aber haben Sie sich schon Gedanken über einen Neuwagen gemacht? Dann erzählst du ihnen was über unsere Kreditkonditionen und Leasingraten, fragst, ob sie schon mal darüber nachgedacht haben, ihr altes Auto in Zahlung zu geben, und lädst sie zu einem unverbindlichen Beratungsgespräch ein.«

»Geile Idee.« Andy lächelte breit. »Ich werde Laura sagen, dass ich eine erstklassige neue Strategie auf Lager habe.«

»Aber stell dich drauf ein, dass sie ihre übliche Nummer abzieht.«

»Und zwar?«

»Sie reißt eine Seite aus dem Telefonbuch und keift dich an: ›Neue Strategien? Hier hast du ’ne ganze Seite mit neuen Strategien!‹ Für solche Gelegenheiten bewahrt sie extra ein zweites Telefonbuch in ihrem Schreibtisch auf.«

»He, kann ich Sie mal stören?«, drang eine Stimme zu uns herüber.

Andy sah über meine Schulter. Als ich mich umwandte, erblickte ich einen stämmigen, breitschultrigen Mann mittleren Alters, der sich beim Rasieren geschnitten hatte. Der Typ sah aus, als habe er sich extra Mühe gegeben, einen vertrauenswürdigen Eindruck zu erwecken. Zwar trug er ein frisches, sauberes Hemd, doch die verschlissenen Jeans und die abgetragenen Schuhe verrieten ihn. Offenbar glaubte er, dass keiner nach unten sehen würde, solange er nur oben herum halbwegs seriös rüberkam.

Er stand vor einem der Pick-ups in unserem Showroom.

»Hi.« Ich erhob mich und ging zu ihm hinüber. Aus dem Augenwinkel sah ich Laura, die in ihrer Bürotür stand und Andy zu sich winkte.

»Tag«, sagte der stämmige Typ. Er hatte eine tiefe, raue Stimme.

»Der Ridgeline.« Ich nickte in Richtung des blauen Pick-ups. »Hat überall erstklassige Bewertungen bekommen.«

»Hübscher Laster«, sagte er.

»Was fahren Sie denn momentan?«, fragte ich.

»Einen Ford 150«, sagte er. Ebenfalls ein Pick-up, der sich sehen lassen konnte, auch wenn ich das für mich behielt. Ich warf einen Blick aus dem Fenster, wobei mir jedoch nicht sein Wagen ins Auge fiel, sondern ein unauffälliger Chevy, aus dem eine Frau ausstieg.

Kip Jennings.

»Ich würde gern mal ’ne Probefahrt machen«, sagte er.

»Kein Problem«, gab ich zurück. »Ich müsste nur eben eine Kopie von Ihrem Führerschein machen.«

Er zückte sein Portemonnaie und reichte mir seinen Führerschein. Ich warf einen Blick darauf. Richard Fletcher hieß der Typ.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Mr Fletcher.« Ich reichte ihm eine meiner Visitenkarten, auf der sich neben meiner Büronummer auch meine Privat- und Handynummer befanden. »Mein Name ist Tim Blake.«

»Danke«, sagte er und steckte die Karte ein.

Ich ging zum Empfang, um eine Kopie des Führerscheins machen zu lassen, behielt aber weiter Kip Jennings im Auge. Sie war klein – knapp über 1,50 Meter – und hatte ziemlich markante Gesichtszüge. Eine Frau, die meine Mutter wohl kaum als Schönheit bezeichnet hätte, auch wenn man sie durchaus hübsch nennen konnte. Sie telefonierte gerade auf ihrem Handy; mir blieb also noch ein bisschen Zeit, die Probefahrt für meinen Kunden in die Wege zu leiten.

Ich beauftragte einen unserer jüngeren Servicemitarbeiter, einen Ridgeline mit Probefahrtkennzeichen zu versehen und vorzufahren.

»Der Wagen steht gleich bereit«, informierte ich Mr Fletcher. »Normalerweise würde ich Sie begleiten …«

Fletcher musterte mich irritiert. »Ist das hier so üblich? In anderen Autohäusern lassen sie einen allein Probe fahren – na ja, damit man sich nicht gleich genötigt fühlt, den Wagen kaufen zu müssen.«

»Gar kein Problem. Da kommt sowieso gerade jemand, mit dem ich sprechen wollte.«

»Na, wunderbar«, sagte er.

»Wir sprechen uns dann nach Ihrer Probefahrt«, sagte ich.

Dann eilte ich nach draußen zu Kip Jennings, die nach wie vor an ihrem Handy hing. Als sie mich erblickte, hob sie den Zeigefinger, um mir zu bedeuten, dass ihr Gespräch gleich beendet sein würde.

Es hörte sich nicht so an, als würde sie mit einem Kollegen telefonieren. »Na ja, was erwartest du?«, sagte sie. »Für gute Noten musst du was tun. Wer seine Hausaufgaben nicht macht, kriegt eben schlechte Noten. Du meine Güte, Cassie, hier geht's doch nicht um Atomphysik. Streng dich einfach mal an, dann wird es auch wieder … Ja, okay … Weiß ich noch nicht. Vielleicht Hotdogs. Ich muss jetzt Schluss machen, Schatz. Ciao.«

Sie klappte das Handy zu und steckte es in ihre Handtasche.

»Tut mir leid«, sagte ich. »War nicht meine Absicht zu lauschen.«

»Schon okay«, sagte Kip Jennings. »Das war meine Tochter. Sie findet, es sei nicht fair, dass sie eine Sechs bekommt, wenn sie ihre Hausaufgaben nicht macht.«

»Wie alt ist sie denn?«

»Zwölf.«

Aus dem Augenwinkel registrierte ich, wie Richard Fletcher in den funkelnagelneuen Pick-up stieg und vom Hof fuhr. Nicht, dass es mich weiter interessiert hätte – ich wollte nur wissen, warum Jennings mich aufgesucht hatte.

Was mir offenbar anzusehen war. Sie trat einen Schritt zurück und räusperte sich.

»Haben Sie Zeit für einen kleinen Ausflug?«, fragte sie.

»Wohin?«

Bitte nicht ins Leichenschauhaus.

»Nach Derby.«

»Was ist denn in Derby?«
»Der Wagen Ihrer Tochter«, sagte Kip Jennings.

FÜNF

Kip Jennings' grauer viertüriger Chevy sah auch von innen nicht wie ein Streifenwagen aus. Nirgendwo lag ein Blaulicht, und es gab auch kein Gitter, das Vorder- und Rücksitze voneinander trennte. Im Fußraum lagen Fast-Food-Verpackungen und leere Kaffeebecher.

»Wo haben Sie den Wagen gefunden?«, fragte ich.

»Wir haben ihn nicht gefunden«, antwortete Kip Jennings. »Er stand auf einem Wal-Mart-Parkplatz, schon seit mehreren Tagen. Die Geschäftsleitung hat schließlich die Polizei gerufen, um den Wagen abschleppen zu lassen.«

»War …« Ich zögerte. »War jemand in dem Wagen?« Ich dachte an den Kofferraum.

Die Polizistin warf mir einen Seitenblick zu. »Nein«, sagte sie und nickte in Richtung des kleinen Displays, das am Armaturenbrett befestigt war. »Ich lasse das Navigationssystem immer laufen, auch wenn ich den Weg genau kenne. Ich stehe einfach drauf.«

»Wie lange hat der Wagen dort gestanden?«

»Das wissen wir nicht genau. Anscheinend ist er zunächst niemandem aufgefallen.«

Einen Moment lang schloss ich die Augen, öffnete sie wieder und ließ den Blick über die Bäume am Rand der zweispurigen Derby Milford Road schweifen. Nach Derby fuhr man etwa zwanzig Minuten.

»Und wo ist der Wagen jetzt?« Vor meinem inneren Auge sah ich ein gleißend helles Labor, in dem Techniker der

Spurensicherung in weißen Schutzanzügen Syds Civic nach allen Regeln der Kunst untersuchten.

»Auf einem städtischen Verwahrplatz, wo auch die Fahrzeuge hinkommen, die wegen Falschparkens abgeschleppt werden. Und als der Wagen angeliefert wurde, haben sie das Kennzeichen überprüft und festgestellt, dass das Fahrzeug Ihrer Tochter als gesucht gemeldet worden war. Wie auch

immer, ich habe den Wagen noch gar nicht gesehen. Sagen Sie mir unbedingt Bescheid, wenn Ihnen irgendetwas Ungewöhnliches auffällt.«

»Mache ich«, versprach ich.

Alles an der Sache war ungewöhnlich. Meine Tochter war spurlos verschwunden. Nur ein Gedanke hatte mich in den vergangenen Wochen halbwegs getröstet: dass Syd ja nicht zwangsläufig etwas zugestoßen sein musste.

In den ersten Tagen hatte ich noch geglaubt, dass sie wegen unseres Streits beim Frühstück verschwunden war – weil sie meine Frage nach der Versace-Sonnenbrille in den falschen Hals bekommen hatte. Syd war stocksauer gewesen, und es war durchaus vorstellbar, dass sie mir einen Denkzettel hatte verpassen wollen.

Doch je mehr Tage verstrichen, desto unwahrscheinlicher erschien es mir, dass jene letztlich harmlose Auseinandersetzung zu ihrem Verschwinden geführt haben sollte. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, ob es irgendetwas anderes gegeben hatte, was sie veranlasst haben könnte, wegzulaufen.

Vielleicht hatte sie Susanne und mich ja bestrafen wollen. Dafür, dass wir uns getrennt hatten. Dafür, dass wir unsere kleine Familie zerstört hatten. Dafür, dass sie fünf Jahre lang zwischen Stratford und Milford hatte hin und her pendeln müssen. Und zu allem Überfluss war Susanne auch noch mit Bob zusammengezogen. Klar, er hatte ein größeres Haus und mehr Geld als ich, aber vielleicht waren ihr all diese Veränderungen am Ende schlicht zu viel gewesen.

Und nun kamen weitere Fragen hinzu. Warum hatte sie ihr Auto zurückgelassen? Wo war sie, und wie war sie ohne fahrbaren Untersatz dorthin gelangt?

Es gab keinen Anhaltspunkt, der mich auch nur ansatzweise optimistischer gestimmt hätte.

Am Ende der Derby Milford Road bog Kip Jennings nach links auf eine Straße ab, der wir für zwei, drei weitere Meilen folgten – vorbei an einem Wal-Mart, wohl dem Supermarkt,

auf dessen Parkplatz man Syds silbernen Civic gefunden hatte –, bis sie schließlich auf ein großes, eingezäuntes Gelände fuhr. Vor einem einstöckigen Gebäude parkten ein paar Abschleppwagen; dahinter befand sich ein Schotterparkplatz, auf dem lange Reihen einkassierter Autos standen.

Jennings kramte in ihrer Handtasche, zog eine Marke heraus und hielt sie einem Beamten hin, der aus einem Kabuff heraus sah und die Schranke zum Parkplatz öffnete.

Der silberfarbene Civic stand zwischen einem GMC Yukon und einem Toyota Celica, der bestimmt zwanzig Jahre auf dem Buckel hatte. Syds Auto sah genauso aus wie immer – und trotzdem irgendwie anders. Er wirkte wie ein fremdes Wesen, das etwas wusste, uns aber nichts davon verraten wollte.

»Nichts anfassen«, sagte Kip Jennings. »Am besten, Sie stecken Ihre Hände in die Hosentaschen.«

Sie stellte ihre Handtasche auf die Motorhaube des Celica und streifte Latexhandschuhe über.

Ich ging um den Civic herum und spähte durch die Fenster. Sydney war stolz auf ihr kleines Auto gewesen, hatte es stets penibel gepflegt. Im Gegensatz zu Kip Jennings' Wagen waren nirgends Big-Mac-Verpackungen oder Dunkin-Donut-Becher zu sehen.

»Haben Sie die Schlüssel?«, fragte ich.

»Nein«, sagte die Polizistin. »Macht aber nichts. Der Wagen war nicht abgeschlossen, als er gefunden wurde.«

Sie ging in die Hocke und inspizierte den Türgriff auf der Fahrerseite.

»Gibt's irgendwas?«, fragte ich.

Sie hielt einen Finger hoch, als wollte sie sagen: einen Moment.

Ich kam um den Wagen herum und sah zu, wie sie die Tür vorsichtig mit einem Finger öffnete.

»Was machen Sie da?«, fragte ich.

Wieder antwortete sie nicht, sondern öffnete die Tür voll-

ends und richtete den Blick in den Fußraum vor dem Fahrersitz, wo sich das Gaspedal und der Hebel für den Kofferraum befanden. Im selben Augenblick hörte ich, wie der Kofferraum mit einem leisen Klicken aufsprang.

Auch wenn Kip Jennings bereits erwähnt hatte, dass niemand im Auto gefunden worden war, überlief mich unwillkürlich ein kalter Schauder.

»Nicht aufmachen«, befahl sie. »Fassen Sie nichts an.«

Daran hatte ich ohnehin nicht mal im Traum gedacht.

Sie trat ans Heck des Civic, hakte ihren behandschuhten Zeigefinger ganz rechts unter den Kofferraumdeckel und hob ihn vorsichtig an. Alles, was sich unseren Augen bot, war der Erste-Hilfe-Kasten, den ich beim Kauf des Wagens selber hineingelegt hatte. Es sah nicht so aus, als sei er schon einmal benutzt worden.

»Fehlt irgendwas?«, fragte Detective Jennings.

»Nicht, dass ich wüsste«, gab ich zurück.

Sie ließ den Kofferraum offen stehen, begab sich wieder zur Fahrertür und beugte sich über den Sitz. Sie musste sich ziemlich verrenken, um genug zu sehen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

Dann aber zuckte sie jäh zurück, wobei sie um ein Haar mit mir zusammengeprallt wäre.

Das Herz schlug mir bis zum Hals. »Was ist?«, platzte ich heraus.

Sie drehte sich von mir weg und nieste herzhaft in Richtung des Celica. »Entschuldigung«, sagte sie. »Meine Nase fing auf einmal an zu jucken, und ich wollte auf keinen Fall meine DNA im Innenraum des Wagens verteilen.«

»DNA?«, fragte ich, immer noch leicht perplex.

»Jetzt muss erst mal die Spurensicherung anrücken«, sagte sie.

»Aber das ist doch sowieso Routine, oder?«

Kip Jennings musterte mich einen Augenblick lang nachdenklich. »Hier«, sagte sie dann.

Behutsam schloss sie die Tür zu drei Vierteln und deutete auf den Außengriff. »Sehen Sie diese Flecken?«

Ja, ich sah sie. Auf den ersten Blick sah es aus, als sei der Türgriff leicht rostig.

Sie zog die Tür wieder auf. »Nichts anfassen«, sagte sie abermals und deutete auf das Lenkrad. »Sehen Sie das?«

Die gleichen rotbraunen Schlieren wie auf dem Türgriff.

»Ja«, sagte ich. »Das ist Blut, stimmt’s?«

»Schätze ich auch«, sagte Kip Jennings.

SECHS

»Zunächst einmal benötigen wir eine DNA-Probe von Ihrer Tochter«, sagte Detective Jennings auf der Rückfahrt. »Eine Strähne aus ihrer Haarbürste reicht schon. Sobald wir die Blutspuren analysiert haben, können wir die DNA-Muster vergleichen.«

»Ja«, antwortete ich mechanisch. Ich hörte ihr gar nicht richtig zu.

»Haben Sie eine Ahnung, was Ihre Tochter in Derby wollte? Hat sie Bekannte dort? Oder gar einen festen Freund?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wir lassen jetzt erst einmal den Wagen untersuchen, und sobald wir mehr wissen, gebe ich Ihnen und Ihrer Exfrau Bescheid. Außerdem schicke ich später jemanden bei Ihnen vorbei, um DNA-fähiges Material abzuholen.«

Ich nickte. »Auf einmal nehmen Sie das Ganze ja doch ernst.«

»Ich habe es schon immer ernst genommen, Mr Blake«, erwiderte Kip Jennings.

»Tut mir leid«, sagte ich.

»Ich hätte da noch eine Frage«, sagte sie. »Es geht um eine Angelegenheit, in der unsere Kollegen aus Bridgeport gerade ermitteln. Wahrscheinlich besteht kein Zusammenhang, aber es gab dort einen Mordfall – etwa zur gleichen Zeit, als auch Ihre Tochter verschwunden ist.«

»Was ist passiert?«

»Sagt Ihnen der Name Randall Tripe etwas?«

»Überhaupt nichts.« »Ein ziemlich übler Bursche«, sagte Kip Jennings. »Randall Tripe hatte seine Finger in allen möglichen miesen Geschäften. Prostitution, Diebstahl, Hehlerei, Waffenhandel – er hatte sogar eine kleine Jobvermittlung. Seine Leiche wurde in einem Müllcontainer am Hafen von Bridgeport gefunden – am Tag, nachdem Sie das Ver-

schwinden Ihrer Tochter gemeldet hatten. Ein Schuss in die Brust, der an sich aber nicht tödlich war. Wahrscheinlich hätte er überlebt, wenn er gefunden worden wäre.« Den Blick auf die Straße gerichtet, kramte sie in ihrer Handtasche, die auf der Konsole zwischen uns stand. »Irgendwo hier muss ein Foto von ihm sein.«

»Ich verstehe nicht, was das mit Sydney zu tun haben soll.«

»Wahrscheinlich gar nichts.« Der Wagen näherte sich gefährlich dem Mittelstreifen; sie sah kurz auf, steuerte leicht nach rechts und kramte weiter. »Hier.« Sie reichte mir einen fotokopierten Auszug aus der Polizeiakte. Randall Tripe war weiß, unrasiert, zum Zeitpunkt der Aufnahme zweiundvierzig Jahre alt, feist und hatte eine Halbglatze – definitiv kein Typ, den ich gern näher kennengelernt hätte.

Ich reichte ihr das Blatt Papier zurück. »Nie gesehen.«

»Habe ich mir schon gedacht«, sagte sie.

»Das hat ja wohl nichts Gutes zu bedeuten«, sinnierte ich leise.

»Hmm?«

»Die Blutspuren an Syds Wagen.«

»Noch lässt sich nichts sagen«, gab sie zurück. »Warten wir erst mal ab.«

Wir schwiegen eine Weile. Ein paar Augenblicke lang fühlte ich mich wie in einem schlechten Traum.

»Ihre Tochter«, sagte ich schließlich.

»Wie?«

»Mit der Sie vorhin telefoniert haben. Cassie, richtig?«

Kip Jennings nickte. »Eigentlich heißt sie Cassandra.«

Ich nickte. »Hat sie Geschwister?«

»Nein«, sagte Kip Jennings. »Sie hat nur mich.«

Ich nickte. So war das also. Eine alleinerziehende Mutter.

»Was ist nur passiert?«, fragte ich. »Wo steckt meine Tochter?«

»Da wären wir«, sagte sie und bog auf das Gelände von

Riverside Honda ein.

***

Andy Hertz saß an seinem Schreibtisch, eine herausgerissene Seite aus einem Telefonbuch vor sich. Als ich mich setzte, sagte er: »Ich darf die Ds durchtelefonieren.«

»Tut mir leid, Andy, keine Zeit«, sagte ich. Ich musste hier raus, und zwar schleunigst.

»Übrigens«, fuhr Andy fort. »Der Typ hat den Wagen gerade zurückgebracht.«

»Welcher Typ?«, fragte ich.

»Der Kerl, der die Probefahrt mit dem Ridgeline gemacht hat. Der Wagen steht irgendwo da hinten. Er hat ihn erst vor ein paar Minuten zurückgebracht –'ne längere Probefahrt haben wir hier noch nie gehabt, glaube ich.« Er hielt kurz inne. »Wo hast du eigentlich gesteckt? Du warst fast zwei Stunden weg. Na, egal, jedenfalls hat er die Schlüssel bei mir abgeliefert und ist dann in einem gelben Pinto abgebraust. Ich wusste gar nicht, dass solche Karren noch zugelassen sind. War da nicht mal irgendwas, von wegen Explosionsgefahr oder so?«

Lange vor deiner Zeit, Kleiner, dachte ich.

Ich nahm die Schlüssel für den Ridgeline an mich und ging nach draußen, um mich um den Wagen zu kümmern. Sobald ich ihn auf seinen Stellplatz gebracht hatte, wollte ich für heute Schluss machen, nach Derby fahren, die üblichen Teenie-Treffs abklappern und Syds Foto herumzeigen.

Als ich mich dem Pick-up näherte, stieg mir ein unangenehmer Geruch in die Nase, der mit jedem Schritt schlimmer wurde.

Als ich die Fahrertür öffnete und mich auf das Trittbrett schwang, um einzusteigen, fiel mir die über und über verdreckte Ladefläche ins Auge. Auf den ersten Blick sah es aus, als hätte jemand einen Haufen Erde transportiert.

Ich sprang vom Trittbrett und ging zum Heck des Pick-ups. Braune Suppe lief mir über die Hand, als ich die Heckklappe öffnete.

»Scheiße!«, stieß ich hervor. Und damit hatte ich den Nagel auf den Kopf getroffen.

Der Dreckskerl hatte den Pick-up benutzt, um Kuhmist zu transportieren.

***

Ich hatte nur einen Wunsch: nichts wie raus hier. Die Blutspuren in Syds Wagen gingen mir nicht mehr aus dem Kopf, doch als ich in den Showroom kam, um den Computer herunterzufahren, saß Patty Swain auf einem der Stühle vor meinem Schreibtisch. Ihr linkes Bein hatte sie über die Stuhllehne drapiert – eine ziemlich offensive Pose, auch wenn sie eine Jeans trug.

Seit Syd verschwunden war, hatte sie mir fast jeden Tag einen Besuch abgestattet – wenn nicht bei der Arbeit, dann zu Hause.

Patty war ein toughes Mädchen. Sie machte sich garantiert nicht in die Hose, wenn sie nachts eine Abkürzung durchs mieseste Viertel der Stadt nahm, trug häufig Röcke, die ein paar Zentimeter zu kurz waren, und hatte garantiert stets ein paar Kondome in ihrer Handtasche. Und auf den Mund gefallen war sie beileibe auch nicht.

Allesamt Gründe, sich Sorgen um sie zu machen. Insgeheim aber bewunderte ich ihren Freiheitsdrang.

Syd hatte Patty letztes Jahr im Sommerkurs an der Schule kennengelernt. Syd war in Mathe durchgefallen und hatte den Stoff in einem vierwöchigen Kurs nachholen müssen; sie hatte alle Hände voll zu tun gehabt, die zusätzlichen Schulstunden mit ihrem Ferienjob unter einen Hut zu bringen. Eigentlich war Syd im Kopfrechnen kaum zu schlagen, wenn es darauf ankam. Wenn man ihr fürs Aufräumen der Garage

fünf Dollar die Stunde versprach und sie nach sechs Stunden und fünfundvierzig Minuten fertig war, konnte sie einem genau sagen, was sie bekommen sollte, ohne dabei einen Taschenrechner zur Hand nehmen zu müssen. Aber Schule hat leider nur wenig mit Kopfrechnen zu tun. Wer seine Hausaufgaben nicht erledigt und sich nicht auf Mathe-Tests vorbereitet, muss eben im Sommerkurs nachsitzen.

Und ebendort hatten sie nebeneinandergesessen und schnell herausgefunden, dass sie mehr miteinander verband als die Verachtung für ein System, das sie zum Büffeln zwang, während alle anderen sich draußen in der Sonne aalen konnten.

Musik, Filme, Jungs, Junkfood – sie hatten reichlich Gemeinsamkeiten. Nur ihr familiärer Hintergrund war völlig verschieden.

Keine Frage, Syd kam aus einem »kaputten Elternhaus«, wie sie selbst es zu nennen pflegte, doch wenn unsere Familie kaputt war, dann war Pattys von einer Cruise-Missile getroffen worden. Soweit ich gehört hatte, bekam sie kaum Unterstützung von ihren Eltern. Syd zufolge war ihre Mutter Alkoholikerin und hatte genug damit zu tun, ihr eigenes Leben halbwegs auf die Reihe zu kriegen, um sich noch groß um ihre Tochter kümmern zu können. Ihr Vater arbeitete momentan in einer Bude, in der man sich mit Zigaretten und Alkohol eindecken konnte, hielt es aber anscheinend in keinem Job sonderlich lange aus. Trotz seiner desolaten Finanzlage fanden sich immer noch genug Frauen, die vorübergehend einen Narren an ihm gefressen hatten. Laut Sydney hatte Pattys Mutter ihm den Laufpass gegeben, als

Patty noch ein Kleinkind gewesen war. Trotzdem fanden die beiden zwischendurch immer wieder für ein paar Tage oder Wochen zusammen, bis Pattys Mutter die Nase wieder mal voll hatte und ihn achtkantig hinauswarf.

»Irgendwie bin ich sogar froh, dass es bei dir und Mom endgültig war«, hatte Syd einmal zu mir gesagt. »Ich würde

irre werden, wenn ihr euch andauernd versöhnen und dann doch wieder trennen würdet. So macht man sich nur Hoffnungen, und dann geht doch alles wieder den Bach hinunter.«

Obwohl es zwischen Pattys Eltern nicht immer so katastrophal gelaufen war. Anfangs hatten sie den amerikanischen Traum gelebt. Das volle Programm: Gute Jobs, ein Haus mit Fitnessraum, ein Kombi in der Einfahrt, zwei Wochen Florida-Urlaub im Jahr, Ausflüge nach Disney World. Dann aber hatte Pattys Vater seinen Job in einem großen Flugzeugwerk verloren, nachdem er ein paar Werkzeuge gestohlen hatte, und von da an ging es nur noch abwärts. Nachdem Pattys Vater ausgezogen war, begann ihre Mutter zu trinken. Und Patty musste früh lernen, auf eigenen Beinen zu stehen.

Susanne und ich hatten Syd des Öfteren gewarnt. Ja, deine Freundin hat harte Zeiten durchgemacht, aber pass auf, dass sie dich nicht auf die schiefe Bahn bringt. Lass dich bloß zu nichts anstiften, was du nachher bereuen könntest.

Syd versicherte uns, dass wir uns keinerlei Sorgen zu machen bräuchten. Patty sei in Ordnung, eine echt gute Freundin, auch wenn sie zuweilen über die Stränge schlug. »Sie ist wie eine Seelenverwandte für mich«, hatte Syd einmal zu mir gesagt. »Oft platzen wir mit genau denselben Sachen heraus, wissen instinktiv, was der andere gerade sagen will. Ich brauche Patty nur anzusehen, und schon muss sie loslachen. Und manchmal muss ich nur an sie denken, und schon klingelt mein Handy – ich schwör's!«

Wenn Syd bei mir wohnte, war Patty fast ständig bei uns, und offenbar verbrachten die beiden auch viel Zeit miteinander, wenn Syd bei Susanne war. Trotz ihres demonstrativ zur Schau getragenen Zynismus verwandelte sich Patty immer wieder in ein kleines Mädchen, wenn wir Schokoladenkekse backten. Der Umgang mit Syd schien sich positiv auf sie auszuwirken; einen schlechten Einfluss ihrer-

seits konnte ich nicht feststellen.

»Hier gefällt's mir«, hatte sie früher immer zu Syd gesagt. »Hier schreit wenigstens keiner besoffen rum.«

Ich hätte sie am liebsten in die Arme genommen.

Hinter Pattys harter Fassade verbarg sich ihr ausgeprägter Überlebensinstinkt. Sie lief nicht mit rosaroter Brille durchs Leben. In ihren Augen war die Welt ein gnadenloser Ort, an dem man niemandem trauen konnte außer sich selbst. Ich mochte sie, bewunderte ihre Einstellung sogar. Das Leben hatte ihr übel mitgespielt, und sie versuchte das Beste daraus zu machen.

Ich hatte sie nicht hereinkommen sehen, aber normalerweise drehten sich alle nach ihr um, wenn sie sich mit wippenden Brüsten und schwingenden Hüften den Weg durch unseren Ausstellungsraum bahnte. Patty wusste um ihre körperlichen Vorzüge und setzte sie gezielt ein. Heute trug sie eine Jeans mit modischen Rissen an Knien und Oberschenkeln und ein dunkelblaues T-Shirt, das sowohl ihren gepiercten Nabel als auch den einen Träger ihres schwarzen Spitzen-BHs sehen ließ. In ihrem dunkelblonden Haar schimmerten ein paar pinkfarbene Strähnen, und sie trug kein Make-up – außer knallrotem Lippenstift.

Als ich mich setzte, sagte sie: »Hi, Mr B. Sie sehen echt scheiße aus. Alles okay?«

Ich nickte ihr zu. »Hallo, Patty.«

»Was ist los? Sie sind ja leichenblass.«

»Ach … nichts.«

»Ganz üble Nummer«, sagte sie.

»Kann man wohl sagen.«

Sie verzog die Nase. »Was ist das für ein Geruch?«

»Kuhmist«, sagte ich.

»Hallo, Mr Blake«, rief eine andere Stimme. Ich wandte mich um, sah aber im ersten Moment niemanden.

»Jeff ist mitgekommen«, sagte Patty. »Da drüben sitzt er.«

Sie deutete zu einem Accord hinüber, hinter dessen Steuer

Pattys Freund, Jeff Bluestein, saß und an den Knöpfen herumspielte.

»Hi, Jeff«, sagte ich und winkte ihm zu.

Er lächelte. »Alles in Ordnung mit der Website?«, fragte er.

»Alles klar.«

»Viele Besucher?«

»Einige.«

Jeff richtete sein Augenmerk wieder auf das Armaturenbrett. Patty ließ den Blick durch den Showroom schweifen. »Glauben Sie, ich könnte hier ’nen Job kriegen?«, fragte sie.

»Was für einen?«

»Na, als Verkäuferin«, sagte sie. »Ich habe keine Ahnung, wie man Autos repariert, also bleibt wohl nur Verkaufen, oder?«

Womit sie hoffentlich nicht sagen wollte, dass man unweigerlich als Verkäufer endete, wenn man keine anderen Talente vorweisen konnte.

»Aha«, sagte ich. »Du interessierst dich also neuerdings für Autos?«

Patty zuckte mit den Schultern. »Eigentlich nicht. Außerdem müsste ich dann wohl was an meinem Outfit ändern. Mit der Cracknutten-Nummer käme ich wahrscheinlich bei den konservativen Spießern mit Kindern, die sich ’ne Familienkutsche kaufen wollen, nicht so super an, was?«

»Könnte sein«, erwiderte ich. Patty arbeitete immer irgendwo als Aushilfe, wenn auch meist nicht für sehr lange – normalerweise in irgendwelchen angesagten Klamottenläden für Mädels, die im gleichen Stil wie sie herumliefen. Momentan arbeitete sie in einem Laden, in dem man Modeschmuck, Haarbänder und anderen Krimskrams kaufen konnte.

»Darf ich Ihnen mal was sagen? Ganz ehrlich?« Sie bewegte den Kiefer, als hätte sie ein Kaugummi im Mund, was aber nicht der Fall war.

»Ehrlich ist immer gut, Patty.«

»Na ja«, sagte sie. »Wieso muss eigentlich jeder Van auch noch einen eingebauten DVD-Player haben? Ich meine, arbeiten die an der totalen Verblödung? Sehen die Kids zu Hause nicht schon genug in die Glotze?«

Tja, damit hatte sie wohl den Nagel auf den Kopf getroffen.

»Wohl wahr«, stimmte ich zu. »Als Syd klein war, hat sie mir immer Löcher in den Bauch gefragt, wenn wir mit dem Auto unterwegs waren. Sie wollte wissen, wie all die anderen Autos hießen, und als sie sechs war, konnte sie genau unterscheiden, ob es sich um einen Ford, einen Honda oder einen Toyota handelte. Und das hätte sie wohl kaum gekonnt, wenn sie sich *Die kleine Meerjungfrau* angeguckt hätte, statt aus dem Fenster zu sehen.«

Ich spürte, wie sich ein Kloß in meiner Kehle bildete.

»Exakt«, bestätigte Patty. Sie schwieg einen Moment. Vielleicht war ihr gerade in den Sinn gekommen, wie selten ihr Vater sie im Auto mitgenommen hatte.

Jeff, ein Schrank von Kerl, hievte sich schwerfällig aus dem Accord und setzte sich hinters Steuer eines Civic.

»Sie werden sich wundern«, sagte Patty. »Syd und ich haben uns nämlich erst kürzlich mal wieder *Die kleine Meerjungfrau* angesehen. Und dabei haben wir geweint, als wären wir wieder acht Jahre alt.«

Was mich tatsächlich ein wenig erstaunte. Schwer vorstellbar, dass sich das Mädchen vor mir von Disney-Filmen verzaubern ließ.

»Kennst du den Film mit den Monstern?«, fragte ich. »Die alle für diese große Firma arbeiten und deren Job es ist, kleine Kinder zu erschrecken?«

»Die Monster AG?«

»Ja, genau«, sagte ich. »Den Film habe ich damals mit Syd im Kino gesehen – sie war zehn, glaube ich. Das Ende ging mir wirklich zu Herzen. Weißt du, was ich meine?«

Patty Swain nickte. »Allerdings. Ich war damals mit meiner Mom drin. Sie hat eine Flasche Cola mit ins Kino geschmuggelt, in die sie vorher Korn gekippt hatte. Tja, sie hat mir wirklich ’ne Menge beigebracht.« Sie grinste herausfordernd.

Ich beugte mich vor. »Hatte Syd eigentlich irgendwelche Freunde in Derby?«

Sie musterte mich unverwandt. »Glaube ich nicht. In Derby? Nee. Wie kommen Sie denn darauf?«

Ich überlegte, ob ich ihr erzählen sollte, dass Syds Wagen gefunden worden war, entschied mich aber dagegen.

»Ich gebe nicht auf«, sagte sie. »Ich habe noch ein paar Infos bei Facebook reingestellt.« Ihr linkes Bein wippte auf der Stuhllehne, während sie unentwegt mit den Fingern schnippte.

»Danke. Damit erreichst du wahrscheinlich mehr Leute als ich.« Ich betrachtete ihr Bein. »Alles okay, Patty? Du wirkst irgendwie nervös.«

Sie hielt augenblicklich inne. »Ich? Nö. Alles bestens.«

»Du bist nicht zufällig high oder so?«

Sie lachte. »Wie kommen Sie denn darauf?«

Laura Cantrell kam aus ihrem Büro und durchquerte betont langsam den Showroom, trotz ihrer Acht-Zentimeter- Absätze graziös wie eine Gazelle. Wortlos stöckelte sie an meinem Schreibtisch vorbei. Die Temperatur im Raum näherte sich der Frostgrenze.

Dann verschwand sie hinter der Tür zur Werkstatt. Patty sah mich kopfschüttelnd an.

»Der Tante muss es mal wieder einer richtig besorgen, oder?«

»Tut mir leid, Patty, ich weiß, dass ich es dich schon tausendmal gefragt habe«, sagte ich. »Aber wo könnte Syd stecken? Und wo war sie, während sie mir vorgespielt hat, sie würde in dem Hotel arbeiten?«

»Keine Ahnung«, gab sie zurück. »Das kapiert doch kein

Mensch.«

»Ich habe alle Läden an der Route I abgeklappert. Niemand hat sie dort je gesehen.«

Im selben Moment kam mir der junge Typ vor dem Blumenladen in den Sinn. Der Bursche, der für die alte Mrs Shaw die Lieferungen erledigte. Ian. Merkwürdig, dass er Syds Foto kaum Beachtung geschenkt, aber trotzdem behauptet hatte, er würde sie nicht kennen.

»Du bist ihre beste Freundin«, sagte ich. »Und trotzdem hat sie dir nichts erzählt?«

»Nein. Ich dachte auch, sie würde im Just Inn Time arbeiten, ich schwör's. So was hätte ich ihr nie zugetraut. Ich bin doch diejenige, die immer Scheiße baut. Und nicht Syd!«

Ich lächelte müde. »Nett, dass du vorbeigekommen bist. Falls dir noch irgendwas einfallen sollte …«

Plötzlich blinzelte sie heftig, als würde sie gegen aufsteigende Tränen ankämpfen. »Geht klar«, sagte sie und stand auf. »Na ja, eigentlich bin ich hier, weil …«

»Was ist los, Patty?«

»Ich habe Ihnen doch von meinem neuen Job erzählt, oder?«

»In dem Modeschmuckladen?«

Sie nickte. »Na ja, ich muss da erst mal einen Monat arbeiten, ehe es Kohle gibt, und meine Mom, die ist auch gerade ziemlich klamm. Mein Alter zahlt ja so gut wie nie.«

»Du willst mich doch nicht ernstlich um Geld anpumpen«, sagte ich.

»Nein.« Sie errötete. »Ach, vergessen Sie's.«

Ich musterte sie einen Augenblick, kramte einen Zwanziger aus meinem Portemonnaie und reichte ihn ihr. Sie nahm den Geldschein und stopfte ihn in die Hosentasche. Ihre Jeans war so eng, dass sie mit den Fingern kaum hineinkam.

»Danke«, sagte sie. »Soll ich Ihnen was vorbeibringen heute Abend?«

In den vergangenen zwei Wochen war sie ein halbes

Dutzend Mal überraschend mit Burgern oder Sandwiches bei mir aufgetaucht, hatte beiläufig darauf hingewiesen, dass sie pleite war, und sich von mir das Geld dafür zurückgeben lassen.

»Danke«, sagte ich. »Heute nicht.«

In ihren Augen spiegelte sich leise Enttäuschung. »Kein Problem«, sagte sie. »Also dann.«

Mit wiegenden Hüften stolzierte sie an Andy Hertz' Schreibtisch vorbei. »Hallo, Andy, mein Süßer«, sagte sie, ohne Anstalten zu machen, stehen zu bleiben.

Andy, der damit beschäftigt war, die Adressen auf der herausgerissenen Seite abzutelefonieren, murmelte nur ein abwesendes »Hi«.

Patty war zwar schon öfter hier gewesen, und natürlich kannte sie Andy. Trotzdem kamen mir ihre Worte eine Spur zu vertraulich vor.

Jeff stieg aus dem Civic, eilte hinter Patty her und warf im Vorbeilaufen zwei Schlüssel auf meinen Tisch. »Die hat jemand in dem Wagen vergessen«, sagte er.

SIEBEN

Ich hatte mich oft gefragt, wie andere Leute mit einer Situation wie dieser fertig wurden.

In den Nachrichten wurde dauernd von solchen Menschen berichtet. Einem Ehepaar, das ihr Kind bei einem Brand verloren hatte. Der Mutter eines Mädchens, das im Urlaub auf den Bermudas spurlos verschwunden war. Einem Vater, dessen Sohn bei einer Kneipenschlägerei ums Leben gekommen war. Einmal hatte ich einen Bericht über ein Mädchen gesehen, das bei einem Skiausflug mit seiner Klasse von einer Lawine erfasst und unter den Schneemassen begraben worden war. Die Bergungstrupps konnten sie nicht finden, und vor den Kameras standen die weinenden Eltern, die sich an den letzten Funken Hoffnung klammerten, obwohl jeder wusste, dass das Mädchen tot war.

Wie kommen diese Menschen nur damit zurecht?, murmelte ich in Richtung des Fernsehers.

Nach einem derartigen Schicksalsschlag konnte man unmöglich weiterleben wie zuvor. Wie auch?

Doch mittlerweile begriff ich, dass der Alltag trotzdem weiterging. Man stand auf. Frühstückte. Ging zur Arbeit. Erledigte seinen Job. Man kam nach Hause, machte sich etwas zum Abendessen und ging schlafen.

So wie alle anderen auch.

Trotzdem lässt es einen nicht los. Man lebt weiter, aber es ist kein Leben mehr. Stets spürt man die Last, die einen niederdrückt, wie einen Zementblock auf den Schultern – sie zieht einen runter, macht einen fix und fertig, während man sich ein ums andere Mal fragt, ob man am nächsten Tag erneut die Kraft aufbringen kann, sich auf die Beine zu kämpfen.

Aber man schafft es. Am nächsten Tag, am übernächsten Tag und am Tag darauf. Obwohl der Zementblock immer schwerer wird.

Er ist immer da.

***

Bevor ich die Firma verließ, kramte ich mir am Empfang die Fotokopie des Führerscheins von Richard Fletcher heraus – dem dreisten Burschen, der seine »Probefahrt« dazu genutzt hatte, mit unserem nagelneuen Ridgeline eine Fuhre Kuhmist zu transportieren. Er wohnte am Coulter Drive. Ich faltete das Blatt Papier zusammen und steckte es in meine Jackentasche.

Als ich im Wagen saß, stellte ich wieder Syds iPod an. Erst kam ein Song von Natasha Bedingfield, dann etwas von Elton John aus meiner Jugend und schließlich – ich staunte – *Misty*, das wunderschöne Stück von Erroll Garner, dem großen Jazzpianisten. Vor Monaten hatte ich Syd gegenüber erwähnt, dass es eins meiner Lieblingsstücke war, und sie hatte es sich offenbar postwendend heruntergeladen.

»Du hast Geschmack, Kleines«, sagte ich, als säße sie auf dem Beifahrersitz.

Ich fuhr nicht nach Hause, sondern zu Bobs Gebrauchtwagenhandel, und parkte vor dem Büro – einem großen Trailer, dessen Räder hinter einer dekorativen Vinylverkleidung versteckt waren.

Als ich die Stufen hinaufstieg, öffnete sich die Tür, und Evan stürmte mit puterrotem Gesicht heraus. Er sah aus, als würde er gleich explodieren.

»Hey«, sagte ich, doch er schob sich an mir vorbei, als wäre ich gar nicht da, blieb abrupt vor einem roten Jetta stehen und trat mit voller Wucht gegen den hinteren Kotflügel.

»Fick dich ins Knie!«, brüllte er. »Fick dich ins Knie, du blöde Kuh!«

Dann lief er in Richtung Straße davon.

Ich betrat das Büro. Susanne saß an einem Schreibtisch rechts von der Tür. Die Krücken, die sie inzwischen Gott sei

Dank nicht mehr benutzen musste, lehnten an der Wand, während ihr Stock von einem Garderobenhaken baumelte. Kopfschüttelnd sah sie zu mir auf.

»Du meine Güte«, sagte sie. Sie wirkte äußerst angespannt. »Hat Evan dich über den Haufen gerannt?«

»Er hat bloß einen Volkswagen demoliert«, sagte ich. »Was ist los?«

»Ich habe ihn bloß wegen des Gelds gefragt«, sagte sie.

»Welchem Geld?«

»In der Schublade hier lagen gestern noch zweihundert Dollar, das weiß ich genau. Und jetzt sind es nur noch vierzig. Ich habe Evan gefragt, ob er Geld gebraucht hätte – und auf einmal flippt er völlig aus, schreit mich an, ich hätte ihn des Diebstahls bezichtigt. Dabei habe ich nichts dergleichen getan. Ich habe ihn lediglich gefragt, ob …« Sie hielt inne und sah mich an. »Was ist passiert?«

»Die Polizei hat Syds Wagen gefunden«, sagte ich.

Mit ausdrucksloser Miene wartete sie darauf, dass ich weitersprach.

»Drüben in Derby. Auf einem Wal-Mart-Parkplatz. Möglich, dass der Wagen seit ihrem Verschwinden dort gestanden hat.« Ich zögerte einen Moment, sprach es dann aber doch aus. »Am Türgriff und am Steuer befinden sich Blutspuren.«

Sie zeigte immer noch keine Regung. »Sie ist nicht tot. Ich weigere mich zu glauben, dass Syd tot ist«, sagte sie nach einem Moment.

»Nein, sie ist nicht tot«, sagte ich, halb um mir selbst

Mut zuzusprechen. »Wir wissen nicht mal, ob es überhaupt Syds Blut ist. Erst mal muss ein DNA-Test gemacht werden.«

»Das spielt keine Rolle«, sagte Susanne. »Syd lebt, das weiß ich genau.« Sie reckte das Kinn, als wolle sie eine böse Macht abwehren.

Die Tür flog auf, und Bob betrat den Raum. »Wie kommst du dazu, Evan grundlos zu beschuldigen, verdammt noch

mal?«, schnauzte er Susanne an. »Oh«, entfuhr es ihm, als er mich sah.

»Also dann«, sagte ich zu Susanne. »Ich halte dich auf dem Laufenden.« Dann wandte ich mich zu Bob. »Mäßige deinen Ton«, sagte ich leise. »Und wenn Evan Susanne noch mal eine blöde Kuh nennt, ramme ich seinen Schädel höchstpersönlich durch die nächste Windschutzscheibe.«

***

Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Hause kam. Später konnte ich mich an die Fahrt nicht mehr erinnern. Ich war stocksauer und völlig durch den Wind.

In der Einfahrt stand ein Wagen der Polizei; kein Streifenwagen, sondern ein Van. Ein Mann im Anzug trat auf mich zu und wies sich als Gerichtsmediziner aus – Detective Jennings habe ihn geschickt, um eine DNA-Probe von Sydney zu nehmen. Ich bat ihn herein und zeigte ihm Syds Zimmer sowie das Bad. Sein Blick blieb als Erstes an der Haarbürste hängen.

Während er im Bad beschäftigt war, ging ich nach unten in die Küche. Das Lämpchen am Anrufbeantworter blinkte. Ich hörte die Nachrichten ab.

»Hey.«

Kate Wood.

»Ich habe mich nur gerade gefragt, wie's dir wohl geht. Hast du die Nachricht bekommen, die ich dir auf deinem

Firmentelefon hinterlassen habe? Mein Angebot steht noch. Wenn du magst, komme ich vorbei und bringe uns etwas zu essen mit. Du kannst auch hierherkommen, wenn du willst. Wie auch immer, ruf doch mal zurück, okay?«

Ich löschte die Message, ging nach oben in mein kleines Büro und schaltete den Computer an, um zu checken, ob sich irgendetwas auf der Website getan hatte.

Nichts.

Eine Weile saß ich einfach nur da und stierte auf den Bildschirm.

Der Gerichtsmediziner erschien in der Tür und sagte, er würde allein hinausfinden.

»Dann auf Wiedersehen«, sagte ich. »Vielen Dank.«

Schließlich ging ich wieder in die Küche hinunter. Ich öffnete den Kühlschrank und starrte bestimmt zwanzig Sekunden lang hinein, als würde sich dadurch auf magische Weise etwas Essbares materialisieren. Seit über zwei Wochen hatte ich nicht mehr eingekauft und ernährte mich – außer, wenn Patty mit ein paar Burgern vorbeikam – hauptsächlich von Fertiggerichten für die Mikrowelle, die sich in der Gefriertruhe angesammelt hatten.

Ich schloss die Tür, stützte mich auf die Anrichte und atmete mehrmals tief ein und aus.

Was mich offenbar alles andere als beruhigte, da ich unvermittelt ausholte und alles von der Anrichte fegte, was sich in meiner Reichweite befand – den Toaster, die Gewürzstreuer, den Abreißkalender mit Karikaturen aus dem *New Yorker* und einen elektrischen Dosenöffner. Polternd gingen die Utensilien zu Boden.

Wut und Frust schnürten mir die Kehle zu. Wo steckte Syd nur? Was war geschehen? Warum war sie abgehauen?

Und warum, zur Hölle, konnte ich sie nicht finden?

Allmählich begann ich durchzudrehen. Ich fand einfach kein Ventil für meine Aggressionen.

Ich war gerade mal zwanzig Minuten zu Hause, und schon trieb es mich wieder nach draußen. Jeder Augenblick, den ich hier verbrachte, erinnerte mich nur daran, dass Syd nicht da war. Ich konnte nicht länger untätig herumsitzen. Ich musste Dampf ablassen. Raus. Meine Tochter suchen.

Im selben Moment klingelte das Telefon. Ich nahm ab, noch bevor das erste Läuten verklungen war.

»Was?«, brüllte ich in den Hörer.

»He, immer schön locker bleiben.«

Ich senkte die Stimme. »Oh, tut mir leid. Hallo.«

»Ich hab vorhin schon angerufen. Hast du meine Nachricht erhalten?«

»Nein, Kate«, log ich. »Ich bin eben erst nach Hause gekommen.«

Wir hatten uns vor einem halben Jahr kennengelernt. Und zwar auf ziemlich unkonventionelle Weise. Sie war vor dem Walgreens rückwärts aus einer Parklücke gefahren und dabei – ich stand in der gegenüberliegenden Reihe und hatte noch den Wetterbericht zu Ende hören wollen – gegen meine Stoßstange geprallt.

Ich schreckte auf und hatte bereits ein paar unfreundliche Sprüche auf den Lippen. Sind Sie blind? Oder nicht ganz dicht? Haben Sie Ihren Lappen bei eBay ersteigert?

Doch als sie aus ihrem Wagen stieg, sagte ich bloß: »Alles okay mit Ihnen?«

Was sich wohl dem Umstand verdankte, dass sie ausgesprochen attraktiv war. Vielleicht keine perfekte Supermodel-Schönheit, aber trotzdem überaus anziehend. Sie hatte kurzes braunes Haar, braune Augen und eine Figur, die an Marilyn Monroe erinnerte, nur nicht mit deren Mädchenstimme. Sie sprach mit sanftem, kehligem Timbre.

»O Gott«, sagte sie. »Das war meine Schuld. Haben Sie sich verletzt?«

»Nein, alles in Ordnung«, erwiderte ich. »Lassen Sie uns mal nach Ihrem Auto sehen.«

Aber da war nichts, und meine Stoßstange hatte auch nur einen winzigen Kratzer abbekommen. Doch auch wenn die Sache nicht der Rede wert war, sagte ich nicht nein, als sie mir ihre Telefonnummer geben wollte.

»Nicht, dass sich hinterher ein Schleudertrauma herausstellt«, sagte sie. Es klang fast so, als würde sie darauf hoffen.

Am nächsten Tag rief ich sie an.

»O nein«, sagte sie. »Jetzt sagen Sie bloß nicht, Sie haben eine Gehirnerschütterung.«

»Hätten Sie vielleicht Lust auf einen Drink?«

Bei einem Bier erzählte sie mir, dass sie im ersten Moment befürchtet hätte, ich würde eine Wirbelsäulenverletzung vortäuschen und sie auf eine Million Dollar Schmerzensgeld verklagen. Es gäbe ja genug Leute, die so etwas tun würden, so sei eben die Welt, in der wir leben.

Schon das hätte mir eine Warnung sein müssen.

Aber ich dachte nicht weiter darüber nach, da es ebenso schnell wie heftig zwischen uns funkte.

Nach den Drinks gingen wir zusammen essen, und anschließend fuhren wir zu mir. Fünf Minuten nachdem ich die Haustür hinter uns geschlossen hatte, lagen wir auch schon im Bett. Ich hatte seit mehreren Monaten keinen Sex mehr gehabt und ließ das womöglich deutlicher durchblicken, als mir lieb war. Es wurde eine lange, lange Nacht.

Anfangs war alles fast perfekt. Kate war meine Traumfrau.

Sie war warmherzig, einfühlsam und eine Granate im Bett. Sie war süchtig nach Fernsehserien auf DVD. Da ich häufig auch abends noch arbeitete, hatte ich jede Menge verpasst, unter anderem auch diese Serie, in der sich die Überlebenden eines Flugzeugabsturzes am Strand einer verlassen wirkenden Insel wiederfinden und sich schließlich herausstellt, dass sie Teil irgendeines undurchschaubaren Plans sind. Mir erschloss sich der Reiz des Ganzen nicht so recht, aber

Kate war geradezu besessen von der Story, davon, wie das Leben aller von unsichtbaren Mächten manipuliert wurde. »Genauso ist es doch«, sagte sie. »Immer gibt es Leute im Hintergrund, die die Strippen ziehen.«

Auch das hätte mich nachdenklich machen sollen.

Aber es machte Spaß mit ihr – was ich schon seit längerem nicht mehr erlebt hatte. Schwierig wurde es erst, als sie begann, sich mir gegenüber zu öffnen.

Sie war seit drei Jahren geschieden. Ihr Exmann war Pilot und hatte sie nach Strich und Faden hintergangen. Bei der Scheidung war sie übers Ohr gehauen worden; sie glaubte,

dass ihr Anwalt mit ihrem Exmann gemeinsame Sache gemacht hatte, auch wenn sie es nicht beweisen konnte. Irgendein mieser Deal, den die beiden hinter verschlossenen Türen eingefädelt hatten – ansonsten würde ihr jetzt garantiert das Haus des Dreckskerls gehören. So aber wohnte er noch immer in seiner schicken Villa, während sie in einem beschissenen Apartment in Devon hausen musste, einen Häuserblock entfernt von der nächsten Bar, in einer Gegend, wo einem freitagabends die Besoffenen an den Wagen pinkelten.

Okay.

Außerdem wurde sie im Job total unfair behandelt. Eigentlich hätte sie Chefeinkäuferin für das Jazzies werden müssen, das Modehaus in New Haven, für das sie arbeitete – aber dann hatten sie ihr eine gewisse Edith vorgezogen, *Edith*, das dürfe ja wohl nicht wahr sein, allein der Name würde einem doch schon sagen, dass die Kuh keine Ahnung von Mode habe.

Wie auch immer, sie wusste genau, dass ihre Kollegen ihr nur Knüppel zwischen die Beine warfen und sie nicht leiden konnten – wahrscheinlich, weil sie neidisch auf sie waren. Sie sah eben einfach zu gut aus. Sie schüchterte die anderen ein. Egal, sollten sie sich doch ins Knie ficken, verdammt noch mal.

Anfangs hatte ich nichts dagegen, wenn sie mich in der

Firma anrief, um sich mit mir zu verabreden oder einen Ausflug zu planen. Aber manchmal geht das eben nicht. Wenn man gerade versucht, einen Wagen für 3 5 000 Dollar an den Mann zu bringen, kann man nicht lange am Telefon flirten, so nett das auch sein mag.

Kate reagierte ein wenig eingeschnappt.

Je öfter sie mich bei der Arbeit, zu Hause oder auf dem Handy anrief, desto seltener rief ich zurück. »Lass doch mal *mich* anrufen«, schlug ich ihr vor.

»Aber genau darum habe ich dich doch gebeten, als ich dir

auf den Anrufbeantworter gesprochen habe«, sagte sie.

Natürlich raspelten wir nicht nur Süßholz am Telefon. Mindestens ebenso oft rief sie an, um mir zu erzählen, was für ein Schwein ihr Exmann doch war, oder dass ihr Vermieter sich in ihrer Abwesenheit in ihre Wohnung geschlichen und in ihrer Unterwäsche gekramt habe. Nein, es sei nichts durcheinander, aber sie hätte da so ein Gefühl.

Eines Abends ließ ich mich von ihr überreden, sie und Sydney miteinander bekannt zu machen.

»Ich möchte sie endlich mal kennenlernen«, sagte sie. »Wie lange willst du mich noch auf die Folter spannen?«

Ich hatte keine Eile gehabt, die beiden einander vorzustellen. Schließlich bestand keine Notwendigkeit, dass Syd jede Frau kennenlernte, mit der ich eine Affäre hatte – ganz abgesehen davon, dass es nicht sehr viele gewesen waren. Aber da Kate und ich mehr und mehr auf eine feste Beziehung zusteuerten, stimmte ich zu.

Am Sonntag darauf gingen wir zusammen essen, in einem Fischrestaurant am Hafen, das Syd ausgesucht hatte und das den auf der Speisekarte angepriesenen »frischen Fang« meines Wissens nach von einer Küste bezog, die einen halben Planeten entfernt lag.

Kate glaubte, dass alles blendend gelaufen war. »Wir haben uns doch echt gut verstanden«, sagte sie.

Syd war da ein wenig anderer Meinung.

»Ich fand sie nett«, sagte sie später, als wir wieder unter uns waren.

»Du verschweigst mir doch etwas«, sagte ich.

»Nein, wirklich.«

»Rück schon raus damit«, sagte ich.

»Na ja«, sagte Syd. »Die hat ’ne Meise, so viel ist mal klar.«

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte ich.

»Hmmm, die hat doch geredet wie ein Wasserfall. Und die ganze Zeit bloß davon, wie sie mit der Person nicht klar-

kommt und warum sie mit dem und dem irgendwelche Probleme hat. Alle sind Schweine, ziehen hinter ihrem Rücken über sie her, und selbst der Typ von der Reinigung versucht sie zu bescheißen, wenn sie ihre Bettwäsche abholt. Gegen die hat sich ja wohl die ganze Welt verschworen.«

»Okay«, sagte ich. »Kapiert.«

»Na ja, ich verstehe dich trotzdem«, sagte Syd.

»Was meinst du damit?«

»Sie ist echt heiß. Das ist ’ne Bettgeschichte, stimmt’s?«

»Ah …«

»Komm schon, mir kannst du nichts vormachen. Hätte ich eine Figur wie sie, würde ich von morgens bis abends angebaggert.« Sie hielt einen Moment inne. »Und eigentlich ist sie ja echt nett.«

»Aber auch ein bisschen meschugge«, sagte ich.

»Ja«, erwiderte Sydney. »Auch Verrückte können nett sein, oder?«

»Hat Kate *dich* eigentlich irgendwas gefragt?«

Syd überlegte. »Als du auf der Toilette warst, wollte sie wissen, wie ich ihre Ohrringe finde.«

Syd hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Kate war komplett auf sich selbst fixiert. Sie glaubte, der Rest der Welt sei gegen sie. Sie witterte Verschwörungen, wo es gar keine gab. Sie zog falsche Schlüsse. Sie machte pausenlos Druck, wenn ich es etwas langsamer angehen wollte.

Und obwohl Kate erst so sicher gewesen war, sich mit Syd bestens verstanden zu haben, rief sie mich am Tag darauf bei der Arbeit an und sagte: »Sydney hasst mich.«

»Das ist doch absurd«, gab ich zurück. »Sie findet dich sehr nett.«

»Das hat sie gesagt? Wirklich?«

»Absolut«, sagte ich, ohne zu erwähnen, was Syd sonst noch von sich gegeben hatte.

»Du lügst. Ich weiß genau, dass das nicht die Wahrheit ist.«

»Kate, ich muss Schluss machen. Hier wartet ein Kunde.«

Trotzdem traf ich mich gelegentlich noch mit ihr. Ich bekam Gewissensbisse, weil ich das Gefühl hatte, sie zu benutzen, und erfand schließlich Ausreden, wenn sie mit mir ins Bett wollte.

Nun ja, nicht sehr oft.

Nach Syds Verschwinden hatte ich mich auf ihre Nachrichten überhaupt nicht mehr gemeldet. Ich hatte weiß Gott Wichtigeres im Sinn. Aber ab und zu ging ich doch ans Telefon, ohne vorher einen Blick aufs Display geworfen zu haben.

»Ich will doch nur für dich da sein«, sagte sie dann etwa.

Ich konnte mich nur schwer überwinden, mich von ihr trösten zu lassen.

»Meine Anwesenheit hat dich ja auch nicht gestört, wenn du mit mir ins Bett wolltest«, hatte Kate schließlich gesagt, »aber wenn's drauf ankommt, kannst du mich plötzlich nicht mehr gebrauchen.«

Und nun hatte ich sie wieder an der Strippe, während ich hier in der Küche stand, inmitten der Gegenstände, die ich gerade von der Anrichte gefegt hatte, und an nichts anderes denken konnte als an die Blutspuren in Syds Wagen.

»He, bist du noch dran?«, fragte Kate.

»Ja«, antwortete ich.

»Du hörst dich schrecklich an.«

»War auch ein langer Tag.«

»Bist du allein?«

»Ja.«

Ich war nicht nur allein, ich fühlte mich auch so. Mutterseelenallein.

»Ich weiß, dir gehen gerade tausend andere Dinge im Kopf herum …«

»Ja«, sagte ich.

Einen Augenblick lang schwiegen wir beide.

»Hast du schon was gegessen?«, fragte sie dann.

Ich musste kurz überlegen. Hatte ich nicht eben noch in

den Kühlschrank gesehen? Was wiederum hieß, dass ich offenbar noch nichts zu Abend gegessen hatte.

»Nein.«

»Wenn du willst, hol ich uns was vom Chinesen. Ich habe auch ein paar neue DVDs.«

Ich dachte nach. »Okay«, sagte ich schließlich. Ich hatte Hunger. Ich war mit den Nerven am Ende. Und ich hatte dringend menschlichen Zuspruch nötig.

»Ich brauche aber noch eine Stunde«, sagte ich. »Nein, anderthalb.«

»Kein Problem. Bis nachher.«

Ich legte auf und starrte aus dem Küchenfenster. Es dämmerte, aber es würde noch ein wenig dauern, bevor es völlig dunkel war.

Ich verließ das Haus, stieg in den Wagen und fuhr nach Derby, kreuzte langsam durch die Straßen, checkte Parkplätze, spähte durch die Fenster der Fast-Food-Restaurants und hielt Ausschau nach Syd.

Aber ich hatte kein Glück.

Insgeheim wusste ich natürlich genau, wie gering die Chance war, dass ich meine Tochter plötzlich irgendwo entdecken würde; es war höchst unwahrscheinlich, dass sie mir ins Auge fiel, während sie gerade einen Abendspaziergang machte oder bei McDonald's einen Hamburger futterte.

Trotzdem. Ich konnte einfach nicht untätig herumsitzen.

Ich war bereits auf dem Rückweg, als mein Blick an einem Straßenschild hängen blieb.

Coulter Drive.

Ich bremste und bog nach rechts ab, ohne weiter zu überlegen, fuhr an den Bordstein und zog die Fotokopie heraus, die ich von der Arbeit mitgenommen hatte.

Ich entfaltete das Blatt Papier und betrachtete den kopierten Führerschein. Richard Fletcher, Coulter Drive 72. Die nächste Hausnummer war 22, dann kam 24. Ich ging von der Bremse und fuhr im Schritttempo weiter.

Fletchers Haus lag im Schatten hoher Bäume. Es war ein schlichter einstöckiger Bau mit vier Fenstern und einer Tür in der Mitte. Der Rasen vor dem Haus sah ziemlich ungepflegt aus, braun und von Unkraut überwuchert. An der Außenwand der Garage standen abgenutzte Autoreifen, ein paar rostige Fahrräder, ein alter Rasenmäher und anderer Schrott. In der Einfahrt waren ein gelber Pinto sowie ein Ford-Pick-up geparkt, der definitiv auch schon bessere Tage gesehen hatte. Die Motorhaube stand offen; im Halbdunkel erkannte ich die schemenhaften Umrisse von jemandem, der offenbar gerade etwas reparierte.

Richard Fletcher, schätzte ich. Der Mistkerl.

Ich hielt an. An einem anderen Tag hätte ich womöglich einen kühlen Kopf bewahrt und wäre einfach weitergefahren. Na schön, hätte ich mir gesagt, der Typ hat uns verarscht und eine Fuhre Mist transportiert, statt eine Probefahrt zu machen. Und die Lehre daraus gezogen, künftig keinen Kunden mehr allein fahren zu lassen.

Doch ich war schlicht zu mies drauf, um rational denken zu können.

Ich stieg aus und marschierte die Einfahrt hinauf. Plötzlich kam ein Hund über den Rasen auf mich zugelaufen, aber es war kein Wachhund, sondern ein Mischling undefinierbarer Herkunft, altersschwach und unübersehbar hinkend, wobei sich sein müder Schwanz von einer Seite zur anderen bewegte wie ein kaputtes Metronom.

Ich kümmerte mich nicht weiter um ihn. Als ich um den Wagen herumkam, sah ich, dass es tatsächlich Richard Fletcher war. Er stand da, ohne irgendwelche Werkzeuge in Händen, und starrte auf den Motorblock wie ein vom Glück verlassener Hellseher auf den Grund einer Kaffeetasse.

»He«, rief ich, während meine Wut mit jeder Sekunde wuchs.

Er sah auf. Seine Augen verengten sich zu Schlitzen. Offenbar überlegte er, wo er mich schon mal gesehen hatte.

»Wenn Sie nächstes Mal ’ne Probefahrt machen«, schnauzte ich ihn an, »sind Sie hinterher gefälligst so freundlich, die Karre zu reinigen, verstanden?«

Der Groschen fiel.

Fletcher fuhr sich mit der Hand über den Schädel und sah mich wortlos an.

»Sie haben sie wohl nicht mehr alle«, sagte ich. »Für wen halten Sie sich eigentlich? Merken Sie sich eins: Wir sind keine Autovermietung, kapiert?«

Er öffnete den Mund, schien etwas antworten zu wollen, fand aber nicht die richtigen Worte.

Die Haustür ging auf. Sie quietschte, als wären die Angeln schon seit Ewigkeiten nicht mehr geölt worden. Fletcher wandte sich um. Ein junges Mädchen stand in der Tür. »Essen ist fertig, Dad.«

Sie war vielleicht zehn, zwölf Jahre alt. Viel konnte ich im Halbdunkel nicht erkennen, sah aber, dass sie eine Zahnspange trug.

»Komme gleich, Spatz«, rief Fletcher.

Er wandte sich wieder zu mir. »Entschuldigen Sie mich«, sagte er. »Ich muss jetzt mit meiner Tochter zu Abend essen.«

Und damit ging er zum Haus, während ich ihm hinterher sah und mich plötzlich sehr, sehr klein fühlte.

***

Kates silberner Ford Focus stand in der Einfahrt, als ich nach Hause kam. Sie lehnte an der Fahrertür, eine braune Papiertüte in der einen, eine Flasche Wein in der anderen Hand.

Ich parkte, und als ich auf sie zutrat, ergriff ein Urinstinkt Besitz von mir. Ich brauchte sie, ihre Zuneigung, ihren Trost. Ich zog sie fest an mich, legte den Kopf an ihre Schulter. Sie erwiderte die Umarmung.

»Ist ja schon gut«, sagte sie. »Ist ja schon gut.«

Ich sagte kein Wort, sondern hielt sie einfach nur fest.

»Ist etwas passiert?«, fragte sie. »Komm, lass uns reingehen.«

Beinahe willenlos ließ ich mich von ihr zur Haustür führen. In der Diele sagte sie: »So, ich decke jetzt mal den Tisch, und dann erzählst du mir alles. Du meine Güte, du siehst aus, als hättest du fünf Kilo abgenommen.«

Mir war selbst schon aufgefallen, dass mir meine Hosen zu weit geworden waren, ich hatte aber keine weiteren Gedanken darauf verschwendet.

»Magst du ein Glas Wein zum Essen?«

»Lass mich noch kurz etwas überprüfen«, sagte ich.

Sie nickte. »Wenn du fertig bist, muss ich dir unbedingt erzählen, was für ein Chaos Edith bei der letzten Lieferung angerichtet hat.«

»Bin gleich wieder da«, sagte ich.

»O nein«, platzte sie heraus, als sie die Küche betrat. »Was ist denn hier passiert?«

Mein kleiner Wutausbruch von vorhin. »Nicht der Rede wert«, sagte ich.

Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, eilte ich nach oben. Ich machte mir nicht mal die Mühe, mich hinzusetzen, sondern beugte mich nur über den Computer und checkte, ob es irgendwelche neuen Nachrichten auf unserer Website gab.

Ich fand zwei Stück vor. In der einen stand, es gäbe ein Problem mit meinem eBay-Konto. Dabei hatte ich gar kein eBay-Konto. Ich löschte die Nachricht.

Dann öffnete ich die zweite E-Mail.

Sie begann:

»Sehr geehrter Mr Blake: Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich Ihre Tochter gesehen habe.«

ACHT

Ich zitterte so sehr, dass ich mich erst mal setzen musste.

Die E-Mail kam von einer Hotmail-Adresse, die sich aus den Lettern »ymills« und einer Reihe von Zahlen zusammensetzte.

»Sehr geehrter Mr Blake: Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich Ihre Tochter gesehen habe. Ich arbeite bei einer Anlaufstelle für gestrandete Jugendliche in Seattle …«

Seattle? Was, verdammt noch mal, sollte Syd in Seattle zu suchen haben? Doch dann hielt ich inne. Seattle hin oder her – entscheidend war doch, dass Syd offenbar noch lebte.

Die Blutspuren in ihrem Wagen. Den ganzen Tag hatte ich an nichts anderes denken können.

Ich las weiter: »Ich arbeite bei einer Anlaufstelle für gestrandete Jugendliche in Seattle, weshalb ich mir regelmäßig Websites über verschwundene Kids ansehe. Als ich auf die Fotos von Ihrer Tochter stieß, habe ich sie sofort wiedererkannt. Zumindest bin ich mir ziemlich sicher, dass sie es war, auch wenn ich mich nicht an den Namen Sydney erinnern kann. Soweit ich mich entsinne, hat sie sich mir als ›Susan‹ oder ›Suzie‹ vorgestellt.«

Also mit dem Namen ihrer Mutter. Einen Moment lang fragte ich mich, ob mit dem Computer etwas nicht stimmte, weil der Cursor ununterbrochen hin und her zuckte. Doch dann fiel mir auf, dass meine rechte Hand, mit der ich die Maus hielt, unkontrolliert zitterte.

»Sie erreichen mich unter dieser Mailadresse«, las ich weiter. »Sie machen sich bestimmt große Sorgen, und ich hoffe, dass ich Ihnen vielleicht weiterhelfen kann.«

Darunter stand: »Mit gesegneten Grüßen, Yolanda Mills.«

»Beeil dich, sonst wird das Essen kalt. Sieht echt lecker aus!«, rief Kate von unten.

Ich klickte auf »Antworten« und schrieb: »Liebe Ms. Mills: Vielen Dank, dass Sie sich mit mir in Verbindung

gesetzt haben. Kann ich Sie auch telefonisch erreichen? Wie heißt die Anlaufstelle für Jugendliche, für die Sie arbeiten?«

Ich schrieb so schnell, dass ich mehrmals Tippfehler machte und mich korrigieren musste.

»Tim? Alles okay da oben?«

Ich schrieb weiter: »Sydney ist mittlerweile seit fast einem Monat verschwunden. Ihre Mutter und ich suchen fieberhaft nach ihr und warten verzweifelt auf ein Lebenszeichen. Wann haben Sie Syd gesehen? Einmal oder mehrmals? Sie erreichen mich jederzeit unter …« Ich notierte meine Privat-, Firmen- und Handynummer. »Bitte rufen Sie mich an, sobald Sie diese E-Mail gelesen haben. Danke.«

Ich vergewisserte mich, dass ich mich bei den Telefonnummern nicht vertippt hatte, setzte meinen Namen unter die Nachricht und ging auf »Senden«.

»Was ist denn los?« Kate stand in der Tür.

Ich wandte mich um. Offenbar liefen mir Tränen über die Wangen, ohne dass ich es merkte, da Kate mich erschrocken ansah – auf sie musste es wirken, als hätte ich gerade eine schlechte Nachricht erhalten.

»O Gott, Tim, was ist passiert?«

»Jemand hat sie gesehen«, sagte ich, immer noch völlig überwältigt. »Jemand hat Syd gesehen.«

Kate trat zu mir, zog meinen Kopf an ihre Brust und hielt mich, während ich die Beherrschung wiederzuerlangen versuchte.

»Wo ist sie gesehen worden?«, fragte Kate. »Wo steckt sie?«

Ich löste mich von ihr und deutete auf den Bildschirm. »Eine Frau aus Seattle hat mir eine E-Mail geschrieben. Sie arbeitet in einer Anlaufstelle für Jugendliche – obdachlose Kids, Ausreißer und so, schätze ich.«

»Seattle?«, fragte Kate. »Was macht Syd in Seattle?«

»Keine Ahnung, und es ist mir auch egal«, sagte ich. »Sobald ich genau weiß, wo sie ist, kann ich sie endlich nach

Hause holen.«

»Dann ruf die Frau doch einfach an. In Seattle ist es drei Stunden früher als hier. Vielleicht ist sie noch bei der Arbeit.«

»Sie hat keine Telefonnummer angegeben«, erwiderte ich. »Ich habe ihr gerade eine Mail geschickt und gefragt, wo ich sie erreichen kann.«

»Und diese Anlaufstelle? Hat sie den Namen erwähnt?«

»Nein«, sagte ich. »Verdammt noch mal, ein bisschen genauer hätte sie schon sein können.«

»Wie heißt sie eigentlich?«

Ich sah zum Bildschirm. »Yolanda Mills.«

»Lass mich mal«, sagte Kate und bedeutete mir, sie an den Computer zu lassen. Ich stand auf und überließ ihr den Stuhl. »Wir sehen einfach mal im Online-Telefonbuch nach.«

Kate rief eine Seite auf und tippte Namen, Vornamen und Stadt in die dafür vorgesehenen weißen Felder. »So … Mist. Drei ›Y. Mills‹, aber keine Yolanda.«

»Vielleicht ist sie verheiratet und unter dem Vornamen ihres Mannes mit eingetragen.«

»Lass uns mal sehen, wie viele Mills es in Seattle gibt«, sagte Kate leise. »Du lieber Himmel, das sind ja mehr als zweihundert.«

Das Blut rauschte in meinen Ohren. Einen Moment lang musste ich mich auf den Computertisch stützen, aber dann hatte ich mich wieder im Griff.

»Entweder warten wir jetzt, bis sie anruft«, sagte Kate, »oder wir fangen an, die Nummern durchzutelefonieren, bis wir die Richtige haben.«

»Und wenn wir es erst mal mit den verschiedenen Anlaufstellen für Teenager probieren?«, fragte ich.

Kates Finger flogen über die Tastatur. »Heiliger Strohsack«, sagte sie. »Hier gibt’s ja Dutzende von Beratungs- und Anlaufstellen … Moment, die Obdachlosenheime für Männer können wir schon mal aussieben … Lass mich mal sehen – ja, hier.« Sie zeigte auf den Monitor. Es gab ein knappes halbes

Dutzend Adressen, an die sich Jugendliche in Not wenden konnten.

Ich griff nach Kugelschreiber und Notizblock und notierte mir die URLs. »Ich hole mir Syds Laptop und mache unten weiter. Ich nehme mein Handy, dann kannst du vom Telefon hier oben die Frauenhäuser anrufen – möglich, dass diese Yolanda Mills mit den Zuständigen dort in Verbindung steht.«

»Schon dabei«, sagte Kate, hob den Hörer ab und wählte die erste Nummer, während ich in Syds Zimmer eilte und mir ihren Laptop schnappte. Wir hatten eine Funkverbindung, so dass ich Syds Computer überall benutzen konnte. Ich kramte mein Handy aus meiner Jackentasche und wählte die erste der fünf Nummern, die auf dem Bildschirm erschienen.

»Zentrum für Jugendberatung«, meldete sich eine Frauenstimme.

»Hi«, sagte ich. »Ich bin auf der Suche nach einer gewissen Yolanda Mills. Arbeitet sie zufällig bei Ihnen?«

»Tut mir leid«, antwortete die Frau am anderen Ende der Leitung. »Der Name sagt mir gar nichts.«

»Trotzdem vielen Dank«, sagte ich, legte auf und wählte die nächste Nummer. Von oben hörte ich Kates gedämpfte Stimme.

»Hallo?« Diesmal war ein Mann am Apparat.

»Hallo, mein Name ist Blake. Spreche ich mit der Kontaktstelle ›Hope Shelter‹?«

»Tun Sie.«

»Ich würde gern mit Yolanda Mills sprechen.«

»Mit wem?«

»Yolanda Mills. Arbeitet sie nicht bei Ihnen?«

»Nie gehört«, sagte er. »Tut mir leid.«

Ich bedankte mich und legte auf.

»Hast du schon was?«, rief Kate.

»Nichts«, rief ich zurück. »Und du?« »Dito.«

Auf der Anrichte standen zwei Teller mit Huhn, Shrimps und gebratenem Reis, aber ich verspürte nicht den geringsten

Hunger. Obwohl ich so gut wie nichts im Magen hatte, fühlte ich mich, als müsste ich mich jede Sekunde übergeben.

Ich rief die nächsten beiden Nummern an, wiederum ohne Erfolg, und wollte es gerade mit der letzten Nummer versuchen, als Kates Stimme durchs Haus gellte: »Tim!«

Ich klappte mein Handy zu und lief die Treppe hinauf. »Hast du sie gefunden?«, platzte ich heraus.

»Da ist gerade eine Mail gekommen«, sagte sie.

Yolanda Mills hatte geantwortet. Ich las:

»Sehr geehrter Mr Blake: Vielen Dank für Ihre E-Mail. Wie dumm von mir, dass ich die wichtigsten Informationen vergessen habe. Ich arbeite für ein christliches Jugendzentrum. Es heißt ›Second Chance‹ und liegt in der Innenstadt von Seattle. Da ich mich unter anderem auch um die täglichen Mahlzeiten kümmere, bin ich häufiger unterwegs, aber Sie können mich jederzeit auf dem Handy erreichen. Meine Nummer ist …«

Ich griff zum Telefon und wählte.

»Und wenn das eine Verrückte ist?«, fragte Kate, als ich die letzte Ziffer eingab. »Was, wenn dir bloß jemand einen bösen Streich spielen will? Da draußen gibt es jede Menge Leute mit miesem Charakter.«

Das war mal wieder typisch für Kate, doch auch wenn sie womöglich gar nicht falschlag, musste ich das Risiko eingehen. Während der Rufton erklang, Tausende von Meilen entfernt, sagte Kate: »Wenn sie Geld will oder nach einer Belohnung fragt, hast du den Beweis, dass sie …«

Ich hob die Hand und lauschte angestrengt.

Und dann meldete sich eine Stimme.

»Hallo?«

Eine Frau. Bislang hatte sie zwar nur ein Wort gesagt, aber sie klang relativ jung.

»Spreche ich mit Yolanda Mills?«

»Mr Blake?«, fragte sie.

»O Gott.« Ich stieß einen erleichterten Seufzer aus. »Wir

haben versucht, Sie über das Online-Telefonbuch und Google ausfindig zu machen, hatten aber kein Glück. Danke für Ihre Mail. Sie wissen gar nicht, wie viel mir das bedeutet.«

»Ich hoffe, ich kann Ihnen weiterhelfen.«

»Wann haben Sie Syd gesehen?«

»Vor zwei oder drei Tagen, glaube ich.«

»Was hatten Sie für einen Eindruck? War alles okay mit ihr? War sie verletzt? Oder wirkte sie krank?«

»Nein, sie war gesund und munter. Immer vorausgesetzt, dass es tatsächlich Ihre Tochter war. Sie ist zweimal mittags zum Essen vorbeigekommen.«

Ich konnte es nicht fassen. Meine Tochter, die in einer Anlaufstelle für Ausreißer und obdachlose Jugendliche zu Mittag aß. Was hatte sie dorthin verschlagen? Was machte sie in einer Großstadt am entgegengesetzten Ende Amerikas?

»Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Nicht viel. ›Na, Schätzchen, wie geht's dir?‹, und das war's dann auch schon.«

»Und was hat Syd darauf geantwortet?«

»Sie hat bloß gelächelt.«

»War jemand bei ihr?«

»Nein, sie war allein. Sie sah irgendwie traurig aus.«

Ihr beiläufiger Satz traf mich mitten ins Herz.

»Und das war vorgestern?«

»Lassen Sie mich kurz nachdenken«, sagte Yolanda Mills. »Wenn ich mich richtig erinnere, habe ich sie vor vier Tagen zum ersten Mal gesehen. Und zwei Tage später kam sie noch mal mittags vorbei. Ja, das war vorgestern.«

Was wiederum hieß, dass Syd sich schon eine Weile in Seattle aufhielt. Vielleicht kam sie ja regelmäßig in Yolandas Anlaufstelle vorbei. Und somit bestand auch die Chance, dass ich sie aufspüren konnte.

»Kommen die Kids denn nur zum Mittagessen vorbei? Oder suchen sie nach einer Bleibe?«

»Das auch, aber wir haben so gut wie keinen Platz.

Außerdem sind wir kein Asyl für Jugendliche, und wenn wir jemanden aufnehmen, dann höchstens für ein paar Tage. Manche Kids kommen bei Freunden unter, andere schlafen im Auto, aber manchen bleibt leider nichts anderes übrig, als die Nacht auf einer Parkbank zu verbringen.«

Ich versuchte die Bilder zu verdrängen, die vor meinem inneren Auge aufflammten.

»Wie haben Sie herausgefunden, dass wir nach Syd suchen?«, fragte ich.

»Habe ich Ihnen das nicht geschrieben? Ich google regelmäßig Websites, auf denen Eltern nach ihren vermissten Kindern suchen.«

»Haben Sie schon mal jemanden wiedererkannt?«

»Ja, einmal«, erwiderte sie stolz. »Einen jungen Mann namens Trent. Er kam aus der Nähe von El Paso, und seine Eltern waren außer sich vor Sorge. Der Junge wohnte vorübergehend bei uns, und ich war mir ganz sicher, dass er es war. Erst habe ich überlegt, ob ich mit ihm reden sollte, aber dann bin ich zu dem Schluss gekommen, dass ich ihn damit vielleicht nur verschreckt hätte. Nun ja, am Ende habe ich mich mit seinen Eltern in Verbindung gesetzt, und die haben postwendend den nächsten Flug gebucht.«

Ja. Genau das würde ich auch tun, sobald ich aufgelegt hatte.

»Sagen Sie Syd nicht, dass Sie mit mir gesprochen haben, falls sie wieder auftauchen sollte«, sagte ich. »Ich weiß nicht, warum sie verschwunden ist. Die ganze Zeit zerbreche ich mir den Kopf, ob ich einen Fehler gemacht, sie irgendwie verletzt habe, aber ich komme einfach nicht drauf, was zwischen uns vorgefallen sein könnte.«

»Das sagen viele Eltern, aber manchmal wollen sie sich die Antwort nur nicht eingestehen«, meinte Yolanda Mills. »Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ja, schon.« So dankbar ich ihr war, mich auf Syds Spur geführt zu haben, wollte ich ganz bestimmt nicht mit ihr über

Schuldfragen diskutieren.

»Nun ja«, sagte sie. »Das Mädchen sah Ihrer Tochter sehr ähnlich, aber hundertprozentig sicher bin ich mir nicht. Vielleicht habe ich mich ja geirrt.«

»Vielleicht aber auch nicht«, gab ich zurück.

»Am besten, ich schicke Ihnen ein Foto«, sagte sie.

Einen Moment lang fühlte ich mich, als würde ich gleich vom Stuhl kippen. »Was?«, sagte ich. »Sie haben ein Foto? Von Sydney? In Seattle?«

»Besonders gut ist es aber nicht«, erwiderte sie. »Ich habe zwar ein Handy mit Kamera, aber mit Technik kenne ich mich nicht sonderlich aus. Na ja, ich habe damit rumgespielt und aufs Geratewohl ein paar Fotos geschossen, nur um mal auszuprobieren, wie es funktioniert, und dabei ist Ihre Tochter zufällig ins Bild geraten. Und natürlich auch ein paar andere Kids, aber auf einem ist sie allein zu sehen.«

Ein Foto. Damit würden wir felsenfeste Gewissheit haben.

»Können Sie mir das Foto per Mail schicken?«, fragte ich.

»Tut mir leid, ich habe keine Ahnung, wie man eine Bilddatei hochlädt. Aber mein Mann kennt sich mit so was aus.

Er hat heute Nachtschicht, aber sobald er morgen früh nach Hause kommt, gebe ich ihm Bescheid.«

Ich wusste jetzt schon, dass mir die Zeit bis zum nächsten Morgen wie eine Ewigkeit vorkommen würde.

Kate berührte mich leicht an der Schulter. Als ich zu ihr aufsah, rieb sie Daumen und Zeigefinger aneinander.

»Hören Sie«, sagte ich zu Yolanda Mills, »kann ich mich irgendwie erkenntlich zeigen? Sie haben doch bestimmt mit einer Belohnung gerechnet, oder?«

»Einer Belohnung?«, gab sie zurück und klang auf einmal zutiefst gekränkt. »Das wäre ja wohl nicht sehr christlich, oder?«

NEUN

Als ich aufgelegt hatte, fühlte ich mich, als hätte ich zwanzig Tassen Kaffee intravenös verpasst bekommen. Ich zitterte am ganzen Körper und überlegte fieberhaft, was ich als Nächstes unternehmen sollte.

»Ich muss jetzt sofort Susanne anrufen«, überlegte ich laut. »Nein, besser nicht. Erst mal warte ich ab, bis das Foto kommt. Aber ich muss Detective Jennings informieren, damit sie ihre Kollegen in Seattle auf die Sache ansetzt. Am besten wäre es, sie würden die Fahndung nach Syd rausgeben und …«

»Tim«, unterbrach mich Kate. »Jetzt warte doch mal. Du hast …«

»Ich muss einen Flug buchen«, sagte ich. »Vielleicht geht heute Abend noch eine Maschine.« Ich wirbelte zum Computer herum und hackte in die Tasten.

»Eins nach dem anderen«, sagte Kate. »Du weißt doch nicht mal sicher, ob es wirklich Syd war. Darüber kann nur dieses geheimnisvolle Foto Aufschluss geben, wenn überhaupt – von einem Handyfoto würde ich mir nicht allzu viel erhoffen. Und diese Yolanda wird unter Garantie irgendeine Form von Belohnung erwarten. Letztlich geht es den meisten Leuten doch sowieso nur um sich selbst. Sie lächeln einem ins Gesicht, während ihre Gedanken nur darum kreisen, wie sie einen übers Ohr hauen können. An deiner Stelle würde ich …«

Ich fuhr herum. »Verdammt noch mal, Kate, jetzt reicht's!«

Sie fasste sich an die Wange, als hätte ich ihr eine verpasst.

»Merkst du nicht, dass du an Verfolgungswahn leidest?«, schnauzte ich. »Dein Exmann, deine Arbeitskollegen, dein Vermieter – gibt's eigentlich irgendjemanden, der dir das Leben nicht zur Hölle macht?«

Sie musterte mich mit scharfem Blick. »Offensichtlich

nicht.«

»Oh«, gab ich zurück. »Jetzt gehöre ich also auch zu den Schweinen, die es auf dich abgesehen haben?«

Sie schien einen Moment zu überlegen. »Du hast diese ganze Geschichte mit deiner Tochter nur als Ausrede benutzt, um mich abzuservieren.«

Das verschlug mir die Sprache. Dann hätte ich beinahe laut losgelacht. »„Was?«

»Du rufst mich ja auch nie zurück. Und wenn du siehst, dass ich anrufe, gehst du einfach nicht dran.«

»Kate«, sagte ich beschwichtigend.

»War ich tatsächlich bloß ein guter Fick für dich? Mehr habe ich dir nicht bedeutet?«

»Kate, ich habe jetzt keine Zeit für solche Diskussionen. Ich muss mich um den Flug nach Seattle kümmern.«

»Siehst du? Du weichst mir aus. Typische Konfliktvermeidung, wie mein Therapeut sagen würde.«

»Dein Therapeut?«

»Sag mir endlich die „Wahrheit! Ist deine Tochter wirklich verschwunden? Oder vielleicht doch bloß in irgendeinem Ferienlager? Hast du eben überhaupt mit jemandem aus Seattle telefoniert?«

Ich lehnte mich zurück, ließ die Arme kraftlos herabbaumeln. Ich fühlte mich völlig ausgelaugt.

»Ich habe zu tun, Kate«, sagte ich in so ruhigem Tonfall wie möglich. Und dann setzte ich dummerweise noch einen drauf. »„Was schulde ich dir für das Abendessen?«

»Du kannst mich mal«, fuhr sie mich an und rannte die Treppe hinunter.

Im ersten Moment wollte ich ihr hinterherlaufen, kam aber zu dem Schluss, dass es sinnlos war. Ich hörte, wie etwas in der Küche gegen die Wand flog. Kurz darauf knallte die Haustür hinter ihr ins Schloss.

Ich würde später aufräumen.

Ich griff zum Telefon und rief auf dem Polizeirevier an,

aber Detective Jennings war nicht im Dienst, wie mir einer ihrer Kollegen mitteilte. Ich erklärte, es sei dringend, und bat ihn, sie schnellstmöglich zu benachrichtigen.

Er sagte, er würde sich darum kümmern.

Ich legte auf und checkte, welche Flüge in Frage kamen. Um ein Haar hätte ich einen US-Airways-Flug um 13:59 Uhr am nächsten Tag gebucht, doch in letzter Sekunde fiel mir auf, dass es kein Direktflug war. Stattdessen hätte ich in Philadelphia umsteigen müssen.

»Scheiße«, entfuhr es mir.

Kurz darauf entdeckte ich einen Nonstop-Flug mit Jet Blue Airlines, der zwar 300 Dollar mehr kostete, aber um dieselbe Uhrzeit startete. Der Flug dauerte sechs Stunden; gegen 17:00 Uhr Ortszeit würde ich in Seattle landen. Ich rechnete mit einer weiteren Stunde, um vom Flughafen in die Stadt zu gelangen – was hieß, dass ich mich am frühen Abend mit Yolanda Mills treffen konnte.

Da ich nicht wusste, wie lange ich mich in Seattle aufhalten würde, buchte ich keinen Rückflug. Ich bestätigte den Flug, gab meine Kreditkarten-Daten ein und druckte mein Ticket aus, als es per E-Mail eingetroffen war.

Im selben Moment klingelte das Telefon. Ich ging sofort dran.

»Mr Blake?« Ihre Stimme klang belegt. »Detective Jennings hier.«

»Danke für Ihren Rückruf. Ich glaube, ich weiß, wo Sydney steckt.«

»Tatsächlich?« Sie klang alles andere als enthusiastisch. »Hat sie sich bei Ihnen gemeldet?«

»Nein.«

»Woher wollen Sie dann wissen, wo sie steckt?«

»Eine Streetworkerin aus Seattle hat Syd auf meiner Website wiedererkannt und sich mit mir in Verbindung gesetzt. Sie hat sie *gesehen.* Ich habe bereits einen Flug gebucht.«

»Finden Sie das nicht etwas voreilig, Mr Blake?«

Im Hintergrund hörte ich jemanden rufen: »Ich bin fertig, Mom!«

»Ich kann hier nicht länger untätig herumsitzen.«

»Was, wenn Sie jemandem aufgesessen sind, der es nur auf Ihr Geld abgesehen hat?«

»Sie wollte keine Belohnung«, gab ich zurück. »Sie hat gesagt, das wäre nicht christlich.«

Detective Jennings gab ein verächtliches Schnauben von sich.

»Das sagt sie jetzt. Aber wenn Sie erst mal dort sind … Ich telefoniere, Cassie! Bin gleich bei dir!« Sie seufzte leise, ehe sie weitersprach. »Gut möglich, dass ihr dann irgendetwas einfällt, wie sie Ihnen das Geld aus der Tasche ziehen kann. Alles schon da gewesen.«

»Jetzt malen Sie mal nicht den Teufel an die Wand.« Ich war felsenfest davon überzeugt, dass Yolanda Mills keine Betrügerin war. »Endlich ein Lichtblick. Die Frau war absolut glaubwürdig.«

»Inwiefern?«, fragte Detective Jennings. »Sie kennen sie doch überhaupt nicht. Wie ist diese Frau überhaupt auf Sie gekommen?«

»Sie checkt regelmäßig Websites über verschwundene Kids – für den Fall, dass ihr jemand bei der Arbeit begegnet ist.«

»Klingt komisch.«

Ich hatte keine Lust, mich weiter entmutigen zu lassen. »Was würden Sie tun, wenn Cassie verschwunden wäre?«, fragte ich.

Sie schwieg eine Weile. »Warum sollte ich Sie zurückrufen, Mr Blake?«, sagte sie dann. »Wollten Sie mir bloß erzählen, dass Sie nach Seattle fliegen, oder haben Sie ein bestimmtes Anliegen?«

»Ich wollte Sie bitten, sich mit der Polizei in Seattle in Verbindung zu setzen. Syd könnte doch zur Fahndung ausgeschrieben werden, oder?«

»Ich werde die Kollegen informieren, aber lassen Sie mich ehrlich sein. Wegen einer Ausreißerin werden sie sich nicht sehr weit aus dem Fenster hängen. Vielleicht gelingt es mir, sie wegen der Blutspuren an Sydneys Wagen davon zu überzeugen, dass es sich möglicherweise um eine ernste Sache handelt, aber machen Sie sich keine allzu großen Hoffnungen.«

»Sind die Blutspuren schon untersucht worden?«, fragte ich.

»Das dauert noch, Mr Blake. Ich denke, wir wissen mehr, wenn Sie aus Seattle zurück sind. Und falls Sie Ihre Tochter finden sollten, spielt die DNA-Analyse womöglich gar keine Rolle mehr.«

***

Ich ging in die Küche und wischte erst einmal den Boden, ehe ich mich über den Teller hermachte, den Kate nicht an die Wand geworfen hatte. Das Essen war längst kalt geworden, aber ich schlang es trotzdem in mich hinein.

Dann ging ich wieder nach oben und packte alles Notwendige in eine kleine Reisetasche, die ich mit an Bord nehmen konnte. Ich wollte nicht noch zusätzliche Zeit an der Gepäckausgabe verplempern.

Anschließend ging ich in Syds Zimmer und ließ den Blick über all die Stofftiere schweifen, die sich über die Jahre in ihrem Zimmer angesammelt hatten. Kleine Hunde und Hasen, die auf den Regalen und zwischen den Kissen auf ihrem Bett saßen, ein abgegriffener Mini-Elch, den Syd von meiner mittlerweile verstorbenen Mutter geschenkt bekommen hatte, als sie zwei Jahre alt gewesen war. Sie hatte ihn so oft abgeschmust, dass von seinem Fell fast nichts mehr übrig war. In mancher Hinsicht bleiben junge Frauen eben doch kleine Mädchen, auch wenn sie mit Nasensteckern und lila Strähnen im Haar herumlaufen.

An jenem Tag, als Syd verschwunden war, hatte ihr Zimmer ziemlich chaotisch ausgesehen. Das Bett war ungemacht, und die Stofftiere lagen kreuz und quer im Raum verstreut. Schließlich hatte ich das Bett gemacht und die Tiere ordentlich aufgereiht, sozusagen als Willkommensgruß, wenn Syd wieder nach Hause kam.

Wahrscheinlich hatten ihre Stofftiere das Warten ebenso satt wie ich.

Ich beschloss, dass mich eins von ihnen nach Seattle begleiten sollte.

Und schließlich entschied ich mich für den Elch. Auf dem Namensschildchen um seinen Hals stand »Milt«. Wegen des Geweihs passte er gar nicht so leicht in die Reisetasche. Ich nahm ihn trotzdem mit, weil ich wusste, dass Syd ihn am liebsten mochte.

Dann ging ich ins Bett, auch wenn ich kaum damit rechnete, schlafen zu können. Aber irgendwann dämmerte ich doch ein; mit den neuesten Entwicklungen schien auch ein Teil meiner inneren Anspannung gewichen zu sein.

Mein letzter Gedanke galt Yolanda Mills' Mann; ich hoffte inbrünstig, dass er mir das Foto schicken würde, sobald er von der Nachtschicht gekommen war.

***

Kurz vor sechs stand ich auf und checkte zuallererst meine E-Mails. Nichts. Nachdem ich mich rasiert hatte, ging ich abermals an den Computer.

Immer noch nichts. Dann fiel mir ein, dass es in Seattle ja erst drei Uhr morgens war.

Was mich nicht davon abhielt, alle fünf Minuten zum Computer zu eilen.

Kurz nach neun trudelte eine Mail ein.

Eine kurze Nachricht von Yolanda Mills: »Ich hoffe, das ist sie. Melden Sie sich.« Im Anhang befand sich eine Bild-

datei.

Plötzlich hatte ich Angst, sie zu öffnen. Bislang hatte ich um jeden Preis glauben wollen, dass Yolanda Mills meine Tochter wiedererkannt hatte. Ich hatte jeden Irrtum ausgeschlossen. Meine Sachen waren gepackt. Ich war auf dem Sprung nach Seattle, um meine Tochter nach Hause zu holen.

Was aber, wenn sich nun herausstellte, dass gar nicht Syd auf dem Foto war? Sondern irgendein Mädchen, das ich nie zuvor gesehen hatte?

Aber mir blieb ohnehin keine Wahl. Ich klickte zweimal auf den angehängten Schnappschuss, und dann hatte ich ihn auf dem Bildschirm.

Ich stieß einen so lauten Jubelschrei aus, dass er wahrscheinlich noch drei Straßen weiter zu hören war.

Es war meine Tochter.

Ja, es war Syd.

ZEHN

Das Foto war alles andere als perfekt, nicht mehr als eine leicht verschwommene Momentaufnahme. Im Hintergrund sah man eine beigefarbene Wand und ein kleines, quadratisches Glasfenster mit der Aufschrift »FEUER-LÖSCHER«, wobei das erste E fehlte. Die Lettern waren deutlicher zu erkennen als Syd selbst, die sich von rechts nach links bewegte. Sie war im Profil zu sehen, den Kopf leicht gesenkt. Das blonde Haar verdeckte ihr Gesicht, und eigentlich war kaum mehr als ihre Nase zu erkennen. Trotzdem war ich mir hundertprozentig sicher, dass ich meine Tochter vor mir hatte.

Außerdem gab es noch einen weiteren Anhaltspunkt – das luftige, korallenrote, zerknitterte Tuch, das sie sich modisch um den Hals geschlungen hatte. Susanne hatte es ihr vor ein paar Monaten gekauft, als sie zum Shoppen in New York gewesen waren.

Susanne und Syd pflegten stets darüber zu witzeln, dass ich es nicht mal merken würde, wenn sie in einem neon-farbenen Brautkleid vor mir stünden. Ebenso blind war ich für neuen Lidschatten oder Nagellack. Aber ich erinnerte mich genau an das erste Mal, als sie dieses Halstuch getragen hatte, an das grelle Rot, das in scharfem Kontrast zu ihrem blonden Haar stand.

»Todschick«, hatte ich gesagt.

»Du merkst aber auch alles«, lautete ihre Antwort.

Das auffällige Halstuch, die Körperhaltung, die Nase – nein, es bestand nicht der geringste Zweifel, dass es Syd war.

Ich sah noch einmal nach, ob ich alles Notwendige für meinen Trip dabeihatte. Bevor ich das Haus verließ, schickte ich Yolanda Mills noch eine kurze E-Mail: »Sie ist es. Komme heute Abend in Seattle an. Nochmals vielen Dank.«

Kurz nach zehn fuhr ich bei Riverside Honda vor; wie üblich war um diese Uhrzeit noch nicht viel los. Andy Hertz saß

an seinem Schreibtisch, doch statt ein paar Worte mit ihm zu wechseln, ging ich direkt zu Laura Cantrells Büro und klopfte an der offen stehenden Tür.

»Hi«, sagte ich.

Sie sah von einem Bericht über die jüngsten Verkaufszahlen auf und nahm ihre Lesebrille ab. »Tim«, sagte sie.

»Ich nehme mir ein paar Tage frei«, sagte ich, ohne ihr Einverständnis abzuwarten.

Ihre makellos gezupften Augenbrauen hoben sich. »Oh.«

»Ich habe einen Tipp bekommen, wo Syd stecken könnte«, sagte ich. »Ich fliege nach Seattle.«

Laura erhob sich und kam um den Tisch herum. »Du hast sie gefunden?«

»Eine Streetworkerin aus Seattle hat sie zweifelsfrei identifiziert. Syd war zweimal in einem Zentrum für obdachlose Jugendliche.«

»Da muss dir doch ein Stein vom Herzen gefallen sein«, sagte sie. »Endlich sicher sein zu können, dass sie nicht …«

»Ja«, sagte ich. Eins war mir in den letzten Wochen klar geworden: dass ich lieber ein Leben in Ungewissheit führen wollte, als vom Tod meiner Tochter zu erfahren. »Mein Flug geht in knapp drei Stunden. Möglich, dass ich nur ein, zwei Tage weg bin, aber vielleicht dauert es auch länger. Ich weiß es einfach nicht.«

Laura nickte. »Nimm dir so viel Zeit, wie du brauchst.«

Ich traute meinen Ohren nicht. War das dieselbe Laura, die mir gerade erst angedroht hatte, mich hinauszuwerfen, wenn ich nicht schleunigst ein paar Wagen verkaufte?

»Danke«, sagte ich.

»Es tut mir leid«, sagte sie.

»Was?«

»Dass ich dir neulich derart eingeheizt habe.« Sie trat noch einen Schritt näher, so dass mir ihr Parfüm in die Nase stieg.

»Ach was«, sagte ich. »Du tust auch nur deinen Job.«

»Druck von oben«, sagte sie. »Du weißt, wie’s läuft. Am

Ende geht's immer nur um die Absatzzahlen. Als du noch dein eigenes Autohaus hattest, hast du deinen Mitarbeitern ab und zu sicher auch ein paar Takte angesagt.«

Womit sie unwillkürlich den Finger in die Wunde legte. Ich war nämlich meinen Kollegen gegenüber stets freundlich und verständnisvoll geblieben, hatte ihnen nie die Daumenschrauben angelegt – und Susanne damit zunehmend auf die Palme getrieben.

»Ja, klar«, sagte ich.

»Wenn du Cindy gefunden hast«, sagte Laura, »könnten wir doch gelegentlich mal was trinken gehen. Was meinst du?«

Offenbar konnte sie sich den Namen meiner Tochter immer noch nicht merken, aber ich sparte es mir, sie zu berichtigen. »Sehr gern, Laura«, sagte ich. »Aber jetzt muss ich dringend los.«

Ich ging zu meinem Schreibtisch. Andy war gerade dabei, die Gebrauchtwagenanzeigen in der Zeitung durchzugehen, so wie ich es ihm geraten hatte. Wenn jemand sein Auto verkauft, will er sich möglicherweise ein neues anschaffen.

»Morgen«, sagte ich. Andy blickte kurz auf und murmelte eine Begrüßung. Er sah gestresst aus.

Das Lämpchen an meinem Telefon blinkte. Auf meiner Voicemail befand sich eine Nachricht von einem Ehepaar, das vor vier Jahren einen Van bei mir gekauft hatte. Die Kinder waren jetzt schon fast erwachsen, und sie spielten mit dem Gedanken, sich einen Accord oder einen Pilot zuzulegen. Ich schrieb ihre Telefonnummer auf ein Notizblatt, riss es ab und reichte es Andy.

»Wahrscheinlich die einfachste Sache der Welt«, sagte ich. »Das sind ausgesprochen nette Leute. Sag ihnen, dass ich auswärts zu tun habe und dich persönlich gebeten habe, sie zu beraten.«

»O Mann, Tim. Danke.«

»Gern geschehen.«

»Da bin ich dir aber echt was schuldig.«

»Vergiss es.«

Er fragte mich, was ich vorhätte. Ich erklärte es ihm.

»Ich hoffe, es geht ihr gut«, sagte er.

***

Sydney, elf Jahre alt.

Ein Junge namens Jeffrey Wilshire hat sie von der Schule nach Hause begleitet, nun schon zum zweiten Mal – was Susanne und mir nicht entgangen ist.

Am frühen Abend fahre ich sie zur Ballettschule. Nur wenige Wochen später wird sie nicht mehr hingehen, weil es sie nervt, in Ballerinas und Tutu herumzuhüpfen, aber noch gehorcht sie ihrer Mutter, die ihr immer wieder in den Ohren liegt: »Wenn du damit aufhörst, wirst du es bereuen!«

Während wir im Auto sitzen, lasse ich beiläufig fallen: »Dieser Jeffrey scheint sich ja ziemlich für dich zu interessieren.«

»Hör bloß auf«, sagt Syd.

»Wieso?«

»Der wartet immer schon am Ausgang auf mich. Ich hoffe die ganze Zeit, dass Mrs Whattley ihm das verbietet oder dass es ihm endlich langweilig wird.«

»Oh«, sage ich.

Schweigend fahren wir weiter, bis Syd plötzlich sagt: »Er steht drauf Frösche in die Luft zu sprengen.«

»Was? Wer steht auf so was?«

»Na, Jeffrey. Und sein Kumpel Michael Dingley – kennst du den?«

»Nein.«

»Mom schon. Sie und seine Mutter waren doch als Begleitpersonen dabei, als wir letztes Jahr die Feuerwache besichtigt haben.«

»Ach so. Und was war das jetzt mit Jeffrey und den

Fröschen?«

»Na ja, sie fangen die Frösche, stecken ihnen China-Kracher ins Maul, und dann sprengen sie sie in die Luft.«

»Das ist ja widerlich«, sage ich. In meiner Pubertät gehörte Tierquälerei jedenfalls nicht zum Erwachsenwerden, so viel steht fest.

»Die finden das aber lustig«, sagt Syd.

»Ist es aber nicht.«

»Na ja, schließlich essen wir ja auch Tiere«, meint sie. »War Mom früher nicht Vegetarierin?«

»Stimmt«, sage ich.

»Und warum isst sie jetzt wieder Fleisch?«

Ich zucke mit den Schultern. »Weil sie findet, dass ein Leben ohne Cheeseburger kein Leben ist. Aber es macht einen großen Unterschied, ob man ein Tier tötet, weil man es essen will, oder es aus reinem Spaß am Quälen umbringt.«

Sie überlegt einen Moment. »Aber warum machen das manche Menschen?«

»Was?«

»Tiere quälen.«

»Weil sie nicht richtig im Kopf sind.«

Syd sieht aus dem Fenster. »Ich überlege immer vorher, ob ich jemandem wehtun könnte.« Sie hält kurz inne. »Auch wenn es ein Tier ist.«

»Das spricht für dich.«

»Weiß Jeffrey denn nicht, dass er dem Frosch wehtut?«

»Bestimmt. Aber anscheinend ist es ihm egal.«

»Ist Jeffrey deshalb ein böser Mensch?«

»Ein böser Mensch?« Die Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten. »Ja, vielleicht.«

»Er hat mir erzählt, dass er mal einen Hamster bei sich zu Hause in die Mikrowelle gesteckt hat.«

»Morgen lässt du ihn einfach stehen«, sage ich. »Wie wär's, wenn ich dich in den nächsten Tagen von der Schule abhole?«

***

Auf dem Weg zum LaGuardia-Airport lauschte ich erneut einigen Stücken auf Syds iPod, aber bei Joe Cockers *You Are So Beautiful to Me* musste ich schließlich abschalten, weil ich sonst garantiert unter der Schlagzeile »Weinender Vater verursacht tödlichen Unfall« in der Zeitung gelandet wäre.

Am Flughafen kaufte ich mir zwei Zeitschriften – die neueste Ausgabe von *Car and Driver* und den *New Yorker*. Zwar glaubte ich nicht, mich groß auf Lesestoff konzentrieren zu können, doch für ein paar Hochglanzfotos von Luxuskarossen und ein paar Cartoons würde meine Aufmerksamkeit schon reichen. Ich setzte mich in das überfüllte Terminal, kramte mein Handy heraus und rief Susanne bei der Arbeit an.

Sie arbeitete jetzt seit zwei Jahren in Bobs Firma. Syd hatte schon öfter durchblicken lassen, dass sich die beiden manchmal in die Haare kriegten – etwa weil Susanne bei der Buchführung höchst penibel war, Bob sich aber nicht damit abfinden wollte, beim Finanzamt sein gesamtes Einkommen anzugeben.

Links und rechts von mir saßen andere Leute, weshalb ich aufstand und mich an eins der Panoramafenster begab, hinter denen die Maschinen standen.

»Bob's Motors«, meldete sich Susanne. Sie klang müde und abgespannt.

»Ich bin's«, sagte ich.

»Hi«, sagte Susanne. Urplötzlich hatte sich ein argwöhnischer Tonfall in ihre Stimme geschlichen; offenbar war sie unsicher, was für Nachrichten sie von mir zu erwarten hatte.

»Ich bin am Flughafen«, sagte ich. »Ich fliege nach Seattle.«

Ich hörte, wie sie tief Luft holte. »Wieso?«

»Ich habe eine Spur. Alles weist darauf hin, dass Syd in

Seattle ist.«

Ich erzählte ihr, was passiert war. Sie hörte mir zu, unterbrach mich ein paarmal mit Fragen. Ob ich Kip Jennings informiert hatte? Ob diese Frau vertrauenswürdig war?

Ich beschwichtigte sie. Alles war in bester Ordnung.

»Ich bezahle dir den Flug«, sagte sie.

»Mach dir keine Gedanken.«

»Eigentlich sollte ich mitkommen.«

»Du musst dich schonen.«

»Ich bin doch kein Krüppel, verdammt noch mal.«

»Im Augenblick schon.«

»Es geht schon wieder. Ich kann zwar noch keinen Marathon laufen, aber …«

»Lass mal. Ich kriege das schon allein hin.«

»Ich weiß. Ich würde sowieso nur die ganze Zeit hinter dir herhinken. Ich hoffe bloß, dass die Schmerzen nicht chronisch werden. Meine Hüfte tut immer noch höllisch weh, und mit dem Knie ist es auch nicht viel besser.«

»Hab einfach ein bisschen Geduld.«

»Und danke, dass du's dir verkniffen hast.« »Was?«

»Irgendwelche Kommentare von wegen Parasailing und dass ich ja unbedingt so tun musste, als sei ich wieder achtzehn. Nett von dir, dass du's mir nicht unter die Nase gerieben hast.«

»Vielleicht habe ich's mir ja gedacht«, sagte ich. Sie lachte leise, schwieg dann aber.

»Suze?«, sagte ich.

»Ja, ich bin noch dran.«

»Was ist eigentlich mit Evan los?«

»Vergiss es, Tim. Er ist Bobs Sohn. Was soll ich sagen?«

»Aber mit dem stimmt doch irgendwas nicht. Er war kurz vorm Durchdrehen, als er aus deinem Büro kam.«

»Eigentlich ist er ein echt netter Junge.«

»Eigentlich?«

»Na ja … Ich kriege ihn sowieso so gut wie nie zu Gesicht.

Er hockt den ganzen Tag in seinem Zimmer. An seinem Computer.«

»Wahrscheinlich chattet er mit irgendwelchen Freunden.«

»Nein«, sagte sie leise. »Es ist irgendwas anderes.«

»Pornos«, sagte ich. »Er sieht sich heimlich versautes Zeug an.«

»Nein«, erwiderte Susanne zögernd. »Das glaube ich nicht. Ich glaube, es ist etwas … Schlimmeres.«

»Hast du mal mit Bob darüber gesprochen?«

»Ja. Man kann eben nicht alles unter den Teppich kehren, nicht wahr?«

»Was meinst du?«

»Ich glaube, dass Evan uns bestiehlt.«

»Das Geld in deiner Büroschublade«, sagte ich. »Dir ist doch auch eine Uhr geklaut worden, oder?«

»Und Geld aus meiner Handtasche. Aber Bob meint, ich sei einfach durch den Wind und hätte die Sachen selbst verlegt.«

»Und was meinst du?«

»Dass er spinnt. Außerdem ist die Uhr wieder auf getaucht. Ich weiß genau, dass ich sie in meine Kommode gelegt hatte, und dann war sie plötzlich verschwunden. Und heute Morgen war sie auf einmal wieder da.«

»Was schließt du daraus?«

»Vielleicht hat Evan sie beim Pfandleiher versetzt. Und Bob hat die Uhr wieder ausgelöst.«

»Du meinst, er deckt ihn?«

»Bob stellt sich immer vor Evan.«

»Pack deine Sachen, Suze«, sagte ich. »Du kannst jederzeit in dein eigenes Haus zurückziehen.«

»Tolle Idee«, schnauzte sie mich an. »Einfach alles hinwerfen, ohne den anderen eine Chance zu geben. Würde dir so was gefallen?«

»Denk doch mal nach. Willst du mit einem Flegel unter einem Dach leben, der dir dein Geld klaut?«

»Es reicht, Tim – ich will nicht mehr darüber reden. Ich will endlich meine Tochter wiederhaben, alles andere interessiert mich nicht.«

»Okay«, sagte ich.

»Es tut mir leid«, sagte sie plötzlich. »Ich habe unsere Beziehung echt in die Scheiße geritten.«

Ich schwieg und ließ den Blick zu einer der Terminal-Uhren schweifen. In wenigen Minuten war Boarding-Time.

»Ich habe zu viel Druck auf dich ausgeübt«, sagte sie. »Eigentlich lief doch alles bestens.«

»Ja.«

»Aber irgendwie hatte ich das Gefühl … na ja, ich dachte, wenn wir mehr Geld hätten, würde sich das für uns alle auszahlen. Klar, ich mag hübsche Sachen, das gebe ich ja zu. Ich habe an mich selbst gedacht, aber letztlich wollte ich doch nur das Beste für uns alle, vor allem für Syd. Ich wollte, dass wir ihr etwas bieten können – ein größeres Zimmer, ein erstklassiges College, einfach eine bessere Zukunft, verstehst du?«

»Klar.«

»Und deshalb habe ich dir immer wieder in den Ohren gelegen, dich pausenlos gedrängt, ohne zu sehen, dass dir alles über den Kopf wuchs. Ich hätte es einfach früher erkennen müssen.«

»Suze, du brauchst dich nicht zu …«

»Und dann ging alles den Bach hinunter. Ich wollte immer mehr, und am Ende standen wir mehr oder weniger mit leeren Händen da. Manchmal denke ich, dass Syd uns hasst. Mich hasst. Dafür, dass ich alles kaputt gemacht habe. Dauernd geht mir durch den Kopf, dass Syd vielleicht nicht verschwunden wäre, wenn wir uns nicht getrennt hätten.«

»Solche Selbstvorwürfe bringen doch nichts, Suze.«

»Trotzdem. Vielleicht wäre alles ganz anders gelaufen.«

»Mein Flug wird gerade aufgerufen«, sagte ich.

»Ruf mich bitte an.«

»Versprochen«, sagte ich.

** *

In einem Auto sitzt man selbst am Steuer. Man hat alles unter Kontrolle. Man liest die Karte, sucht nach einem neuen Radiosender und kann selbst entscheiden, wann man einen lahmen Laster mit einem Opa hinter dem Lenkrad überholen will.

Während man in einem Flugzeug schlicht nur beten kann.

Trotzdem wäre es Unsinn gewesen, mit dem Auto nach Seattle fahren zu wollen. Mit dem Wagen brauchte man drei Tage, während der Flug gerade mal sechs Stunden dauerte. Nur dass er sich schier endlos zu ziehen schien, während mir nichts anderes blieb, als aus dem Fenster zu sehen, in meinen Zeitschriften zu blättern oder über Kopfhörer dem Bordprogramm zu lauschen, das wegen des permanenten Dröhnens allerdings kaum zu verstehen war.

Irgendwann landeten wir endlich. Am liebsten hätte ich all die Passagiere aus dem Weg geschubst, die vor mir standen und ihr Handgepäck aus den Fächern holten, konnte mich aber gerade noch bezähmen. Nachdem ich die Maschine verlassen hatte, checkte ich zuallererst mein Handy.

Nichts. Keine neuen Nachrichten.

Vor dem Ankunftsterminal stieg ich in ein Taxi und bat den Fahrer, mich zum Second Chance zu fahren. Als ich ihm die Adresse nennen wollte, winkte er müde ab.

»Ich fahre hier seit zweiundzwanzig Jahren Taxi«, sagte er. »Ich kenne den Weg.«

Ich ließ mich in den Sitz sinken, sah auf die unbekannten Straßen hinaus und fühlte mich wie ein Fremder in einem fremden Land.

Ich komme, Syd. Ich komme.

ELF

Der Taxifahrer kämpfte sich durch den Nachmittagsverkehr Richtung Innenstadt, und schließlich kamen wir noch langsamer voran, weil zwei Spuren wegen eines Unfalls gesperrt worden waren. Kurz vor sechs hielten wir vor dem Second Chance; draußen nieselte es. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, in welchem Teil der Stadt wir uns befanden. Zu meiner Orientierungslosigkeit trug obendrein bei, dass die Sonne vollständig hinter einer Wolkendecke verschwunden war.

Ich zahlte, nahm meine Reisetasche und stieg aus. Ich befand mich in einem etwas schäbigeren Viertel der Stadt – Secondhand-Läden und Pfandleihen bestimmten das Straßenbild. Wahrscheinlich war es der einzige Block in ganz Seattle, in dem es kein Starbucks gab.

Das Second Chance sah eher wie ein Schnellrestaurant als wie eine Zuflucht für Ausreißer und obdachlose Kids aus. Hinter den Fenstern standen Tische, an denen Jugendliche in verschlissenen Klamotten hockten und mit leerem Blick Kaffee aus Pappbechern tranken. Verloren sahen sie aus, als säßen sie dort schon lange Zeit – und als würden sie dort immer noch sitzen, wenn man in ein paar Stunden zurückkäme.

Ich ließ den Blick über die Straße schweifen, hielt Ausschau nach Syd, konnte sie aber nirgends entdecken. Dann betrat ich das Second Chance.

Auch dort war von Syd keine Spur. Etwa zwei Dutzend Teenager – in Wahrheit waren manche schon Mitte zwanzig, und einen hätte ich auf Anfang dreißig geschätzt – hingen herum. Anscheinend nahm ich sie etwas zu auffällig ins Auge, da mir einige demonstrativ den Rücken zuwandten.

Eigentlich hatte ich so etwas wie einen Empfang erwartet. Stattdessen erspähte ich am anderen Ende des Raums einen behelfsmäßigen Tresen – eine alte Tür auf zwei Sägeböcken –, hinter dem ein Mann von Ende dreißig saß, der durch seine Nickelbrille auf den Bildschirm eines Computers starrte. Er

trug Karohemd und Jeans und hatte sein schütteres Haar zu einem kurzen Pferdeschwanz zusammengebunden.

»Hallo«, sagte ich.

Er hielt einen Finger hoch und tippte noch ein, zwei Worte. »Senden«, sagte er dann. Eine gedämpfte Fanfare ertönte, dann wandte er sich zu mir. »Ja?«

»Mein Name ist Tim Blake«, sagte ich. »Ich bin gerade aus Connecticut gekommen.«

»Schön für Sie«, gab er zurück.

Ich war nicht in der Laune für coole Sprüche, hielt mich aber zurück. »Ist Yolanda Mills da?«

»Was für ’ne Yolanda?«, sagte er.

»Yolanda Mills. Sie arbeitet hier.«

»Das wäre mir neu.« Er zuckte mit den Schultern, als wolle er damit sagen, dass es ihm piepegal war, wer hier sonst noch arbeitete. »Kann ich sonst was für Sie tun?«

»Ich bin auf der Suche nach meiner Tochter«, sagte ich. »Sie heißt Sydney Blake. Soweit ich weiß, ist sie letzte Woche zweimal hier gewesen. Ihre Mutter und ich machen uns große Sorgen. Moment, ich habe ein Foto dabei.«

Ich kramte in meiner Jacke und förderte eins der Bilder zutage, die ich mitgenommen hatte. Er betrachtete das Foto mit gelangweiltem Blick.

»Nie gesehen«, sagte er.

»Wie heißen Sie eigentlich?«, fragte ich.

»Len.«

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, sich das Bild etwas genauer anzusehen, Len?«

Widerwillig riskierte er einen zweiten Blick. »Hier kommen so viele Kids her, dass ich mir unmöglich alle Gesichter merken kann. Kann sein, dass sie hier war, aber ich erkenne sie nicht wieder.«

»Sind Sie jeden Tag hier?«

»Nein. Vielleicht hat sie reingesehen, als ich freihatte. Woher wissen Sie denn, dass sie hier gewesen sein soll?«

Ich zögerte, da ich ihm nicht gleich auf die Nase binden wollte, dass Yolanda mich informiert hatte – möglich, dass sie irgendeiner Form von Schweigepflicht unterlag. Jede Wette, dass sich die Kids hier deshalb wohl fühlten, weil sie davon ausgehen konnten, dass die Betreiber des Zentrums sie nicht gleich an ihre Eltern verpetzten.

»Nun ja«, sagte ich ausweichend. »Jemand hat mir eine Nachricht auf der Website hinterlassen, die ich nach dem Verschwinden meiner Tochter eingerichtet habe. Anscheinend ist sie hier gesehen worden. Und daraufhin habe ich mich mit Yolanda Mills in Verbindung gesetzt.«

»Verstehe«, sagte Len.

»Ist Yolanda für heute schon nach Hause gegangen?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich sie nicht kenne.«

»Hat sie heute frei? Oder vielleicht eine andere Schicht?«

»Wie war der Name noch mal?«

»Yolanda Mills.«

Len sah mich ratlos an. »Und die soll hier arbeiten?«

»Das hat sie mir gesagt.«

»Haben Sie mit ihr persönlich gesprochen?«

»Ja. Am Telefon.« Allmählich beschlich mich ein äußerst ungutes Gefühl.

»Sekunde mal.« Len stand auf und verschwand in einem Gang mit dunkelgrün gestrichenen Wänden, an denen Dutzende von Notizzetteln klebten. Ich sah, wie er einen Raum betrat. Nach zwanzig Sekunden kam er bereits wieder heraus.

»Hier arbeitet niemand, der so heißt«, sagte er.

»Unmöglich.« Mir wurde immer mulmiger zumute. »Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr. Mit wem haben Sie gerade gesprochen?«

»Mit Lefty.« Als ich die Stirn runzelte, fügte er hinzu: »Morgan. Sie ist der Boss hier. Aber wir nennen sie bloß Lefty. Wollen Sie mit ihr reden?«

»Ja.«

»Na, super. Sie steht drauf, wenn sie bei der Arbeit gestört wird.«

Er führte mich den Gang hinunter und steckte den Kopf zur Tür herein. »Der Typ will selbst mit dir sprechen, Lefty.«

Sie musterte mich über einen Stapel von Aktenordnern. Ich schätzte sie auf Mitte, Ende vierzig, auch wenn ihr Haar bereits von grauen Strähnen durchsetzt war. Sie war dürr und trug einen blauen Pullover; als sie aufstand, sah ich, dass sie den Gürtel straff zusammengezurrt hatte, damit ihr die viel zu weite Hose nicht von den Hüften rutschte.

»Ja?«, sagte sie.

»Tim Blake«, sagte ich und streckte die rechte Hand aus. Doch statt mir ebenfalls die rechte zu reichen, hielt sie mir die linke Hand hin. Ihr fehlte der rechte Arm; der Ärmel hing schlaff herab. Ich war heilfroh, dass ich sie nicht »Lefty« genannt hatte.

»Morgan Donovan«, stellte sie sich vor. »Willkommen in meinem Reich.« Mit majestätischer Geste deutete sie auf das Chaos auf ihrem Schreibtisch. »Sie sind auf der Suche nach jemandem?«

»Eigentlich suche ich sogar nach zwei Personen«, sagte ich. »Nach meiner Tochter Sydney. Und nach einer Frau, die hier arbeitet. Yolanda Mills heißt sie.«

»Es tut mir leid, Mr Blake. Den Namen höre ich heute zum ersten Mal.«

»Sie hat mir gesagt, dass sie hier arbeitet. Oder gibt es noch ein anderes Zentrum für Jugendliche in Not, das Second Chance heißt?«

»Vielleicht in einem Paralleluniversum«, erwiderte Morgan Donovan. »Aber nicht hier in Seattle.«

»Ich verstehe das alles nicht«, sagte ich.

»Vielleicht haben Sie den Namen falsch verstanden. Vielleicht handelt es sich ja um eine andere Anlaufstelle für Kids.«

»Nein, da bin ich mir hundertprozentig sicher«, sagte ich und zog die Bilder von Syd heraus. »Das ist meine Tochter Sydney. Yolanda Mills hat mir gesagt, sie hätte Syd hier gesehen. Zweimal.«

Morgan fasste die Fotos genau ins Auge. »Ich kann mir Gesichter ziemlich gut merken«, sagte sie dann. »Aber dieses Mädchen habe ich noch nie gesehen. Und so hübsch, wie sie ist, würde ich mich unter Garantie an sie erinnern.« Sie verdrehte die Augen. »Und Len erst recht, darauf können Sie sich verlassen.«

»Aber es wäre doch möglich, dass Syd hier war, während Sie mit Büroarbeit beschäftigt waren.«

Sie nickte. »Durchaus«, räumte sie ein. »Aber wenn hier eine Yolanda Mills arbeiten würde, wüsste ich das genau. Ich unterzeichne hier nämlich die Gehaltsschecks.«

»Vielleicht arbeitet sie ja ehrenamtlich hier. Beschäftigen Sie auch ehrenamtliche Mitarbeiter?«

»Ja. Aber niemanden, der so heißt.«

Ich kramte den Zettel heraus, auf dem ich mir die Adresse des Second Chance, meine Flugdaten und diverse Telefonnummern notiert hatte. »Hier, das ist die Nummer von Yolanda Mills.«

Morgan kniff die Augen zusammen und schüttelte den Kopf. »Sagt mir gar nichts.« »Das ist ihre Handynummer«, sagte ich. »Ich habe sie gestern Abend angerufen und mit ihr gesprochen. Sie hat mir erzählt, sie würde sich hier um die Mahlzeiten kümmern.«

Morgan Donovan sah mich nur wortlos an.

»Moment«, sagte ich, förderte mein Handy zutage und tippte die Nummern ein. »So, jetzt können Sie gleich selbst mit ihr telefonieren.«

»Warum nicht?«, sagte sie müde. »Ich habe ja nichts Wichtigeres zu tun.«

Ich ließ es ein gutes Dutzend Mal klingeln, aber niemand ging dran. Es sprang auch keine Voicemail an. Ich beendete

den Anruf und versuchte es noch mal, ließ es abermals endlos klingeln – vergebens.

Morgan sah mich besorgt an. »Ist Ihnen nicht gut?«, fragte sie.

ZWÖLF

Plötzlich hatte ich das Gefühl, all das schon einmal erlebt zu haben. Erst war da die Sache mit dem Hotel gewesen, in dem Syd gar nicht gearbeitet hatte. Und jetzt kam plötzlich die mysteriöse Yolanda hinzu, die keiner im Second Chance kannte.

»Wollen Sie sich setzen?«, fragte Morgan.

»Irgendwas ist hier faul«, sagte ich. Meine Knie waren weich wie Gummi, und mein Magen krampfte sich jäh zusammen. »Ich verstehe das alles nicht.«

Morgan setzte sich, lehnte sich zurück und gab einen müden Seufzer von sich. »Am besten, Sie fangen ganz von vorne an.«

Und so erzählte ich ihr alles. Wie Syd von einem Tag auf den anderen spurlos verschwunden war. Von der Sache mit dem Hotel, in dem sie angeblich gearbeitet hatte. Von ihrem Wagen, der auf einem Wal-Mart-Parkplatz gefunden worden war. Und von der Frau, die behauptet hatte, sie in Seattle gesehen zu haben.

»Merkwürdige Geschichte«, sagte Morgan Donovan. »Hört sich an, als hätte Ihnen jemand einen bösen Streich gespielt. Vielleicht irgendein Mädchen, das Ihnen eins auswischen wollte.«

»Nein«, erwiderte ich. »Es war eine Erwachsene.« Ich überlegte. »Verstieße es eigentlich gegen die Regeln, wenn einer Ihrer Mitarbeiter besorgte Eltern darüber informieren würde, dass ihre Kinder hier Zuflucht gesucht haben?«

»Allerdings«, sagte sie. »Ganz ehrlich, nichts wäre uns lieber, als wenn unsere Kids zu ihren Müttern und Vätern zurückkehren würden, aber manche von diesen Eltern haben es schlicht nicht verdient. Sie haben keine Vorstellung, was die Kids hier über sich ergehen lassen mussten. Nein, sie sind beileibe nicht alle Engel. Siebzig Prozent von ihnen würde ich wahrscheinlich eigenhändig hinauswerfen, wenn es meine

Kinder wären. Aber viele haben echte Probleme. Manche Mädchen sind von ihren Vätern oder Stiefvätern geschlagen oder missbraucht worden. Andere haben Eltern, die Alkoholiker oder drogenabhängig sind. Letztes Jahr hatten wir ein Mädchen hier, dessen Mutter sie auf den Strich schicken wollte. Sie fühlte sich ein bisschen alt fürs Gewerbe und meinte, ihre Tochter könne ihren Job übernehmen.«

»Du lieber Himmel«, sagte ich.

»Tja, und vergangene Woche hatten wir einen Jungen hier, dem die Haut buchstäblich in Fetzen vom Körper hing – ich hätte am liebsten heulen mögen, als ich sein Gesicht gesehen habe. Er hatte sich nicht geduscht, das war alles – und sein Vater hat ihn zur Strafe nach draußen geschleift und mit einem Hochdruckreiniger abgespritzt. Haben Sie eine Ahnung, welche Power hinter so einem Strahl steckt? Damit kann man den Putz von Wänden reißen.«

Ich schwieg.

»Jedenfalls kennen Sie jetzt den Grund, warum wir nicht gleich alle Mommys und Daddys anrufen und ihnen sagen, dass sie ihren kleinen Engel bei uns abholen können.«

»Verstehe.«

»Die Kids vertrauen uns. Wenn sie uns nicht vertrauen, können wir ihnen nicht helfen.«

Ich überlegte. »Wenn sich also einer Ihrer Mitarbeiter mit den Eltern irgendwelcher Kids in Verbindung setzen würde, liefe er Gefahr, gefeuert zu werden.«

»Mit Sicherheit.«

»Was wiederum bedeuten könnte, dass die Frau, mit der ich gesprochen habe, nicht ihren richtigen Namen benutzt hat.«

Morgan Donovan dachte einen Moment nach, ehe sie weitersprach. »Warum hat sie Ihnen überhaupt einen Namen genannt? Schließlich hätte sie sich auch anonym mit Ihnen in Verbindung setzen können.«

»Ich habe ihre Mailadresse«, sagte ich. Ich nannte ihr die

Adresse, unter der Yolanda Mills mir geschrieben hatte.

Morgan schüttelte den Kopf. »Nie gehört«, sagte sie. »Außerdem kann jeder ein Hotmail-Konto eröffnen, mit jedem beliebigen Namen, der ihm gerade in den Sinn kommt.«

»Ich weiß«, sagte ich.

»Wie gesagt, meiner Meinung nach hat Sie da jemand böse an der Nase herumgeführt«, fuhr sie fort. »Wollen Sie einen Kaffee? Ich würde Ihnen gern was Stärkeres anbieten, aber wir werden von der Kirche finanziert, und die Herren im Talar sehen es nicht so gerne, wenn man eine Whiskeyflasche in der Schreibtischschublade hat. Wie auch immer, unsere Kaffeemaschine läuft jetzt seit sechzehn Jahren rund um die Uhr, wenn ich mich nicht verrechnet habe.« Offenbar zog ich keine sehr begeisterte Miene. »Also vielleicht doch lieber eine Cola light?«

Ich nickte.

»He, Len!«, rief sie. Eilige Schritte ertönten, und wenige Sekunden später steckte Len den Kopf zur Tür herein. »Bring uns doch mal zwei Cola light, okay?«

Len ging den Gang hinunter und kehrte kurz darauf mit einer Dose Cola und einem einzelnen Pappbecher zurück. »Tut mir leid, mehr ist gerade nicht da«, sagte er, bevor er die Tür hinter sich schloss.

Morgan stand auf und begann einen Stapel Akten von einem Stuhl zu räumen, damit ich mich setzen konnte.

»Warten Sie, ich helfe Ihnen«, sagte ich, doch sie hielt abwehrend die Hand hoch.

»Das kriege ich schon allein hin«, gab sie zurück. »Aber wissen Sie, was mich wirklich sauer macht? Diese beschissenen Armaturen in öffentlichen Toiletten, aus denen nur Wasser kommt, solange man draufdrückt. Sobald man seine Hand unter den Hahn hält, kommt kein Wasser mehr. Ich habe zwar nur eine Faust, aber wenn ich den Kerl finde, der diese verdammten Wasserhähne erfunden hat, schlage ich ihm

die Zähne aus.«

Ich lächelte verlegen.

»Sie können ruhig fragen«, sagte sie.

»Was?«

»Wie ich meinen Arm verloren habe.«

»Das geht mich nichts an«, sagte ich.

»Haben Sie Ihren Arm beim Autofahren schon mal aus dem Fenster gehängt?«

Ich nickte zögernd.

Sie lächelte. »Mein Exmann sitzt am Steuer. Ich hab's mir auf dem Beifahrersitz bequem gemacht und lasse den Arm aus dem Fenster baumeln, als das Arschloch über eine rote Ampel fährt und uns ein Ford Explorer in vollem Tempo in die Seite kracht. Tja, vielleicht wäre nichts passiert, wenn wir nicht beide einen in der Krone gehabt hätten. Tja, jedenfalls wirkte sich der Unfall letztlich auch auf unsere Ehe aus, weil ihn mein fehlender Arm immer daran erinnerte, dass er schuld an meiner Behinderung war. Bald darauf hat er sich aus dem Staub gemacht. Wenigstens war mir noch ein Arm geblieben, mit dem ich ihm hinterherwinken konnte.«

Sie öffnete die Cola-Dose, schenkte den Pappbecher randvoll und reichte ihn mir. »Sie haben meine Frage nicht beantwortet«, sagte sie dann. »Wieso hat diese Frau Sie nicht anonym kontaktiert? Warum die Nummer mit dem falschen Namen?«

»Weil sie mich glauben machen wollte, dass sie wirklich existiert«, sagte ich. »Und es gibt sie ja auch. Ich habe mit ihr gesprochen. Sie hat mir ja sogar ein Foto von meiner Tochter geschickt.«

»Was für eins?«

»Eine Aufnahme von Syd, die sie mit ihrem Handy fotografiert hatte.« Ich trank einen Schluck Cola. Erst jetzt merkte ich, wie ausgedörrt ich war. »Und das Mädchen auf dem Bild war eindeutig Syd.«

Nachdenklich schüttelte Morgan den Kopf. »Vielleicht gibt

es ja einen Grund, warum diese ›Yolanda Mills‹ ihre wahre Identität nicht preisgeben wollte.« Sie lachte. »Wie Wonder Woman oder so.«

»Und diese Wonder Woman waren nicht zufällig Sie?«, fragte ich aufs Geratewohl.

Morgan Donovan schenkte mir lediglich ein müdes Lächeln. »Schön wär's«, sagte sie. »Aber ich habe schon genug damit zu tun, die Kids hier mit dem Notwendigsten zu versorgen, um auch Familienzusammenführungen anzuleiern.«

»Nur ein Schuss ins Blaue«, sagte ich.

»In welchem Hotel wohnen Sie?«, fragte Morgan.

»Darum habe ich mich noch gar nicht gekümmert. Ich dachte, ich könnte vielleicht den nächsten Nachtflug zurück nehmen, wenn ich Syd sofort finde.«

Sie lächelte mitleidig. »Ein Optimist. Ich dachte, die wären ausgestorben. Lassen Sie mir Ihre Handynummer da. Ich hänge ein Foto Ihrer Tochter ans Schwarze Brett, und wenn sie jemand kennt, gebe ich Ihnen Bescheid – okay?«

»Ja, natürlich«, sagte ich. »Vielen Dank.« Ich trank die Cola aus. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich auch mit Ihren Mitarbeitern spreche?«

»Ja, würde es«, sagte Morgan Donovan. »Ich setze mich gern für Sie ein, aber ich möchte nicht, dass Sie hier Unruhe reinbringen.«

Ihre Antwort enttäuschte mich, aber ich ließ mir nichts anmerken. Ich stand auf, nickte und bedankte mich noch einmal. Sie widmete sich wieder der Akte vor ihr auf dem Schreibtisch. Als sie bemerkte, dass ich immer noch da war, sah sie auf. »Gibt's noch was?«

»Wollten Sie nicht Syds Foto ans Schwarze Brett hängen?«, fragte ich.

»Stimmt.« Sie drängte sich an mir vorbei und marschierte in den Empfangsbereich. Zu den Kids, die ich vorhin schon gesehen hatte, waren noch einige hinzugekommen. Morgan

durchquerte den Raum, befestigte Syds Foto mit zwei Nadeln am Schwarzen Brett und schrieb darunter: »Hat jemand dieses Mädchen gesehen? Bitte bei Lefty melden.«

Das Schwarze Brett sah aus wie ein aus Hunderten von Bildern zusammengesetztes Klassenfoto. Jungen und Mädchen. Weiße, Schwarze, Latinos, Asiaten. Manche waren erst zehn oder zwölf, andere hatten die dreißig überschritten. Als Morgan zurücktrat, ging Syds Bild in der Menge der anderen Fotos augenblicklich unter, nur mehr ein weiteres Gesicht einer verlorenen Generation.

Fassungslos starrte ich auf das Schwarze Brett.

»Ich weiß«, sagte Morgan. »Es ist zum Verzweifeln.«

***

Bevor ich ging, bat ich Len um ein Blatt Papier. In die Mitte klebte ich ein Foto von Syd und schrieb darüber: »HABEN SIE SYDNEY BLAKE GESEHEN?« Unter das Bild setzte ich meinen Namen plus Handynummer und notierte dazu: »RUFEN SIE BITTE AN.«

Ich verließ das Second Chance; in einer Drogerie um die Ecke kopierte ich das Flugblatt hundert Mal. Dann begann ich die Kopien in den umliegenden Geschäften zu verteilen. Wenn Syd zweimal im Second Chance gesehen worden war – bis jetzt gab es jedenfalls keinen Gegenbeweis –, bestand auch die Möglichkeit, dass sie den einen oder anderen Laden betreten, sich vielleicht sogar um einen Job bemüht hatte. Was mir sogar relativ wahrscheinlich erschien, da Syd immer sehr selbstständig gewesen war.

Die meisten Ladeninhaber nahmen das Flugblatt freundlich entgegen, betrachteten Syds Gesicht und versprachen, mich anzurufen, falls sie ihr begegnen sollten. Einige wimmelten mich mit einem lapidaren »Tut uns leid« ab, andere zerknüllten den Flyer und warfen ihn gleich in den Papierkorb.

Ich hatte keine Zeit, mich mit ihnen auf einen Streit einzulassen, sondern verabschiedete mich einfach und setzte meine Tour fort.

Gegen neun Uhr hatte ich alle Flugblätter verteilt. Es begann zu regnen. Schräg gegenüber dem Second Chance befand sich ein Diner, in dem ich einen Fensterplatz ergatterte. Ich legte mein Handy neben mich auf den Tisch, bestellte mir ein Putensandwich und einen Kaffee und behielt den Eingang des Second Chance im Auge. Unweit davon entfernt stand eine Laterne, so dass ich sicher war, Syd auch durch den Regenschleier zu erkennen, falls sie auftauchen sollte.

Mechanisch aß ich mein Sandwich, nahm einen Bissen, kaute, schluckte. Trank meinen Kaffee.

Abermals versuchte ich Yolanda Mills zu erreichen. Vergebens.

Ich hatte das Handy gerade beiseitegelegt, als es plötzlich klingelte. Ich griff so schnell danach, dass ich meine Gabel vom Tisch fegte.

»Ja?«

»Ich bin's«, sagte Susanne.

»Hi«, sagte ich. »Du bist noch wach? Wie spät ist es bei euch? Es muss doch schon nach Mitternacht sein.«

»Ich habe den ganzen Abend darauf gewartet, dass du endlich anrufst.«

»Tut mir leid«, sagte ich. »Ich habe nichts herausgefunden. Die Spur hat sich im Sand verlaufen.«

»Du hörst dich elend an«, sagte sie.

»Ich muss mir erst mal ein Hotelzimmer suchen«, erwiderte ich. »Weiter oben an der Straße habe ich ein Holiday Inn gesehen, glaube ich. Ich muss morgen früh raus, mich um die anderen Auffangstellen für Kids kümmern – und vielleicht gelingt es mir ja doch noch, diese Yolanda Mills zu finden.«

»Wie? Du hast sie noch gar nicht getroffen?«

»Nein. Keiner kennt sie.«

»Jetzt kapiere ich gar nichts mehr.«

»Dann geht’s dir genau wie mir«, sagte ich.

Tausende von Meilen lagen zwischen uns, aber ich spürte Susannes Enttäuschung, als säße sie mir gegenüber. »Ich hätte mir nicht so große Hoffnungen machen sollen«, sagte sie leise.

»Ja«, sagte ich. »Ich weiß.«

Ich warf einen Blick zum Second Chance hinüber.

Ein Mädchen stand vor dem Eingang. Ein blondes Mädchen.

»Ich hab mich dran geklammert wie ans liebe Leben«, sagte sie. »Ruf mich bitte sofort an, wenn du etwas hörst, okay?«

»Klar«, sagte ich. »Noch was anderes, Suze. Wie haben sich Evan und Syd eigentlich verstanden? Wie eng war ihr Verhältnis, bevor sie verschwunden ist?«

»Keine Ahnung«, sagte sie. »Nicht besonders eng. Sie kamen einigermaßen miteinander klar, aber zusammen weggegangen oder so sind sie nie, soweit ich weiß.«

»Was treibt er eigentlich die ganze Zeit?«

»Was meinst du?«

»Er hat dir doch offenbar Geld gestohlen, oder? Außerdem hast du mir erzählt, dass er sich die ganze Zeit in seinem Zimmer verbarrikadiert. Wenn er also keine Pornos guckt, was macht er dann?«

»Keine Ahnung. Vielleicht ist es ja völlig harmlos. Er steht total auf Musik, hat Dutzende von Programmen, mit denen man seine eigenen Sounds zusammenfrickeln kann. Vielleicht bastelt er ja an irgendwelchen Hits für die Zukunft – aber eben über Kopfhörer, so dass niemand etwas mitbekommt.«

Sie klang nicht sehr überzeugt.

Ich behielt das Mädchen auf der gegenüberliegenden Straßenseite im Auge.

»Wäre es möglich, dass Evan Syd in irgendeine üble Sache hineingezogen hat? Du hast selber zugegeben, dass du nicht weißt, was er den ganzen Tag treibt.«

»Das sind doch völlig haltlose Verdächtigungen, Tim. Ich …«

»Susanne? Hallo?«

»Entschuldige, ich habe nur die Tür zugemacht. Nicht, dass ich Bob noch aufwecke. Nein, ich glaube nicht, dass Syd von Evan in irgendetwas hineingezogen worden ist, was auch immer du damit meinen magst. Aber eines muss ich dir trotzdem noch erzählen.«

Das blonde Mädchen ging im Halbschatten auf und ab. Wann immer sie sich auf Höhe des Eingangs befand, konnte ich sie kaum erkennen, näherte sie sich hingegen der Straße, schimmerte ihr Haar im Laternenlicht.

Verdammt noch mal. Zeig endlich dein Gesicht.

»Heute Abend war der Van wieder da«, sagte Susanne.

»Welcher Van?«, fragte ich. Der Laternenschein fiel für eine Sekunde auf das Gesicht des Mädchens, als sie an den Straßenrand trat und nach links und rechts Ausschau hielt.

»Der Van, von dem ich dir erzählt habe. Der mir mehrmals bei uns in der Straße aufgefallen ist.«

Klar erinnerte ich mich; ich war nur nicht ganz bei der Sache, während ich das Mädchen im Auge behielt.

»Und?«

»Es ist gerade mal zwei Stunden her. Als ich gegen zehn aus dem Fenster gesehen habe, stand er auf der gegenüberliegenden Straßenseite, nur ein paar Häuser weiter. Als ich dann rausgegangen bin, ist der Wagen losgefahren und verschwunden.«

Ein Junge – ein junger Mann – bog um die Straßenecke und näherte sich dem Second Chance. Das Mädchen kam ihm zwei, drei Schritte entgegen, schlang die Arme um seinen Hals und küsste ihn. Blöderweise konnte ich nur ihre Arme und den Haaransatz sehen, da er mit dem Rücken zu mir stand.

»Susanne …«

»Mir macht das Angst, Tim. Bob nimmt mich nicht ernst.

Er meint, ich würde Gespenster sehen, seit Syd verschwunden ist.«

Der Junge und das Mädchen standen nun im Lichtkegel der Laterne, doch konnte ich ihr Gesicht immer noch nicht erkennen, da sie sich eng an ihren Freund schmiegte. Obwohl mir mein Bauch ohnehin sagte, dass es nicht Syd war. Das Mädchen bewegte sich anders, und außerdem hatte sie etwas kürzere Beine als Syd, wenn ich mich nicht ganz irrte.

Zusammen gingen sie die Straße hinauf. Gleich würden sie vollends verschwinden.

»Langsam verstehe ich gar nichts mehr«, sagte Susanne. »Beobachtet jemand unser Haus? Oder irgendein anderes in unserer Straße? Und wenn es sich um unser Haus handeln sollte – wer wird beobachtet? Ich, Bob oder vielleicht sogar Evan?«

Dann legte das Mädchen den Kopf in den Nacken und warf die Haare über die Schulter.

So wie Syd es immer getan hatte.

»Susanne? Warte mal einen Moment. Bleib auf jeden Fall dran.«

»Wieso? Was ist denn …«

Ich legte das Handy auf den Tisch, eilte in Riesenschritten zur Tür und stürmte hinaus. Bremsen quietschten, als ich über die Straße rannte. Eine Hupe ertönte, und jemand rief mir »Arschloch!« hinterher.

Sie waren etwa dreißig Meter voraus. Zwanzig. Zehn. Fast hatte ich sie eingeholt. Das Mädchen hatte einen Arm um seine Taille gelegt und den Daumen in einer Gürtelschlaufe eingehakt.

»Syd!«, rief ich. »Syd!«

Noch bevor das Mädchen sich zu mir umdrehen konnte, ergriff ich sie am Arm.

»Syd!«, sagte ich.

Aber es war nicht Syd.

Sie riss sich von mir los, während ihr Freund mir mit

beiden Händen einen Stoß vor die Brust versetzte. Ich taumelte zurück, stolperte über meine eigenen Füße und landete unsanft auf dem Hintern.

»Arsch auf, oder was?«, sagte er, nahm das Mädchen bei der Hand und führte es über die Straße.

DREIZEHN

Am nächsten Morgen überlegte ich, ob ich mir einen Wagen mieten sollte, aber Seattles Straßen sind leider nicht so übersichtlich angelegt wie die in New York. Da ich keine Zeit mit der Suche verschwenden und so viele Anlaufstellen für Kids wie möglich abklappern wollte, bot ich einem Taxifahrer vor dem Hotel zweihundert Dollar an, für die er mich von Adresse zu Adresse bringen sollte.

»Für zweihundert bis Mittag«, sagte er.

»Vielleicht brauche ich Sie auch länger«, sagte ich.

In der Lobby des Hotels – leider war es doch kein Holiday Inn – gab es zumindest einen Computer, den ich benutzen konnte. Zunächst suchte ich mir im Internet die Adressen der Anlaufstellen für Jugendliche heraus; kurz darauf erklärte mir der Rezeptionist, dass der Drucker kaputt war, so dass ich Namen, Adressen und Telefonnummern eigenhändig aufschreiben musste.

Ich reichte dem Taxifahrer das Geld und das Blatt Papier, auf dem ich alle Daten notiert hatte. »Am besten, Sie fangen bei der nächstgelegenen Adresse an«, sagte ich.

»Keine Sorge«, gab er zurück. »Sie haben mich bereits bezahlt, die Uhr ist ausgeschaltet, und bei den Benzinpreisen fahre ich bestimmt keine Umwege.«

»Bestens.«

Um halb elf hatten wir sämtliche Adressen durch. Überall lief es gleich ab. Ich hinterließ ein paar Flugblätter mit meiner Handynummer, sprach aufs Geratewohl irgendwelche Kids an und hielt ihnen Syds Bild unter die Nase.

Niemand erkannte sie wieder. Der Name Yolanda Mills sagte ebenfalls niemandem etwas.

Nachdem wir die letzte Adresse aufgesucht hatten, ließ ich mich erschöpft auf den Rücksitz des Taxis fallen. »Kennen Sie sonst noch irgendwelche Zentren für Ausreißer und obdachlose Kids?«, fragte ich den Taxifahrer.

»Ich wusste nicht mal, dass es so viele gibt«, erwiderte er. Der Miniatur-Jesus auf dem Armaturenbrett, der den ganzen Vormittag wie wild vor sich hin genickt hatte, war endlich zur Ruhe gekommen. Mein Fahrer war ein schwergewichtiger, unrasierter Bursche, der während unserer Tour durch die Stadt fast fortwährend mit seiner Frau telefoniert hatte, um zu diskutieren, wie sie einen Mann für seine Schwester finden konnten. Gemessen an dem, was ich mitbekam, sah sie nicht gerade aus wie Miss Washington, was offenbar ein echter Stolperstein in Sachen Ehe war.

»Tja, das war's dann wohl«, sagte ich. »Hier gibt's doch sicher ein Polizeipräsidium, oder?«

»Klar.«

»Setzen Sie mich einfach dort ab«, bat ich.

»Tut mir echt leid, das mit Ihrer Tochter«, sagte er.

Ich hatte ihn zwar nicht weiter eingeweiht, aber nach unserer gemeinsamen Tour benötigte er auch nicht gerade die Fähigkeiten eines Superdetektivs, um meine Mission zu durchblicken.

»Tja, manchmal muss man den Kids einfach lange Leine lassen«, sagte er und stieß den Mini-Jesus mit dem Zeigefinger an. »Wenn sie wirklich Hilfe brauchen, kommen sie von selbst wieder nach Hause.«

»Was, wenn sie wirklich in der Scheiße stecken?«, konterte ich. »Und darauf warten, dass man sie da rausholt?«

Der Taxifahrer überlegte einen Augenblick. »Na ja, das ist was anderes«, sagte er dann.

*

Das Polizeipräsidium von Seattle befand sich in der 12th Avenue. Ich sprach mit der Polizistin am Empfang und erklärte ihr, worum es ging.

Kurz darauf erschien ein Officer, der sich als Richard Buttram vorstellte und mich in sein Büro führte. Ich berichtete ihm, wann Sydney verschwunden und warum ich nach Seattle gekommen war. Dass ich Yolanda Mills plötzlich nicht mehr

erreichen konnte und nicht die geringste Spur von meiner Tochter gefunden hatte.

Ich gab ihm eins der Flugblätter und erzählte ihm von der Website.

Er hörte mir geduldig zu, nickte und warf ein paar Zwischenfragen ein.

»Na schön«, sagte er schließlich. »Aber eigentlich wissen Sie gar nicht, ob Ihre Tochter in Seattle ist. Oder ob sie überhaupt jemals hier war.«

»Ja«, sagte ich, obwohl es mir mehr als schwerfiel, es zuzugeben. »Ich fürchte, Sie haben recht. Trotzdem, diese Yolanda Mills klang absolut überzeugend. Sie hat mir sogar ein Foto geschickt, damit ich meine Tochter zweifelsfrei identifizieren konnte.«

»Was für eine Telefonnummer hat sie Ihnen gegeben?«

Ich kramte den Zettel hervor. Buttram schrieb die Nummer auf einen Notizblock. »Versuchen wir's mal«, sagte er, griff nach seinem Telefon und wählte. Er ließ es eine halbe Minute klingeln und legte wieder auf.

»Bin in zwei Minuten wieder da«, sagte er und verließ den Raum.

Ich wartete beinahe eine Viertelstunde, starrte auf den Tisch, die kahlen Wände, auf den Sekundenzeiger meiner Uhr, der unendlich langsam vorwärtszurücken schien.

Dann war Buttram endlich zurück. »Ich habe gerade mit einem Kollegen gesprochen, der sich mit Handys auskennt«, sagte er mürrisch.

»Und?«, fragte ich.

»Er glaubt, dass diese Yolanda Mills ein Wegwerf-Handy benutzt hat. Er hat die Nummer kurz checken lassen und meinte, es wäre eines dieser Billigteile mit Prepaid-Karte, die man in jedem Supermarkt kaufen kann.«

Ich fühlte mich, als würde mir der Boden unter den Füßen weggezogen.

»Langsam verstehe ich überhaupt nichts mehr«, sagte ich.

Buttram wies auf mein Flugblatt. »Ich gebe eine Meldung raus«, sagte er. »Aber machen Sie sich keine allzu großen Hoffnungen.«

Ich nickte.

»Diese Yolanda Mills«, sagte er. »War sie auf ’ne Belohnung aus?«

»Nein«, sagte ich.

Kopfschüttelnd stand Buttram auf und öffnete die Tür. Zusammen traten wir auf den Gang. »Tja«, sagte er. »Dann kann ich mir auch keinen Reim auf die Sache machen.«

»Ich weiß nicht, was ich noch unternehmen soll«, sagte ich. »Allmählich glaube ich auch, dass Sydney wahrscheinlich gar nicht hier ist, aber trotzdem habe ich Angst, nach Hause zu fliegen. Die ganze Zeit denke ich, dass sie mir vielleicht doch noch über den Weg läuft.«

»Sie haben getan, was Sie konnten«, sagte er. »Und auf Morgan Donovan können Sie sich verlassen. Wenn sie sagt, dass sie nach Ihrer Tochter Ausschau hält, dann macht sie das auch.«

Er schüttelte mir die Hand. »Viel Glück«, sagte er. Draußen vor dem Polizeipräsidium blieb ich fünf Minuten lang wie benebelt stehen, bevor ich zum Hotel zurückfuhr und auscheckte.

Ich buchte einen Jet-Blue-Flug, der aber erst kurz vor zehn startete – was mir die Möglichkeit gab, noch einmal zum Second Chance zu fahren und mich dort in der Gegend erneut nach Syd umzusehen.

Am späten Nachmittag betrat ich das Diner, in dem ich schon am Vorabend gesessen hatte, und beobachtete vier Stunden lang den Eingang des Second Chance. Ich aß einen Happen und trank einen Kaffee nach dem anderen.

Ich erblickte kein einziges Mädchen, das Syd auch nur entfernt ähnlich gesehen hätte.

Schließlich nahm ich mir ein Taxi zum Flughafen und wartete darauf, dass meine Maschine aufgerufen wurde. Mit

leerem Blick saß ich da und starrte vor mich hin, als mein Handy klingelte. Es war Susanne, aber leider konnte ich ihr nichts sagen, was sie irgendwie aufgemuntert hätte.

Kurz darauf klingelte mein Handy erneut.

»Ja«, sagte ich.

»Es tut mir leid, Tim, wirklich leid.«

»Hallo, Kate«, sagte ich.

»Ich bin vorgestern Abend einfach durchgedreht. Ich wusste nicht mehr, was ich tue.«

Ich schwieg.

»Du bist nach Seattle geflogen, stimmt's? Bei dir war alles dunkel.«

Sie war also bei mir zu Hause vorbeigefahren.

»Kate, ich kann jetzt nicht reden.«

»Ich wollte mich nur bei dir entschuldigen, Tim. Mit mir sind einfach die Gäule durchgegangen.«

Vielleicht hätte ich mich ein wenig diplomatischer gezeigt, wenn ich nicht so müde und frustriert gewesen wäre.

So aber sagte ich: »Kate, es funktioniert einfach nicht mit uns. Es ist aus, verstehst du? Aus und vorbei. Wir verschwenden bloß unsere Zeit miteinander.«

Natürlich hätte ich besser den Mund gehalten.

Ein paar Sekunden war die Leitung wie tot. »Du verdammtes Arschloch!«, platzte sie dann heraus. »Was bist du nur für ein erbärmlicher Dreckskerl! Ich hab's gleich gewusst, als ich dich zum ersten Mal gesehen habe. Mit dir stimmt irgendwas nicht! Du tickst doch nicht richtig, du …«

Ich beendete das Gespräch, schaltete mein Handy aus und steckte es wieder in die Jackentasche.

***

Unter normalen Umständen hätte ich im Flieger kein Auge zugetan, aber schließlich übermannte mich die Erschöpfung. Ich schlief fast die gesamten sechs Flugstunden. Ich war nicht

nur hundemüde; ich war kaputt, deprimiert und völlig am Ende.

Ich war quer durch Amerika geflogen, um meine Tochter nach Hause zu bringen.

Und nun kam ich allein zurück.

Wir landeten pünktlich, doch musste der Pilot warten, dass ein Gate frei wurde. Erst um halb zehn konnte ich die Maschine endlich verlassen. Anschließend musste ich mich durch den Verkehr kämpfen, so dass ich erst kurz vor Mittag in meine Einfahrt an der Hill Street einbog.

Die Reisetasche über der Schulter, schleppte ich mich zur Tür wie ein Soldat aus einem verlorenen Krieg. Ich steckte den Schlüssel ins Schloss und stieß die Tür auf.

Und traute meinen Augen nicht.

Es herrschte das nackte Chaos. Das Haus war komplett verwüstet worden.

VIERZEHN

»Also noch mal von vorn«, sagte Kip Jennings.

»Na ja, als ich nach Hause kam, sah es hier aus, als hätte jemand eine Granate durchs Fenster geworfen«, sagte ich.

»Wann war das?«

Ich warf einen Blick auf die Küchenuhr – einer der wenigen Gegenstände, die sich noch an ihrem Platz befanden. »Vor ungefähr anderthalb Stunden.«

»Haben Sie irgendwas angefasst?«

»Ich habe die alte Uhr im Wohnzimmer wieder auf den Kamin gestellt«, sagte ich. »Sie hat meinem Vater gehört.«

Zwei uniformierte Beamte streiften durchs Haus, machten Fotos und sprachen leise miteinander. Immerhin hatten sie bereits festgestellt, dass ein Kellerfenster eingetreten worden war.

»Wie lange waren Sie weg?«, fragte Detective Jennings.

»Etwa achtundvierzig Stunden. Ich bin vorgestern um kurz nach neun aufgebrochen. Macht zwei Tage und ungefähr vier Stunden, die ich nicht hier war.«

»Seattle«, sagte Kip Jennings.

»Genau.«

»Und Ihre Tochter?«

»Ich habe sie nicht gefunden.«

Einen Moment lang spiegelte sich Bedauern in ihrem Blick. »Okay, Sie kamen also nach Hause«, sagte sie dann. »Und? Haben Sie jemanden gesehen?«

»Nein«, sagte ich.

Ich schilderte, wie ich meine Wohnung vorgefunden hatte. Die Sofakissen waren aufgeschlitzt und quer durch den Raum gefeuert worden; überall lagen Schaumstofffetzen herum. Die Bücher waren restlos von den Regalen gefegt, alle Schränke komplett geleert worden. Meine Stereoanlage lag auf dem Boden, inmitten von zahllosen CDs; die Geräte hingen teilweise noch an den Kabeln, während der Receiver über die

Regalkante ragte wie ein Truck in einem Indiana-Jones-Film, der gleich von einer Klippe zu stürzen drohte.

In der Küche bot sich dasselbe Bild. Alle Schränke waren ausgeräumt worden, ebenso der Kühlschrank, dessen Tür immer noch offen stand. Der Boden war mit Cornflakes übersät.

Das Schlafzimmer: ein einziges Chaos. Jede einzelne Schublade war durchwühlt und ausgeleert worden; auf dem Boden türmten sich so viele Klamotten, dass man den Teppich nicht mehr sehen konnte. Socken, Unterwäsche, Hemden. Meine Anzüge, achtlos von den Bügeln gerissen und quer durch den Raum geworfen.

In Syds Zimmer sah es nicht viel anders aus, auch wenn dort nicht ganz so viele Sachen herumlagen, da sie ja nur Kleidung für die Sommerferien mitgebracht hatte. Dafür war ihre Matratze aufgeschlitzt worden, während mein Bett anscheinend nicht berührt worden war.

Der Schreibtisch in meinem Büro – vollständig durchwühlt. Meine Aktenordner, mutwillig zu Boden gerissen.

Der Schaden im Keller hielt sich in Grenzen. Waschmaschine und Trockner waren geöffnet und eine Packung Waschmittel auf dem Boden verstreut worden. Auf der Werkbank lag der Inhalt meines Werkzeugkastens.

Die Kisten und Kartons, in denen wir allerlei Krimskrams aufbewahrten, von dem wir uns nicht trennen mochten – Sachen, die Syd im Kindergarten gemalt hatte, alte Familienfotos, Bücher und Akten –, waren ebenfalls geöffnet und durchsucht worden.

Jennings und ich standen inmitten des Chaos im Wohnzimmer. »Das müssen irgendwelche Kids gewesen sein«, sagte ich.

»Meinen Sie?«, gab Kip Jennings zurück.

»Sie nicht?«

Sie ging langsam durchs Haus; Cornflakes knirschten unter ihren Absätzen, als sie die Küche betrat. »Ist etwas gestohlen

worden?«, fragte sie.

»Keine Ahnung«, sagte ich, während ich den Blick über das Durcheinander schweifen ließ. »Bis jetzt hatte ich noch keine Gelegenheit, alles zu überprüfen.«

»Ihr Computer?«

»Nein, der ist noch da.«

»Der Laptop Ihrer Tochter?«

»Der auch.«

»Normalerweise lassen Einbrecher so was als Erstes mitgehen«, sagte sie. »Tafelsilber?«

Mein Silberbesteck hatte ich bereits auf dem Wohnzimmerboden erspäht. »Auch da. So was würden Kids doch wohl kaum stehlen, oder?«

»Einen iPod aber schon. Haben Sie einen?«

»Nur meine Tochter, aber der ist in meinem Auto.« Ich deutete auf den kleinen Fernseher auf der Anrichte. »Komisch, dafür hat sich offenbar auch niemand interessiert.«

»Bewahren Sie Geld im Haus auf?«, fragte Kip Jennings.

»Keine größeren Summen«, sagte ich. »In der Schublade liegt ein bisschen Kleingeld – Fünfer und Zehner, für Pizza, Spenden an der Haustür und so.«

»Sehen Sie doch mal nach«, forderte sie mich auf.

Ich öffnete die Schublade. Die Scheine pflegte ich rechts neben dem Besteckkasten aufzubewahren.

»Das Geld ist weg«, sagte ich.

»Aha«, sagte sie. »Fällt Ihnen sonst irgendetwas auf?«

»Eigentlich nicht. Worauf wollen Sie hinaus?«

»Sie glauben, dass es irgendwelche Jugendlichen waren, und vielleicht liegen Sie damit ja sogar richtig. Tja, aber sehen Sie irgendwelche Schmierereien an den Wänden? Warum ist der Fernseher noch heil? Und auf Ihren Teppich hat ja offensichtlich auch niemand geschissen.«

»Wenigstens etwas«, sagte ich.

»Aber genauso läuft es für gewöhnlich ab, wenn Kids ein Haus verwüsten.«

»Sie würden also ausschließen, dass es …«

»Sagen wir mal so: Ich glaube nicht, dass hier zufällig eingebrochen wurde. Alles weist darauf hin, dass die Täter gezielt nach etwas gesucht haben.«

»Und was soll das gewesen sein?«, fragte ich.

»Das wissen Sie bestimmt besser als ich«, gab sie zurück.

»Wie? Glauben Sie, ich verschweige Ihnen etwas?«

»Nein, nicht unbedingt. Trotzdem wissen Sie besser als ich, was Sie hier im Haus versteckt haben.«

»Was sollte ich denn hier verstecken?«, sagte ich.

»Vielleicht haben ja gar nicht Sie es versteckt«, meinte Kip Jennings.

»Wie?«

»Betrachten wir doch mal die Fakten. Ihre Tochter ist verschwunden, und keiner weiß, warum. Sie hat Ihnen erzählt, sie würde in einem Hotel arbeiten, in dem aber niemand je von ihr gehört hat. Woraus wir schon mal schlussfolgern können, dass Ihre Tochter Ihnen gegenüber nicht ganz ehrlich war. Was wiederum bedeuten könnte, dass sie hier im Haus irgendetwas versteckt hat, von dem Sie keine Ahnung haben.«

»Das glaube ich nicht.«

Kip Jennings stemmte die Hände in die Hüften und musterte mich eingehend. »Sie sehen doch selbst, wie gründlich Ihr Haus auf den Kopf gestellt worden ist. In all den Jahren, die ich jetzt als Polizistin arbeite, ist mir so was nur ganz selten untergekommen. Fest steht auch, dass diese Aktion reichlich Zeit in Anspruch genommen hat. Und es sieht nicht so aus, als hätten sich die Täter große Sorgen gemacht, dass Sie plötzlich hereinschneien könnten. Anscheinend wussten sie, dass sie jede Menge Zeit hatten.«

Ich schwieg.

»Wer wusste, dass Sie nach Seattle fliegen?«, fragte sie.

Wem hatte ich davon erzählt? Kate. Laura Cantrell, meiner Chefin. Andy Hertz. Und Susanne, die garantiert auch Bob und Evan eingeweiht hatte.

Und dann war da natürlich noch jemand, den ich um ein Haar vergessen hätte. Yolanda Mills. Deren Informationen mich überhaupt erst nach Seattle gelockt hatten.

»Sieht so aus, als wäre ich hereingelegt worden«, sagte ich leise.

Kip Jennings runzelte die Stirn. »Wieso?«

»Langsam wird mir alles klar. Diese Frau, die mich wegen meiner Tochter angerufen hat. Sie wusste, dass ich in Seattle sein würde.«

»Können Sie mal kurz mein Gedächtnis auffrischen?«

Ich erzählte ihr in aller Kürze, wie ich vergebens versucht hatte, Yolanda Mills zu finden – eine Frau, die mutmaßlich einen falschen Namen benutzt und mich anscheinend von einem Wegwerf-Handy aus angerufen hatte.

»Von hier aus gesehen liegt Seattle am Arsch der Welt«, sagte Kip Jennings. »Und sobald Sie auf dem Weg zum Flughafen waren, wussten die Täter, dass sie mindestens achtundvierzig Stunden Zeit hatten, um sich seelenruhig in Ihrem Haus umsehen zu können.«

»Ich verstehe das nicht«, sagte ich. »Diese Yolanda Mills hat mir ein Foto von Syd geschickt. Und ich werde doch wohl noch meine eigene Tochter erkennen.«

»Kann ich das Bild mal sehen?«

»Ich hab's auf meinem Computer«, sagte ich.

Ich führte Kip Jennings in mein Büro, stieg über die auf dem Boden liegenden Bücher und Akten und begab mich an den Computer. Tower und Monitor waren zwar verschoben worden, aber sonst schien alles so weit intakt. Ich startete den Rechner, öffnete das E-Mail-Programm und klickte die Mail mit Syds Foto an.

Detective Jennings nahm das Bild in Augenschein. »Ich habe schon bessere Schnappschüsse gesehen«, sagte sie. »Von ihrem Gesicht kann man ja fast nichts erkennen.«

»Hier, sehen Sie das?« Ich wies auf das korallenrote Tuch, das Syd um das Hals trug. »Syd besitzt genau dasselbe Hals-

tuch. Die Frisur, die Nase – das ist sie, darauf würde ich mein Leben wetten.«

Kip Jennings beugte sich ein wenig näher zum Monitor. Irgendetwas schien ihr ins Auge gefallen zu sein. »Bin gleich wieder da«, sagte sie.

Ich blieb sitzen und checkte erst einmal den Besucherzähler. In den vergangenen achtundvierzig Stunden war kaum jemand auf der Website gewesen. Und die Mails, die ich bekommen hatte, erwiesen sich allesamt als Werbemüll.

Dann war Kip Jennings wieder zurück. Sie stand im Türrahmen und hielt etwas in der Hand. Einen roten, fast durchsichtigen Fetzen Stoff.

Ein Halstuch.

»Die Farbe habe ich sofort wiedererkannt«, sagte sie. »Das Tuch lag im Zimmer Ihrer Tochter. Zwischen den anderen Klamotten auf dem Boden.«

Ich stand auf, griff nach dem Tuch und hielt es so vorsichtig in den Fingern, als könne es sich von einem Moment auf den anderen in Luft auflösen.

»Meinten Sie dieses Halstuch?«, fragte sie.

Ich nickte zögernd. »Ja, das ist es.«

»Tja, wenn Ihre Tochter also genau dieses Halstuch noch vor ein paar Tagen in Seattle getragen haben soll – wie kommt es dann hierher?«

Das war eine wirklich gute Frage.

Allerdings blieb mir nicht viel Zeit, lange darüber nachzudenken, da im selben Moment einer der uniformierten Cops in der Tür stand und Kip Jennings ernst ansah.

»Ich glaube, wir wissen jetzt, wonach die Kerle gesucht haben«, sagte er.

FÜNFZEHN

»Was?«, sagte ich.

Der Cop schwieg. Er führte Jennings in mein Schlafzimmer, während ich den beiden hinterhertrabte. Auf dem Bett lag einer der Kissenbezüge; das Kissen selbst war aufgeschlitzt worden. Daneben lag ein durchsichtiger Plastikbeutel, in dem sich ein weißes Pulver befand.

»Merkwürdige Wölbung unter dem Kissenbezug«, sagte er. »Da habe ich mal nachgesehen.«

Detective Jennings nahm eine Ecke des Beutels vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt ihn hoch.

»Tja, was haben wir denn da?«, sagte sie.

»Das sieht ja aus wie …« Ich brach mitten im Satz ab.

»Wie was?«, hakte Kip Jennings nach.

»Wie Kokain«, sagte ich.

»Falls das stimmen sollte – wie kommt es dann in Ihr Kopfkissen?«, fragte sie.

»Keine Ahnung«, antwortete ich.

»Haben Sie vielleicht irgendeine Vermutung?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.« Ich überlegte einen Moment. »Doch.«

»Und?«

»Jemand hat es dort versteckt«, sagte ich.

Der uniformierte Cop gab ein leises Schnauben von sich.

»Da würde ich Ihnen erst mal zustimmen«, sagte Kip Jennings.

»Vorgestern Nacht habe ich hier noch geschlafen«, sagte ich. »Und da war absolut nichts in diesem Kissen. Jemand hat den Beutel in meiner Abwesenheit dort hineingeschmuggelt.«

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte Kip Jennings. »Dass es hier *zwei* Einbrüche gab, während Sie in Seattle waren? Erst hat sich jemand Zutritt verschafft und diesen Beutel in Ihrem Kopfkissen versteckt, und anschließend kam

noch jemand, der das Zeug gesucht hat?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich. »Und wenn ich ehrlich sein soll, interessiert mich im Moment weit mehr, wie das Halstuch meiner Tochter hierhergekommen ist.«

»Eins nach dem anderen«, sagte Kip Jennings. »Mal angenommen, dass tatsächlich jemand hier eingebrochen ist und diesen Beutel in Ihrem Kopfkissen versteckt hat. Aber das wäre doch ziemlich dämlich gewesen, oder? Weil Sie den Beutel ja sofort bemerkt hätten, sobald Sie ins Bett gegangen wären.«

»Aber noch dämlicher wäre es ja wohl, wenn ich selbst irgendwelche Drogen in meinem Kopfkissen verstecken und anschließend die Polizei zur Hausdurchsuchung einladen würde«, gab ich zurück. »Und sollten hier tatsächlich gleich zwei Einbrüche stattgefunden haben, dann erklären Sie mir doch mal, wie die Burschen, die Ihrer Theorie zufolge auf der Suche nach dem Zeug waren, es übersehen konnten. Ihr Officer hat den Beutel in zehn Minuten gefunden, aber die Typen, die mein Haus komplett auf den Kopf gestellt haben, waren blind? Das ist doch völliger Schwachsinn, oder?«

Kip Jennings schwieg. Nachdenklich rieb sie sich das Kinn.

»Es sei denn, jemand hätte die Drogen erst nach dem Einbruch dort deponiert«, sagte sie. »Eine Wohnung, in der das totale Chaos herrscht, ist ein ziemlich gutes Versteck.«

»Ach ja?«, sagte ich. »Wer, zum Teufel, würde einen Beutel mit Drogen ausgerechnet in meinem Kissen verstecken?«

»Vielleicht Sie selbst?«

»Das darf doch wohl nicht wahr sein«, sagte ich.

»Haben Sie einen Anwalt, Mr Blake?«, fragte Kip Jennings.

»Ich brauche keinen Anwalt«, gab ich zurück.

»Womöglich schon.«

»Was ich brauche, ist Ihre Hilfe«, sagte ich. »Um heraus-

zufinden, was hier passiert ist. Und um endlich meine Tochter zu finden.«

Sie hielt einen Moment inne. »Ihre Tochter«, sagte sie. »Sie hätte es jedenfalls nicht nötig gehabt, durchs Kellerfenster einzusteigen.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Sie hat doch einen Haustürschlüssel, oder?«

»Wie bitte? Sie glauben, Sydney war hier? Dass sie mal so eben vorbeigekommen ist und einen ganzen Beutel Koks in meinem Kopfkissen versteckt hat?«

Kip Jennings trat auf mich zu. Obwohl sie erheblich kleiner als ich war, fühlte ich mich plötzlich wie ein Zwerg. »Jetzt reden wir erst mal über das Halstuch.«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, wie es hierhergekommen ist.«

»Aber irgendeine Erklärung werden Sie doch wohl haben, oder? Wie kommt's, dass das Halstuch, das sie doch offensichtlich in Seattle getragen hat, plötzlich hier in ihrem Zimmer herumliegt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Vielleicht war sie ja dort … und ist zurückgekommen.«

»Mal im Ernst, Mr Blake«, sagte sie. »Wie gut kennen Sie eigentlich Ihre Tochter?«

»Was soll das? Wir stehen uns nahe. Ich liebe sie.« Ich hielt kurz inne. »Wie gut kennen Sie denn Ihre Tochter?«

Sie ging nicht darauf ein. »Was wissen Sie über Sydneys Freunde? Wissen Sie wirklich, wo sie steckt, wenn sie abends um die Häuser zieht? Wissen Sie, mit wem sie im Internet chattet? Haben Sie eine Ahnung, ob sie schon mal Drogen genommen oder mit wie vielen Männern sie geschlafen hat? Können Sie eine dieser Fragen mit hundertprozentiger Sicherheit beantworten?«

»Natürlich nicht.«

»Ja, natürlich nicht«, wiederholte sie. »Sehen Sie, ich habe Sie eben nicht danach gefragt, wie nahe Sie sich stehen oder

wie sehr Sie Ihre Tochter lieben. Wäre es möglich, dass sie sich mit irgendwelchen zwielichtigen Existenzen eingelassen hat? Dass sie in Dinge verwickelt ist, deren Konsequenzen sie nicht absehen kann?«

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, sagte ich.

»Drogen?«

»Ebenso wenig.«

»Ihre Tochter ist spurlos verschwunden. Wir haben ihr Auto verlassen aufgefunden und Blutspuren entdeckt. Allmählich sollten Sie in Erwägung ziehen, dass Ihre Tochter in ernsten Schwierigkeiten stecken könnte.«

»Glauben Sie, ich …«

»Wachen Sie endlich auf, Mr Blake! Stellen Sie sich darauf ein, dass Ihre Tochter möglicherweise großen Mist gebaut hat. Sie hat Ihnen erzählt, sie würde in dem Hotel arbeiten. Was für Lügen hat sie Ihnen noch aufgetischt?«

Ich wandte mich abrupt um und verließ das Zimmer.

»Verschwinden Sie«, herrschte ich den Cop an, der unten an der Treppe stand.

»Was?«

»Raus!«, knurrte ich. »Verschwinden Sie schleunigst aus meinem Haus!«

»Sie gehen nirgendwo hin, Talbot«, erklang Kip Jennings' Stimme hinter mir. »Mr Blake, Sie haben meinen Männern überhaupt nichts zu sagen! Das hier ist ein Tatort.«

»Ich muss hier jetzt erst mal aufräumen«, schnauzte ich sie an.

»Ganz bestimmt nicht«, gab sie zurück. »Sie machen hier gar nichts, solange ich nicht mein Okay gegeben habe. Und die Nacht können Sie hier auch nicht verbringen.« »Sie werden mich nicht aus meinem Haus vertreiben!«

»Und ob. Hier muss zunächst mal die Spurensicherung ran, und das gilt ebenso für Ihr Schlafzimmer – speziell nach dem Fund, den wir dort gemacht haben.«

Frustriert schüttelte ich den Kopf. »Ich dachte, Sie wollten

mir helfen.«

»Am besten kann ich Ihnen helfen, indem ich kläre, was hier passiert ist«, erwiderte sie. »Schon deshalb, weil ich bis jetzt das Gefühl hatte, dass Sie mit offenen Karten spielen. Aber langsam weiß ich selbst nicht mehr, was ich glauben soll. Und deshalb würde ich Ihnen dringend empfehlen, sich einen Anwalt zu nehmen.«

»Wollen Sie mich wegen Drogenbesitzes verhaften? Das meinen Sie nicht ernst, oder?«

Sie musterte mich ungerührt. »Ich habe Ihnen lediglich einen guten Rat gegeben.«

Ich hielt ihrem Blick stand.

»Ist Ihnen mal der Gedanke gekommen«, fuhr sie fort, »dass Ihre Tochter Sie nach Seattle gelockt haben könnte?«

»Quatsch«, sagte ich. »Die Frau, mit der ich gesprochen habe, war nicht meine Tochter.«

Kip Jennings zuckte mit den Schultern. »Es könnte ja eine Freundin von ihr gewesen sein.«

Das war so ziemlich das Lächerlichste, was sie bislang von sich gegeben hatte.

Doch statt ihr genau das unter die Nase zu reiben, hob ich beschwichtigend die Hände, weil mir noch etwas anderes eingefallen war.

»Da wäre noch was, worüber Sie Bescheid wissen sollten«, sagte ich.

Sie sah mich fragend an.

»Meine Exfrau glaubt, dass ihr Haus beobachtet wird.«

Jennings runzelte die Stirn. »Wieso?«

»Ihr ist mehrmals ein Van in der Nähe ihres Hauses aufgefallen. Hinter der Scheibe hat sie einen roten Punkt gesehen, so als ob jemand rauchen würde.« Ich überlegte einen Moment. »Wird sie vielleicht von der Polizei observiert?«

»Nicht, dass ich wüsste. Haben Sie das Kennzeichen?«

»Nein.«

»Fragen Sie Ihre Exfrau danach«, sagte Kip Jennings. »Ich

kann die Nummer checken lassen und einen Streifenwagen vorbeischicken.«

Ich murmelte ein »Danke«, während mein Blick plötzlich auf die offene Küchenschublade fiel, aus der das Geld verschwunden war.

Im selben Moment fiel mir Evan ein. Es wurde Zeit, mal ein paar offene Worte mit ihm zu wechseln.

***

Die Fahrt zu Bob's Motors erwies sich als länger als gewohnt, weil eine Fahrspur wegen Bauarbeiten gesperrt worden war. Ich ließ einen Toyota Sienna vor mir einfädeln; der Fahrer bedankte sich, indem er mir durch die getönte Scheibe zuwinkte.

Im selben Augenblick sah ich den Schriftzug »Shaw Flowers« auf der Hecktür des Lieferwagens und erinnerte mich an das kurze Gespräch, das ich mit der alten Mrs Shaw vor ihrem Blumenladen geführt hatte. Ich ging davon aus, dass Ian hinter dem Steuer saß, der junge Mann, der bei Mrs Shaw gewesen war.

Er hatte Syds Foto so gut wie keine Beachtung geschenkt. Ich beschloss kurzerhand, ihm eine zweite Chance zu geben; vielleicht hatte er ja die Güte, sich das Foto diesmal ein bisschen genauer anzusehen.

Ian bog rechts ab. Ich folgte ihm in eine Villengegend. Das Laub der alten Bäume wölbte sich wie ein Baldachin über der Straße. Der Lieferwagen hielt vor einem ehrwürdigen Haus im Kolonialstil. Ich fuhr weiter und wendete sechs Häuser weiter in einer Einfahrt.

Ian stieg aus. Zwei weiße Kabel hingen von seinen Ohren und verschwanden in seiner Hemdtasche; anscheinend hörte er Musik auf einem iPod. Er ging zur Beifahrertür, öffnete sie, förderte einen großen Blumenstrauß aus dem Wageninneren zutage und marschierte zum Portal des Hauses.

Ich fuhr langsam heran, hielt gegenüber dem Lieferwagen und stieg aus. Ian läutete. Kurz darauf öffnete eine Frau und nahm die Blumen entgegen. Dann schlenderte er zum Wagen zurück.

Er musterte mich verblüfft, als er mich sah.

»Ian?«, sagte ich.

Er zog sich die Ohrstöpsel heraus. »Was?«

»Sie heißen doch Ian, oder?«

»Ja. Kann ich irgendwas für Sie tun?«

»Wir haben neulich kurz miteinander gesprochen – gegen Abend, als Mrs Shaw ihren Laden zugemacht hat. Ich habe Ihnen ein Bild von meiner Tochter gezeigt.«

»Ja, stimmt.« Er ging zur Fahrertür und öffnete sie.

»Würden Sie sich das Bild vielleicht noch mal anschauen?«, fragte ich, das Foto bereits in der Hand.

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich sie nicht kenne.«

»Es dauert nicht lange«, beharrte ich, während ich die Fahrertür des Lieferwagens wieder ins Schloss drückte.

»Ja, stimmt«, lenkte er ein.

Ich reichte ihm das Foto. Diesmal nahm er es satte fünf Sekunden in Augenschein, bevor er es mir zurückgab. Trotzdem hatte ich den seltsamen Eindruck, als würde er Syds Gesicht gar nicht richtig betrachten.

»Nie gesehen«, sagte er dann.

Ich nickte und nahm die Hand von der Fahrertür. »Trotzdem danke.«

»Kein Problem.«

»Mrs Shaw hat mir erzählt, dass Sie hinter dem Laden wohnen.« »Ja«, sagte er.

»Große Wohnung?«

»Geht so. Für mich reicht's.«

»Ist doch praktisch, wenn man direkt da wohnt, wo man auch arbeitet«, sagte ich. »Leben Sie allein?«

»Ja.«

»Wie lange arbeiten Sie denn schon für Mrs Shaw?«

»Seit zwei Jahren. Sie ist meine Tante. Sie lässt mich da wohnen, seit meine Mom gestorben ist. Gibt's irgendeinen besonderen Grund, warum Sie mich das fragen?«

»Nein«, sagte ich. »Einfach nur so.«

»Ich muss nämlich noch ein paar andere Bestellungen ausliefern.«

»Dann will ich Sie nicht länger aufhalten«, sagte ich.

Ian stieg ein, schloss die Tür, ließ den Motor an und fuhr die Straße hinunter.

Dann und wann habe ich einen Kunden, der endlos mit mir um den Preis für einen Neuwagen feilscht. Und wenn wir uns schließlich geeinigt haben und ich die Konditionen schriftlich fixiere, bevor ich sie unserer Verkaufsleiterin vorlege, bricht bei ihm Panik aus. Und zwar nicht, weil der Deal vielleicht noch in letzter Sekunde platzen könnte, sondern weil ihm die Muffe geht, weil nun alles unter Dach und Fach ist. Er hat sein Traumauto gekauft und muss sich jetzt überlegen, wie er es finanzieren will. Und während er den Vertrag unterzeichnet und ich ihm erkläre, dass nur noch unsere Verkaufsleiterin gegenzeichnen muss, leckt er sich nervös über die Lippen, trinkt noch einen Schluck Wasser, weil sein Mund plötzlich trocken ist. Er hat sich in eine Sache hineinmanövriert, die eine Nummer zu groß für ihn ist, und weiß nicht, wie er seinen Hals aus der Schlinge ziehen soll.

Und genau so hatte Ian aus der Wäsche geguckt.

»Evan?«, sagte Susanne. »Was willst du denn von ihm?«

Soeben hatte ich das Büro von Bob's Motors betreten. Bob war mit einem Kunden auf dem Gelände unterwegs und versuchte wahrscheinlich gerade, irgendeinen Spritfresser an den Mann zu bringen. Evan hatte ich nirgendwo gesehen.

»Bloß ein paar Fragen wegen Syd«, sagte ich.

»Glaub mir«, sagte Susanne. »Ich habe ihn schon alles gefragt.«

»Dann frage ich ihn eben noch mal.«

»Du siehst ziemlich mitgenommen aus«, bemerkte sie. »Ist irgendwas passiert?«

Eigentlich hätte ich ihr von dem Einbruch erzählen müssen, aber momentan gingen mir andere Dinge im Kopf herum.

»So weit alles okay«, sagte ich. »Ist er da?«

»Er macht gerade einen Wagen lieferfertig. Drüben in der Werkstatt.«

Wortlos verließ ich das Büro und ging zur Werkstatt hinüber, die hinter dem Büro lag und nicht viel größer als eine Doppelgarage war. Bei Bob konnte man nur Autos kaufen; den Service musste man woanders erledigen lassen. Seine »Werkstatt« unterhielt er lediglich, um Neuwagen auf Hochglanz polieren oder kleinere Reparaturen vornehmen zu lassen.

Evan war gerade dabei, einen drei Jahre alten Dodge Charger auf Vordermann zu bringen. Er hörte mich nicht, da er damit beschäftigt war, den hinteren Fußraum mit einem Staubsauger zu reinigen.

»He, Evan!«, rief ich.

Als er nicht reagierte, trat ich kurzerhand auf den Aus-Knopf des Staubsaugers.

»Hä?« Er fuhr herum. Mein Anblick schien ihn nicht übermäßig zu begeistern. »Machen Sie das wieder an«, sagte er.

»Ich muss mit dir reden«, sagte ich.

»Ich habe jetzt keine Zeit«, gab er zurück. »Der Wagen muss in einer Stunde startklar sein.«

»Dann sollten wir unsere Zeit besser nicht mit langem Hin und Her verschwenden«, sagte ich.

»Was wollen Sie von mir?« Er strich sich die Haare aus der Stirn, aber sie fielen ihm sofort wieder über die Augen.

»Bei mir ist eingebrochen worden«, sagte ich.

»Üble Sache«, sagte er.

»Die haben mir die Bude komplett auseinander-

genommen«, fuhr ich fort.

Erneut strich er sich das Haar aus der Stirn. »Und?«

»Ich will, dass du mir alles erzählst, was du über Sydney weißt. Was ist mit ihr passiert?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Du fandest es doch bestimmt gut, dass sie bei euch gewohnt hat, oder?«

»Ganz nett. Wir kamen miteinander klar, aber sonst hat jeder sein eigenes Leben geführt.«

»Seid ihr auch mal zusammen weggegangen?«

»Eigentlich haben wir uns nur beim Frühstück und beim Abendessen gesehen. Und ab und zu musste ich sie morgens aus dem Bad scheuchen, weil sie immer so lange gebraucht hat.«

»Und du fandest es nicht cool? Dass Sydney bei euch eingezogen ist?«

»Ist das so was Besonderes?«, fragte er zurück.

»Hast du sie mit deinen Freunden bekannt gemacht?«

»Sie wissen doch überhaupt nichts über meine Freunde.« Er funkelte mich an. »Genauso wenig wie über mich.«

»Nimmst du Drogen, Evan? Dealt jemand von deinen Kumpels?«

»Sie haben sie doch nicht mehr alle! Kann ich mich jetzt endlich wieder um den Wagen kümmern?« »Warum hast du das Geld gestohlen?«, fragte ich.

»Was?«

»Du hast mich genau verstanden.«

»Sie können mich mal.«

»Das Geld, das aus dem Büro verschwunden ist, Susannes Uhr …«

»Die Uhr hat sie doch längst wiedergefunden.«

»Habe ich gehört. Aber du willst doch wohl nicht abstreiten, dass du das Geld aus dem Büro geklaut hast.«

»Weiß mein Vater überhaupt, dass Sie hier sind?«

»Wir können ihn gern dazuholen. Dann kann ich dich ja in

seiner Gegenwart fragen, warum du bei mir eingebrochen bist.«

»Warum sollte ich so was tun?«

»Keine Ahnung. Das würde ich gern von dir hören.«

»Wie kommen Sie auf diesen Scheiß? Das ist doch total durchgeknallt!«

»Was treibst du den ganzen Tag an deinem Computer?«

Seine Augen verengten sich zu Schlitzen. »Sie hat Ihnen den ganzen Mist erzählt, stimmt's?«

»Sie?«

»Sie ist nicht meine Mutter, verdammt noch mal! Nur weil sie die Freundin von meinem Dad ist, hat sie noch lange nicht das Recht, hinter mir herzuspionieren!«

»Soll ich dir mal was sagen, mein kleiner Freund? Du kannst froh sein, dass ich dir nicht sofort die Fresse poliert habe – als kleines Dankeschön dafür, dass du meine Exfrau neulich als blöde Kuh bezeichnet hast. Aber ich habe beschlossen, keinen Aufstand zu machen, weil es mir in allererster Linie darum geht, meine Tochter wiederzufinden. Und irgendwie werde ich das seltsame Gefühl nicht los, dass du etwas mit Syds Verschwinden zu tun hast.«

Er schüttelte den Kopf und gab ein abfälliges Lachen von sich. »Schwachsinn.«

Er schaltete den Staubsauger wieder an und wandte sich von mir ab. Ich wollte ihn gerade an der Schulter packen, als hinter mir eine Stimme ertönte: »Tim!«

Ich drehte mich um. Bob Janigan stand in der Garagentür.

Ich trat auf ihn zu. »Mit deinem Jungen stimmt irgendwas nicht«, sagte ich. Dann ging ich zu meinem Wagen.

***

Unterwegs klingelte mein Handy.

»Was ist passiert?«, fragte Susanne.

»Während ich in Seattle war, ist bei mir eingebrochen

worden. Die Täter haben keinen Stein auf dem anderen gelassen. Es ist Geld gestohlen worden, wenn auch nicht viel, und vielleicht ist noch mehr weggekommen, aber das konnte ich bei dem Chaos nicht überblicken. Und zu allem Überfluss hat die Polizei auch noch einen Beutel mit weißem Pulver gefunden – wahrscheinlich Kokain.«

»Was?«

»Ich glaube, Evan weiß mehr, als er zugibt.«

»Bob hat gesagt, dass er dich umbringt, wenn du Evan noch einmal zu nahe kommst.«

»Tut mir leid, Suze, ich habe jemand anderen in der Leitung. Bis dann.«

***

Es war Edwin Chatsworth, ein Anwalt, der mich schon mehrmals in juristischen Angelegenheiten vertreten hatte – zum Beispiel damals, als ich mit meinem Autohaus pleitegegangen war, aber auch, als mich einmal ein unzufriedener Kunde persönlich verklagen wollte, weil ich ihm seiner Meinung nach eine Schrottkiste angedreht hatte.

Ich erklärte ihm so kurz und knapp wie möglich, worum es ging.

»Ich glaube kaum, dass Sie etwas zu befürchten haben«, sagte er. »Selbst wenn es sich tatsächlich um Kokain und nicht um einen Beutel Backpulver handeln sollte.«

»Wieso?«

»Sie haben die Polizei doch selbst gerufen. Wegen des Einbruchs. Und der oder die Täter hatten auch die Gelegenheit, Drogen in Ihrem Schlafzimmer zu verstecken. Eine Anklage wegen Drogenbesitzes würde jeder Richter sofort abschmettern.«

»Sind Sie da sicher?«

»Sicher kann man sich nie sein, aber an Ihrer Stelle würde ich mir keine grauen Haare wachsen lassen. Und was diese

Polizistin angeht – mit der wechseln Sie am besten kein Wort mehr.«

»Aber sie hilft mir doch bei der Suche nach meiner Tochter.«

Chatsworth schwieg einen Moment. »Dann nehmen Sie sich einfach in Acht«, sagte er. »Sobald die Rede auf den Fund in Ihrem Haus kommt, sagen Sie nichts mehr ohne juristischen Beistand. Die können Ihnen sowieso nichts beweisen.«

»Wieso beweisen?«, sagte ich. »Sie tun ja gerade so, als hätte ich das Zeug selbst in meinem Kissen versteckt.«

»He, habe ich Sie danach gefragt?«

***

Die Reisetasche, die ich mit nach Seattle genommen hatte, befand sich wieder in meinem Kofferraum. Kip Jennings hatte mir ja bereits gesagt, dass ich die Nacht nicht in meinem Haus verbringen konnte.

Ich ging ins Einkaufszentrum und kaufte mir ein Stück Peperoni-Pizza am Stand. Dann streifte ich umher, ließ den Blick über die Menge schweifen, immer auf der Suche nach Syd.

Vergebens.

Schließlich kehrte ich zum Wagen zurück und fuhr zum Just Inn Time. Carter und Owen standen hinter der Rezeption – die beiden Männer, die auch an jenem Abend Dienst gehabt hatten, als Syd nicht nach Hause gekommen war. Ich trat an den Empfangstresen. »Ein Zimmer, bitte«, sagte ich.

SECHZEHN

Das Zimmer sah genau so aus, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Ein unpersönlicher, anonymer Raum. Eine schmucklose blaue Überdecke auf dem Doppelbett, das die Mitte des Zimmers einnahm. Lampen mit fleckig weißen Schirmen auf dem Nachttisch. Die Wände waren beige, ebenso wie das Badezimmer, die Handtücher, der Korridor und auch sonst so gut wie alles in diesem Billighotel.

Trotzdem, das Zimmer war sauber und aufgeräumt. Im Bad gab es Seife, Shampoo und einen Föhn. Im Wandschrank befand sich einer dieser Mini-Tresore mit Vier-Zahlen-Code, in dem man problemlos einen Pass, eine Videokamera und ein paar Tausend Dollar in unmarkierten Scheinen unterbringen konnte.

Neumodische Plasmabildschirm-Fernseher an der Wand gab es noch nicht. Doch obwohl der klobige Apparat auf der Kommode schon gut zwei Jahrzehnte auf dem Buckel zu haben schien, konnte man sich gegen ein paar Dollar Videofilme ansehen – darunter Titel wie »Ich bin so geil – hol ihn jetzt raus«, wenn einem der Sinn danach stand.

Ich zappte durch die Kanäle und blieb schließlich bei einer Reality-Show mit irgendeiner Familie hängen, die dumm genug war, sich vor Millionen von Zuschauern zum Affen zu machen, während ich aus meinem Fenster im ersten Stock sah. Ich weiß nicht genau, was ich erwartete. Vielleicht glaubte ich insgeheim, dass mir ein Geistesblitz verraten würde, wohin Syd verschwunden war, wenn ich nur lange genug auf das nicht weit entfernte Howard Johnson’s und den Verkehr auf der I-95 starrte.

Aber so war es natürlich nicht.

Während ich die zahllosen Fahrzeuge auf der Interstate beobachtete, musste ich unwillkürlich daran denken, dass man innerhalb weniger Stunden jeden noch so entlegenen Ort von New England erreichen konnte. Im Handumdrehen war man

in Providence oder Maine, Vermont oder New Hampshire, und in knapp drei Stunden oben in Albany. Manhattan lag gerade mal den berühmten Steinwurf entfernt, und wer sich dort versteckte, war garantiert nicht mehr so schnell zu finden.

Und all das waren Orte, an die man problemlos innerhalb eines Tages gelangen konnte. Jetzt, Wochen später, mochte Syd genauso gut am Ende der Welt sein.

Immer vorausgesetzt, dass sie noch lebte.

Ich hatte diesen Gedanken immer wieder zu verdrängen versucht. Solange es keinen endgültigen Beweis gab, dass Syd etwas zugestoßen war, redete ich mir unablässig ein, dass es ihr gut ging.

Trotzdem musste ich immer wieder an die Blutspuren in ihrem Wagen denken. Und dazu drehten sich die immer gleichen Fragen in meinem Kopf. Wie in einer Endlosschleife – ein Hintergrundgeräusch, das nicht verstummen wollte.

Wo bist du?

Geht es dir gut?

Was ist passiert?

Warum bist du verschwunden?

Was hat dir Angst gemacht?

Bist du weggelaufen, weil ich dich nach der Sonnenbrille gefragt habe?

Warum meldest du dich nicht mehr? Ich möchte doch einfach nur wissen, ob alles in Ordnung ist.

Obwohl ich um diese Zeit oft schon bettreif bin, war ich um neun immer noch kein bisschen müde.

Ich beschloss trotzdem, zu Bett zu gehen. Als ich meine Reisetasche öffnete, sah mir Milt der Elch entgegen – Syds Stofftier, das ich mit nach Seattle genommen hatte.

»Oh, Syd«, sagte ich leise, während mich meine Gefühle zu übermannen drohten. Ich nahm den Elch aus der Tasche und setzte ihn auf eins der Kissen.

Dann kramte ich mein Handy heraus und legte es auf den Nachttisch. Ich putzte mir die Zähne, zog mich aus und ging

ins Bett. Zehn Minuten lang zappte ich noch durch die Programme, dann machte ich das Licht aus.

Eine halbe Stunde lang starrte ich die Zimmerdecke an.

Durchs Fenster fiel das Licht von Autoscheinwerfern und den Neonreklamen an der Straße herein. Besser, ich zog die Vorhänge zu.

Ich stand auf, tappte über den Teppichboden zum Fenster und blickte hinaus. Auf der Straße vor dem Hotel war nicht mehr viel los; nur auf der Interstate zog ein nicht versiegender Strom von Fahrzeugen vorbei. Seltsam, wie langsam die Autos zu fahren schienen, wenn man sie von oben betrachtete.

Ich hatte gute Sicht auf die unweit entfernt gelegenen Läden, in denen ich in den vergangenen Wochen nach Syd gefragt hatte. Dunkelrot schimmerte die Neonbeleuchtung des Sexshops, der noch geöffnet hatte. Ich beobachtete die einsamen Gestalten, die verstohlen in den Laden huschten und ein paar Minuten später mit braunen Papiertüten wieder herauskamen.

Dann fiel mir ein Mann ins Auge, der um die Ecke des Gebäudes bog, in dem sich der Blumenladen befand.

Er marschierte über den Parkplatz, zielte mit den Aufschlüsseln auf einen Van, worauf die Scheinwerfer einmal kurz aufblinkten. Er öffnete die Fahrertür und stieg ein. Ich war mir nicht ganz sicher, aber offenbar war es der Toyota-Lieferwagen, der zum Blumenladen gehörte.

Ziemlich spät für eine Lieferung. Aber vielleicht durfte Ian den Wagen ja auch nach Ladenschluss benutzen. Vielleicht hatte er noch ein heißes Date.

Er setzte zurück, fuhr an den Straßenrand und wartete kurz, bevor er sich in den Verkehr einfädelte.

Im selben Moment klopfte es an der Tür. Ich schrak zusammen.

Durch das dunkle Zimmer ging ich zur Tür und warf einen Blick durch den Spion. Es war Veronica Harp, die Hotelmanagerin.

»Moment!«, rief ich. »Komme sofort!«

Ich knipste eine Nachttischlampe an, zog Hose und Hemd über und öffnete die Tür.

»Hallo«, sagte ich.

Statt ihrer Hoteluniform trug sie eine auffällig gut sitzende Jeans, Pumps und eine dunkelblaue Bluse. Schwarzes Haar, dunkle, ausdrucksstarke Augen – kein Mensch wäre auf die Idee gekommen, es mit einer Großmutter zu tun zu haben.

»Verzeihen Sie«, sagte sie, als sie meine nackten Füße und das erst halb zugeknöpfte Hemd sah. »Ich wollte Sie nicht stören.«

»Vergessen Sie's«, sagte ich. »Ich konnte sowieso nicht schlafen.«

»Ich bin gerade erst gekommen«, sagte sie. »Ich habe Nachtschicht heute. Tja, und als Carter mir erzählt hat, dass Sie sich ein Zimmer bei uns genommen haben …«

»Mir blieb leider nichts anderes übrig«, sagte ich.

»Wieso? Hat Ihnen jemand das Dach überm Kopf angezündet?«

»So könnte man's auch ausdrücken«, erwiderte ich. »Ich hoffe, dass ich morgen wieder nach Hause kann.«

Es kam mir unhöflich vor, sie vor der Tür stehen zu lassen, also bat ich sie herein. Sie schloss die Tür hinter sich; ihr Blick streifte das ungemachte Bett.

»Nun ja, es freut mich, dass Sie sich für unser Haus entschieden haben«, sagte sie. »Es gibt schönere Hotels in der Gegend.«

Ich lächelte gequält. »Ihres kannte ich einfach am besten.«

»Das stimmt wohl.« Sie lächelte zurück.

Ich trat ans Fenster, um einen kurzen Blick hinauszuwerfen. Da sich das Licht der Nachttischlampe in der Scheibe spiegelte, konnte ich kaum etwas erkennen.

»Ist da draußen irgendwas?«, fragte Veronica.

Von dem Van war nichts mehr zu sehen.

»Nein, nichts Besonderes.« Ich knöpfte mein Hemd zu.

»Wie geht’s Ihrem Enkel?«

»Oh, der Kleine ist einfach wunderbar.« Man konnte regelrecht sehen, wie ihr das Herz aufging. »Wie genau er alles um sich herum beobachtet! Ich glaube, er wird eines Tages Ingenieur oder Architekt. Sie müssten mal sehen, wie er mit seinen Klötzchen spielt.«

»Aufgeweckter Junge«, sagte ich. »Weshalb hat Carter Ihnen Bescheid gegeben? Stört es ihn, dass ich hier bin?«

Veronica lächelte. »Nein. Er hat Sie bloß wiedererkannt, das ist alles.« Sie hielt kurz inne. »Tja, ich hoffe, bei Ihnen zu Hause ist nichts allzu Schlimmes passiert.«

»Wie man’s nimmt«, sagte ich. »Bei mir ist eingebrochen worden.«

Sie schlug sich die Hand vor den Mund. »Du liebe Güte. Ist viel gestohlen worden?«

Ich schüttelte den Kopf. »Anscheinend nur ein bisschen Geld.«

»Das ist ja entsetzlich. Wie soll man sich da noch sicher fühlen?«

»Hmm«, sagte ich. »Darf ich Ihnen eine blöde Frage stellen?«

»Schießen Sie los.«

»Sie haben nicht zufällig ein Fernglas hier im Hotel?«

»Ein Fernglas? Was haben Sie vor? Wollen Sie jemandem hinterherspionieren?« »Ach was.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich wollte mir nur die Zeit vertreiben und die Trucks auf der Interstate beobachten.«

Sie zog leicht verwundert die Augenbrauen hoch, hakte aber nicht weiter nach. »Kann ich sonst etwas für Sie tun? Wir haben zwar keinen Zimmerservice, aber ich kann Ihnen gern eine Pizza bestellen, wenn Sie mögen.«

»Danke, aber ich habe keinen Hunger.«

Sie trat an mein Bett und strich mit der Hand über die Decke. »Sind Sie zufrieden mit Ihrem Zimmer?«

»Ja, alles wunderbar.«

Sie wandte sich zu mir um, stand mir nun direkt gegenüber. »Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen«, sagte sie. »Sie wirken so mutlos … so niedergedrückt.«

»Ich weiß einfach nicht, wie es weitergehen soll«, sagte ich.

»Das sieht man Ihnen an.«

Ich wollte nicht weiter über mich reden und wechselte das Thema. »Sind Sie … Ist Ihr Mann auch in der Hotelbranche?«

»Er ist vor zwei Jahren gestorben.« Sie schwieg einen Moment. »Herzinfarkt.«

»Das tut mir leid«, sagte ich. »Er muss noch relativ jung gewesen sein, oder?«

»Er war zwanzig Jahre älter als ich«, erwiderte sie. »Er fehlt mir sehr.« Sie berührte mich leicht an der Brust.

»Das verstehe ich«, sagte ich.

Sie senkte den Blick für einen Augenblick, ehe sie wieder zu mir aufsah. »Hätten Sie geglaubt, dass ich bereits einen Enkel habe?«

»Nein«, sagte ich, und ich meinte es auch so. »Nie im Leben.«

Sie trat noch etwas näher und hob das Kinn, doch ehe sie mich küssen konnte, drehte ich den Kopf leicht zur Seite und ließ ihn auf ihre Schulter sinken. Ein paar lange Sekunden hielt ich sie in den Armen, ehe ich mich sachte von ihr löste und einen Schritt zurücktrat.

»Veronica …«

»Schon okay«, sagte sie leise. »Ist doch klar, wenn Ihnen die Sache mit Ihrer Tochter im Kopf herumspukt …«

»Ich …«

»Ich weiß, wie so was ist. Ich habe so viele Schicksalsschläge erlebt, dass ich sie nicht mehr zählen kann. Aber wenn man sich immer nur seiner Trauer hingibt, kann man am Ende keine Freude mehr empfinden.«

Tatsächlich hätte ich meine Probleme nur allzu gern vergessen. Nur allzu gern hätte ich mich ihr hingegeben, ihre

Haut gefühlt, für ein paar flüchtige Momente menschliche Wärme genossen. Trotzdem hatte ich das Gefühl, dass es nicht richtig gewesen wäre.

Als ich nichts erwiderte, schien sie zu begreifen, dass zwischen uns nichts laufen würde. Sie trat an den Nachttisch und schrieb eine Nummer auf den Notizblock mit dem Logo des Hotels darauf. Dann riss sie das Blatt ab und reichte es mir.

»Wenn Sie irgendwas brauchen oder einfach nur mit jemandem reden wollen, rufen Sie mich an«, sagte sie. »Jederzeit.«

»Danke«, sagte ich.

Als sie gegangen war, lehnte ich mich einen Moment lang gegen die Tür und holte tief Luft. Dann löschte ich das Licht und begab mich erneut ans Fenster.

Je länger ich darüber nachdachte, desto überzeugter war ich davon, dass mit diesem Ian etwas nicht stimmte. Ein merkwürdiger Typ. Der Bursche war nicht ganz koscher, so viel stand fest.

Ich musste mehr über ihn herausbekommen. Am besten, indem ich den Blumenladen gegenüber im Auge behielt.

Aber Ian war erst vor einer Viertelstunde mit seinem Lieferwagen weggefahren. Möglich, dass er erst in ein paar Stunden zurückkam. Was sollte ich unternehmen? Die ganze Nacht am Fenster sitzen und in die Dunkelheit hinausstarren?

Ich griff nach der Fernbedienung und schaltete CNN an. Die Stimme des Nachrichtensprechers ertönte, aber ich hörte nicht hin.

Ich zog den einzigen Stuhl im Zimmer ans Fenster, setzte mich und nahm meine Amateur-Überwachung wieder auf. Mein Atem beschlug die Scheibe, während ich die Straße und den Blumenladen beobachtete. Nach einer Weile drehte ich den Fernseher zur Seite, weil mich der Widerschein des Bildschirms zu nerven begann.

Ich verhielt mich wie ein Vollidiot. Wollte ich allen

Ernstes die Nacht damit verbringen, aus dem Fenster zu glotzen und darauf zu warten, dass der Blumenbote von Shaw Flowers irgendwann in seine Bude zurückkehrte?

Aber ich hatte ja sonst nichts zu tun.

Milt purzelte vom Bett, als ich das eine Kissen nahm, es vors Fenster legte und den Kopf in die Arme stützte. Gar nicht so unbequem.

Und über diesem Gedanken schlief ich ein.

Schließlich wachte ich von meinem eigenen Schnarchen wieder auf. Der Fernseher lief nach wie vor. Als ich den Kopf hob, fiel das Kissen auf den Boden.

Ich war total groggy und desorientiert. Ein paar Sekunden lang fragte ich mich, wo ich überhaupt war. Langsam dämmerte es mir. Ich warf einen Blick auf den Radiowecker auf dem Nachttisch. Es war 00:04 Uhr.

Ich bin im Just Inn Time. Ich musste mir ein Hotelzimmer nehmen, weil bei mir zu Hause eingebrochen worden ist.

Dann fiel es mir wieder ein.

Ja, natürlich.

Ich hatte den Blumenladen im Auge behalten wollen.

Ich blinzelte ein paarmal und sah aus dem Fenster. Auf der Straße war kaum noch jemand unterwegs. Zwei Pick-ups standen vor dem Sexshop, der immer noch geöffnet hatte.

Im selben Augenblick fiel mir der Toyota-Van ins Auge. Ians Lieferwagen. Ich hatte keine Ahnung, wie lange er schon zurück war.

Moment …

Jemand kam um den Van herum und marschierte zur Beifahrertür. Ian, wenn mich nicht alles täuschte. Anscheinend war er gerade erst zurückgekommen.

Er öffnete die Beifahrertür, doch niemand stieg aus. Er beugte sich in den Wagen und verharrte ein paar Sekunden; irgendwie kam es mir so vor, als würde er versuchen, etwas auf seine Arme zu hieven.

Dann trat er vorsichtig zwei Schritte zurück. Über seiner

Schulter hing etwas, das im Dunkel wie ein großer, schlaffer Sack aussah.

Er trat noch einen Schritt zurück und schmiss die Tür zu. Der trübe Schein einer Straßenlaterne fiel in seine Richtung. Es herrschte gerade genug Licht, um zu erkennen, dass es sich bei dem Bündel um eine menschliche Gestalt handelte.

Eine Gestalt mit langen Haaren. Ich hätte schwören können, dass ich einen blonden Schimmer gesehen hatte.

Ein Mädchen.

Vollkommen reglos.

SIEBZEHN

Barfuß lief ich zur Tür, blieb stehen und schnappte mir meine Schuhe.

Ich riss die Tür auf, rannte zum Fahrstuhl und drückte auf den Knopf. Mein Blick fiel auf die Fahrstuhlanzeige; beide Lifts waren unten in der Lobby. Ich streifte mir meine Schuhe über die nackten Füße und band, jeweils auf einem Bein hüpfend, die Schnürsenkel zu.

Der Lift ließ weiter auf sich warten.

Im selben Augenblick ging mir auf, dass ich den Knopf – einen dieser Sensoren, die auf Berührung reagieren – nicht richtig erwischt hatte.

»Scheiße«, stieß ich hervor, lief zur Treppe am Ende des Flurs und stürmte sie hinunter, als gelte es, den Rekord in einer neuen olympischen Disziplin zu brechen. Die Tür des Notausgangs knallte mit voller Wucht gegen die Wand, als ich sie aufstieß. Während ich am Empfang vorbeirannte, rief ich Carter zu: »Rufen Sie die Polizei!«

Die automatischen Glastüren öffneten sich nicht schnell genug, und um ein Haar wäre ich ungebremst durch die Scheiben gekracht, konnte mein Tempo aber in letzter Sekunde doch noch drosseln.

Draußen fiel mir siedend heiß ein, dass ich meine Autoschlüssel vergessen hatte. Egal – es hätte mich ohnehin bloß aufgehalten, zu meinem Wagen zu laufen und den Motor zu starten.

Als ich quer über die Straße rannte, musste ich lediglich ein Taxi passieren lassen; es herrschte kaum Verkehr um diese Uhrzeit. Die kleine Ladenzeile mit dem Sexshop und dem Blumengeschäft lag noch etwa hundert Meter von mir entfernt. Das Herz schlug mir bis zum Hals; ich konnte mich nicht erinnern, wann ich zuletzt so gerannt war, und hoffte bloß, dass ich keinen Herzanfall bekommen würde.

Meine Gedanken überschlugen sich. *Es ist Syd. Er hat*

meine Tochter in seiner Gewalt. Er hält meine Tochter gefangen.

Aber warum, zum Teufel, fuhr er sie in seinem Lieferwagen durch die Gegend? Ja, möglich, dass er sie gerade aus irgendeinem Versteck hierher gebracht hatte. Schließlich konnte er sie wohl kaum in seinem Apartment hinter dem Blumenladen festhalten – das hätte die alte Mrs Shaw doch bestimmt mitbekommen, oder?

Dann hatte ich den Van erreicht.

Hinter dem Blumenladen war es dunkel. Nur über der Hintertür brannte eine trübe Funzel. Rechts davon befand sich ein Fenster, hinter dessen Vorhang ebenfalls Licht brannte.

Ich hielt mich nicht damit auf, erst anzuklopfen, sondern drückte einfach die Klinke herunter.

Abgeschlossen.

Ich warf mich mit voller Kraft gegen die Tür, aber sie gab nicht nach.

Von drinnen ertönte eine Männerstimme: »Wer ist da?«

»Aufmachen!«, brüllte ich. »Los, aufmachen!«

»Verdammt noch mal, wer ist da?«

»Mach endlich auf, du Drecksker!«

Ich trat einen Schritt zurück und trat mit voller Wucht gegen die Tür. Sie sprang aus dem Rahmen und wurde nur noch von einer Kette gehalten.

Durch den Spalt erblickte ich Ian, der in einer kleinen Küche stand. Er trug lediglich rote Boxershorts; seine Haut war fahl und von Sommersprossen übersät.

Er stieß einen lauten Schrei aus.

Die Kette riss, als ich nochmals zutrat. Ich brach durch die Tür. »Wo ist sie?«, brüllte ich.

»Raus hier!«, schrie er. »Hauen Sie bloß ab!«

Die Mini-Küche war Teil eines größeren Raums mit Sofa, Fernseher, DVD-Player und Spielkonsole. Die Bude machte nicht viel her, aber für einen jungen, allein lebenden Typ war sie erstaunlich aufgeräumt. In der Spüle befand sich kein

schmutziges Geschirr; nirgends waren leere Bierdosen oder Pizzakartons zu sehen. Auf einem Tischchen lag ein akkurater Stapel von Videogame-Magazinen.

»Wo ist sie?«, knurrte ich.

»Was?«

»Ich habe dich gefragt, wo sie ist!«, brüllte ich ihn an.

»Verschwinden Sie endlich!«, schrie er zurück. »Verdammt noch mal, machen Sie sich vom Acker!«

Am anderen Ende des Raums erblickte ich zwei Türen. Ich stieß Ian aus dem Weg und riss die eine Tür auf, sicher, dass sich dahinter ein Schlafzimmer oder ein Bad befand. Aber es war nur ein schmaler Korridor, der in den Blumenladen führte.

Als ich mich zu der anderen Tür wandte, sprang Ian mich wie ein Panther von hinten an, bekam mich am Kopf zu fassen und grub mir die Finger in die Augen.

Er war zwar ein Leichtgewicht, dafür auch um einiges wendiger als ich. Ich versuchte ihn abzuschütteln, aber er hing an mir wie eine Klette – weshalb ich zwei Schritte rückwärts machte und ihn kurzerhand gegen die nächste Wand rammte. Er ließ mich los und ging zu Boden, kam aber sofort wieder hoch. Doch diesmal war ich vorbereitet. Ich ballte die Faust und traf ihn unterhalb seines rechten Auges. Was ihm erst mal den Wind aus den Segeln nahm, so dass ich die andere Tür öffnen konnte.

Dahinter lag das Schlafzimmer.

Es war nicht viel größer als ein begehbarer Schrank. An der einen Wand befand sich eine schmale Kommode; eine offene Tür gab den Blick auf das kleine Bad mit Waschbecken und Toilette frei.

Der Raum bot gerade genug Platz für das Bett.

Unter der Decke lag jemand – den Formen nach zu urteilen definitiv eine junge Frau. Sie bewegte sich nicht. Wahrscheinlich Drogen, dachte ich.

Oder etwas Schlimmeres.

Nur ein paar Strähnen blonden Haars lugten unter der Decke hervor. Und trotz des Lärms war das Mädchen nicht aufgewacht.

Lieber Gott im Himmel …

»Syd«, sagte ich. »Syd?«

Ich hockte mich auf die Bettkante und wollte gerade die Decke von ihrem Körper streifen, als Ian durch die Tür taumelte – und jäh in der Bewegung erstarrte, als er die unbändige Wut in meinen Augen sah.

»Einen Schritt weiter, und ich bringe dich um!« Ich brachte kaum ein Wort hervor, so rau war meine Kehle. Schweiß lief mir von der Stirn; das Hemd klebte buchstäblich an meinem Körper.

Ich zog die Decke zu den Schultern des Mädchens herunter. Etwas stimmte hier nicht. Ganz und gar nicht. Ihr Teint wirkte wie Gummi, und ein eigenartiger Glanz lag auf ihren Zügen.

»Was ist denn das?«

Das Mädchen war nicht Syd.

Es war nicht mal ein Mädchen.

Es war eine Puppe.

ACHTZEHN

Ich wandte mich zu Ian, der im Türrahmen stand und mich anstarrte. Sein Gesicht war rot angelaufen – und zwar offenbar nicht nur wegen des kleinen Gerangels zwischen uns.

»War's das?«, sagte er leise. Auf seiner Wange begann sich bereits ein Bluterguss zu bilden. »Hauen Sie endlich ab.«

»Ich dachte … Ich dachte, das wäre meine Tochter.«

Ian sah mich nur schweigend an.

»Es tut mir leid«, sagte ich. »Als ich dich draußen gesehen habe …«

»Sie haben mir hinterherspioniert?«

»Ich habe gesehen, wie du etwas hier reingeschleppt hast.«

Ich hob den Arm der Puppe an. Kein Wunder, dass Ian sie so leicht hatte transportieren können. Wahrscheinlich wog sie gerade mal zehn bis zwanzig Pfund. Der Arm fühlte sich an, als sei er mit Daunenfedern gefüllt.

Ich erhob mich und drängte mich an Ian vorbei ins Wohnzimmer.

»Hast du die Puppe nebenan gekauft?«, fragte ich.

Ian nickte. Mit hängenden Schultern stand er da; er sah erbärmlich aus, nackt bis auf seine Boxershorts, und hätte mir beinahe leidgetan. »Bitte sagen Sie meiner Tante nichts«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Sowieso nicht.« In diesem Moment fiel mir ein, was ich Carter zugerufen hatte, als ich durch die Lobby des Just Inn Time gerannt war. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis die Polizei eintraf.

»Bewahrst du sie hier auf?«, fragte ich Ian.

Er senkte den Kopf. »Nein. Meine Tante kommt hier dauernd rein, um aufzuräumen oder mir was zu essen zu machen. Normalerweise verstecke ich sie in einem Schuppen drüben in Bridgeport – na ja, und manchmal bringe ich sie nachts eben hierher und fahre sie dann im Morgengrauen zurück, bevor meine Tante zur Arbeit kommt. Ab und zu

fahre ich auch mit ihr zum Hafen runter, höre ein bisschen Musik und sehe mir mit ihr die Schiffe an.«

Ich fuhr mir mit der Hand durch die Haare. Jetzt begriff ich, warum Ian sich bei unseren vorherigen Begegnungen so merkwürdig verhalten hatte. Der Typ war ein echt schräger Vogel.

»Hör zu, Junge«, sagte ich. »Ich habe die Cops gerufen. Die kreuzen hier garantiert gleich auf.«

»O Scheiße!« Er sah mich entsetzt an. »Bloß das nicht!«

In gewisser Weise sprach er mir damit aus der Seele. Fest stand, dass Ian mich wegen Hausfriedensbruch und Körperverletzung drankriegen konnte, auch wenn ihm das in seiner Verwirrung nicht klar zu sein schien.

»Verdammter Mist«, sagte er. »Noch nicht mal wegen … äh, ihr.«

»Warum?«

»Ich habe hier auch noch Dope rumliegen.«

»Ich werde jetzt gehen und draußen auf die Cops warten«, sagte ich. »Wenn ich sie sehe, erzähle ich ihnen, ich hätte eine Anhalterin an der Straße versehentlich für meine Tochter gehalten.«

»Danke«, murmelte Ian.

Ich erwartete, dass jede Sekunde Einsatzwagen mit Blaulicht auftauchen würden, doch weit und breit war nichts zu sehen. Als ich zum Just Inn Time zurücklief, erspähte ich einen einzelnen Streifenwagen, der in normalem Tempo in Richtung des Howard Johnson's fuhr.

Carter kam hinter dem Empfang hervor, als ich das Hotel betrat. »Was ist passiert, Mr Blake?«

»Haben Sie die Polizei gerufen?«

»Noch nicht«, sagte er. »Ich wusste doch gar nicht, was los ist. Was hätte ich den Cops denn sagen sollen?«

Unter anderen Umständen wäre ich stinksauer auf ihn gewesen, doch so konnte ich heilfroh sein, dass Carter nicht zum Telefon gegriffen hatte.

»Hat sich erledigt«, sagte ich und ging zurück in mein Zimmer.

***

Als ich am nächsten Morgen in die Lobby kam, war von Carter oder Veronica nirgendwo etwas zu sehen, doch als ich mir im Frühstücksbereich einen Blaubeer-Muffin holte, fiel mir Cantana ins Auge – die junge Asiatin, die ich hier schon einmal gesehen hatte.

Sie trat auf mich zu und reichte mir einen Kaffeebecher.

»Sieht man gleich, dass ich was zum wach werden brauche, oder?«, sagte ich freundlich, aber statt mein Lächeln zu erwidern, nickte sie höflich, senkte den Blick und verschwand in der angrenzenden Küche.

Ich warf die Reisetasche auf den Rücksitz meines CR-V und stellte den Kaffeebecher in den Getränkehalter. Krümel rieselten in meinen Schoß, als ich einen Bissen von dem Muffin nahm. Ich ließ den Kopf gegen die Nackenstütze sinken und gab einen tiefen Seufzer von mir. Ich hatte kaum geschlafen, und mein Überfall auf Ians Apartment war mir ziemlich peinlich. Ich hatte mich wie ein Vollidiot aufgeführt – ganz abgesehen davon, dass mich die Aktion Syd keinen Schritt näher gebracht hatte.

Ich startete den Motor und machte Syds iPod an. Erst kam ein alter Song von den Spice Girls – seit ihrer Wiedervereinigung vor ein paar Jahren war Syd Feuer und Flamme für sie dann ein Stück vom White Album der Beatles, »Why Don’t We Do It In The Road«. Prima Sache, wenn die eigene Tochter auf Songs steht, die davon handeln, wie es irgendwelche Leute auf der Straße treiben.

Als ich kurz vor acht zu Hause vorfuhr, hatte ich noch keinen Schluck Kaffee getrunken, dafür aber mein Hemd und meine Hose mit Muffinresten vollgekrümelt.

In meiner Einfahrt parkte ein Streifenwagen, und am

Straßenrand stand das Auto von Kip Jennings. Niemand saß hinterm Steuer, doch dann registrierte ich eine Bewegung auf dem Beifahrersitz.

Als ich, meinen Kaffeebecher in der Hand, an den Wagen trat, sah ich, dass ein Mädchen von etwa zwölf oder dreizehn auf dem Beifahrersitz saß. Zu ihren Füßen lag ein Rucksack. Als sie mich bemerkte, ließ sie das Schulbuch sinken und sah durch das offene Fahrerfenster zu mir hinaus.

»Hi«, sagte ich. »Du bist bestimmt Cassie.«

Sie antwortete nicht.

»Na, lernst du noch was auf den letzten Drücker vor der Schule?«, fragte ich.

»Meine Mutter ist Polizistin«, gab sie zurück. »Sie ist gleich wieder da.«

»Okay, schon verstanden«, sagte ich. Als ich zum Haus gehen wollte, kam Kip Jennings gerade die Einfahrt herunter.

»Guten Morgen«, sagte ich. »Sie haben Ihre Tochter ja gut trainiert.«

»Inwiefern?«

»Von Fremden lässt sie sich jedenfalls nicht anquatschen«, sagte ich. »Ich wollte mich vorstellen, aber sie hat mich eiskalt abblitzen lassen.«

»Sie muss zur Schule. Ich habe hier nur kurz gehalten, um nach dem Rechten zu sehen. Nun ja, wir sind so weit fertig. Das Haus gehört wieder Ihnen.«

»Danke. Das ist doch schon mal was.« »Nur zu Ihrer Warnung«, sagte sie. »Da drin herrscht immer noch ein völliges Chaos.«

»Dachte ich mir schon.«

»Am besten, Sie beauftragen eine Reinigungsfirma. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen ein paar Adressen geben.«

»Kein Problem«, sagte ich. »Ich kümmere mich selbst darum.«

»Und wegen des Kokains wird man Sie auch nicht belangen«, sagte sie.

»Gute Nachrichten«, sagte ich.

»Übrigens war es tatsächlich Kokain«, sagte sie. »Aber mit so viel Milchpulver versetzt, dass es ohnehin keinen großen Marktwert hat.«

»Meins war's ja nicht.«

Sie musterte mich nachdenklich. »Auch egal. Der Staatsanwalt wäre sowieso nicht mit einer Anklage durchgekommen.«

»Darum geht es nicht«, sagte ich. »Glauben Sie etwa, ich würde mit Drogen dealen?«

»Nein. Eher nicht.«

Aber offensichtlich schien sie es auch nicht ganz ausschließen zu wollen.

»Für mich sieht es jedenfalls so aus, als hätte Ihnen jemand das Zeug unterschieben wollen.«

Aus ihrem Wagen ertönte eine helle Mädchenstimme: »Mom! Ich komme zu spät!«

»Warum sollte das jemand tun?«, fragte ich.

»Was für ein Zufall«, gab sie zurück. »Genau das wollte ich Sie gerade fragen.«

»Mom!«

Detective Jennings seufzte. »Genau wie ihr Vater.«

»Ist er auch Polizist?«, fragte ich.

Ein Schatten verdüsterte ihre Miene, auch wenn sie sich alle Mühe gab, sich nichts anmerken zu lassen. »Ingenieur«, erwiderte sie. »Im Moment arbeitet er irgendwo oben in Alaska, und wenn wir Glück haben, belästigt er uns nicht wieder.«

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte, also schwieg ich.

»Ich bin seit jetzt drei Jahren geschieden«, fuhr sie fort. »Und Cassie und ich kommen bestens ohne ihn klar.«

»Tough, Ihre Kleine«, sagte ich. »Das merkt man sofort.«

»Mr Blake«, sagte sie. »Sie sollten sich dringend Gedanken darüber machen, wer ein Interesse daran haben

könnte, Sie aus der Stadt zu lotsen, damit er Ihnen einen Haufen Kokain unterschieben kann.«

Ich ließ den Blick ziellos über die Straße schweifen.

»Außerdem kommen Sie nicht daran vorbei, sich die Frage zu stellen, die ich Ihnen bereits beim letzten Mal gestellt habe. Wie gut kannten Sie Ihre Tochter, Mr Blake?«

»Die Blutspuren an Syds Wagen«, sagte ich. »Haben Sie schon etwas herausgefunden?«

»Sobald ich etwas erfahre, gebe ich Ihnen Bescheid«, sagte sie. Und damit ging sie zu ihrem Wagen, um ihre Tochter zur Schule zu fahren.

***

Ich beschloss, ein Zimmer nach dem anderen aufzuräumen.

Erst einmal aber ging ich nach oben in mein Büro, um zu checken, ob jemand angerufen oder mir eine E-Mail geschickt hatte. Nichts. Das war unsere moderne Hightech-Welt, dachte ich: Es gab zahllose neue Möglichkeiten der Kommunikation, und trotzdem ließ niemand von sich hören.

Anschließend begab ich mich in die Küche. Ja, am besten fing ich hier an. Unter der Spüle fand ich ein paar Mülltüten und begann, die Lebensmittel wegzuwerfen, die aus dem Kühlschrank und dem Gefrierfach genommen und achtlos auf den Boden geschleudert worden waren.

Ich war bereits eine gute Stunde zugange, als plötzlich eine Stimme über das Dröhnen des Staubsaugers an meine Ohren drang.

»Hallo?«

Die Haustür stand offen. Im Türrahmen erblickte ich einen spindeldürren Mann in einem Anzug, der ihm mindestens zwei Nummern zu groß war. Dazu trug er eine abgetragene Krawatte, und seine Haare sahen aus, als habe er vergessen, sich nach dem Aufstehen zu kämmen. Er stand leicht vornübergebeugt da, was den Eindruck entstehen ließ, als wollte er

sich in seinem eigenen Körper verkriechen. Er war die Art Typ, der in der Schule stets mit der Nase im Dreck gelandet war, wenn die anderen ihm ein Bein gestellt hatten.

»Ich habe geläutet, aber Sie haben mich nicht gehört«, sagte er.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte ich.

»Sind Sie Tim Blake?«

»Ja.«

»Arnold Chilton«, stellte er sich vor. »Soweit ich weiß, hat Bob Janigan bereits mit Ihnen über mich gesprochen.«

Hmm?

Im selben Augenblick dämmerte es mir. Der Sicherheitsexperte, den Bob vor einiger Zeit erwähnt hatte. Der Profi, der möglicherweise mehr über Syds Verbleib herausbekommen konnte. Obwohl es mich wunderte, dass Bob den Mann tatsächlich eingeschaltet hatte – so sauer, wie er momentan auf mich war.

»Bob hat mir schon vor ein paar Tagen Bescheid gegeben«, sagte Chilton. »Aber ich konnte nicht gleich vorbeisehen, weil ich meiner Mutter beim Umzug ins Altersheim helfen musste.«

»Oh«, sagte ich und schüttelte ihm die Hand.

Arnold Chilton pfiff durch die Zähne, als sein Blick durch die offene Wohnzimmertür fiel; ich war noch nicht dazu gekommen, dort wieder einigermaßen Ordnung zu schaffen.

»Kleine Party gehabt?«, fragte er.

»Von wegen«, sagte ich. »Hier ist eingebrochen worden. Die Typen haben das Haus komplett auf den Kopf gestellt.«

»Wow«, sagte er. »Hätten Sie Zeit für ein paar Fragen?«

»Lassen Sie uns rausgehen«, schlug ich vor. »Hier drinnen gibt’s momentan nicht mal einen Sitzplatz.«

»Okay«, sagte Chilton und folgte mir nach draußen.

»Gut, dass Bob Sie trotz allem engagiert hat«, sagte ich. »Wir hatten uns nämlich zuletzt ziemlich in der Wolle.«

»Ja, er hat so was erwähnt.«

»Sieht ihm ähnlich«, sagte ich. »Nun ja, ich halte es für gar keine so schlechte Idee, einen privaten Ermittler hinzuzuziehen. Die Polizei stochert im Dunkeln, und ich selbst habe auch nichts herausbekommen. Haben Sie schon mit Detective Jennings gesprochen?«

»Wem?«

»Kip Jennings«, sagte ich. »Die Polizistin, die mit den Ermittlungen befasst ist.«

Er zog die Stirn in Falten, schien angestrengt zu überlegen. »Ja, ich glaube, Bobs Frau hat sie erwähnt.«

»Susanne ist nicht seine Frau«, gab ich zurück. »Sie sind nicht verheiratet – noch nicht jedenfalls.«

»Ah, ja.«

»Sind Sie mit Bob befreundet?«, fragte ich.

»Nicht direkt«, sagte er. »Aber ich habe schon öfters für ihn gearbeitet.«

Unwillkürlich fragte ich mich, weshalb der Freund meiner Exfrau die Dienste eines Privatermittlers in Anspruch genommen hatte. Außerdem fragte ich mich, ob Arnold Chilton tatsächlich der richtige Mann war – einen besonders vertrauenerweckenden Eindruck machte er jedenfalls nicht, wie ich fand.

»Tja, fangen wir einfach mal an«, sagte er. »Was ist an dem Tag passiert, als Ihre Tochter verschwunden ist?«

Und so erzählte ich zum tausendsten Mal, was vorgefallen war, während Chilton sich Notizen in einem abgegriffenen Notizbuch machte.

»Sie hatte doch bestimmt Freunde«, sagte er. »Ich brauchte ein paar Namen.«

»Patty Swain«, sagte ich. »Ihre engste Freundin. Und mit Jeff Bluestein könnten Sie auch mal sprechen. Syd ist ein paarmal mit ihm ausgegangen. Außerdem hat er mir bei der Website geholfen.«

»Könnten Sie den Namen buchstabieren?«

Ich begann, den Namen »Bluestein« zu buchstabieren, aber

er hielt die rechte Hand hoch. »Den Vornamen«, sagte er.

Ich runzelte die Stirn. »J, e, f, f«, sagte ich.

»Okay«, sagte er. »Manchmal schreibt man den Namen ja auch mit G.«

»Stimmt«, sagte ich.

»Aber nicht G, e, f, f, sondern G, e, o, f, f.«

»Ja.« Musste ich ihm jetzt auch noch erklären, dass man Syd mit y und nicht mit i schrieb?

»Nun ja«, sagte er. »Ist irgendetwas Besonderes vorgefallen, ehe Syd ausgerissen ist?«

»Nein«, sagte ich, während ich inbrünstig hoffte, dass Syd tatsächlich »ausgerissen« und nicht entführt worden war. »Wir hatten beim Frühstück eine kleine Auseinandersetzung, aber das war auch schon alles. Wegen der Sonnenbrille, die sie sich gekauft hatte.«

»Und worum ging es dabei?«

Mir stand ganz und gar nicht der Sinn danach, auch noch diese Bagatelle mit ihm zu erörtern. Alles in mir sträubte sich gegen die Vorstellung, dass unser kleiner Streit zu Syds Verschwinden geführt hatte, und davon abgesehen ging die Sache Chilton nichts an. »Vergessen Sie's«, sagte ich. »Das war eine Lappalie, sonst nichts.«

»Was ist mit Drogen? Hat Ihre Tochter vielleicht gedealt oder so?« Sofort kam mir das Kokain in den Sinn, das in meinem Schlafzimmer gefunden worden war, aber ich schwieg. »Wär's möglich, dass sie heimlich auf den Strich gegangen ist?«, hakte er nach.

Am liebsten hätte ich ihm auf der Stelle die Nase gebrochen. Ich spürte, wie ich unwillkürlich die Fäuste ballte. »Hören Sie, Mr Chilton …«

»Sagen Sie einfach Arnie«, fiel er mir ins Wort.

»Hören Sie, Arnie«, sagte ich. »Meine Tochter hat weder mit Drogen gedealt noch für irgendwen die Beine breit gemacht, verstanden?«

Immerhin schien Chilton über so viel detektivisches Ge-

spür zu verfügen, dass er den warnenden Unterton in meiner Stimme bemerkte. »Okay, okay«, wiegelte er ab. »Tja, wie steht's denn mit Ihnen?«

»Was meinen Sie?«

»Wo waren Sie, als Ihre Tochter verschwunden ist?«

»Darf ich Ihnen mal eine Frage stellen, Arnie?«, entgegnete ich. »Was waren das für Aufträge, die Sie für Bob erledigt haben? Ich weiß, Ihr Job beruht natürlich auf äußerster Diskretion, aber …«

»Nein, kein Problem«, sagte Chilton. »Hmm, hauptsächlich waren es Observierungen.«

»Aha«, sagte ich. »Und was haben Sie observiert, wenn ich fragen darf?«

»Na ja, Autos eben«, gab er zurück.

»Moment mal. Sie haben als Wachmann für ihn gearbeitet?«

Arnie Chilton nickte. »Die Nachtschichten sind echt hart. Wenn man regelrecht darauf wartet, dass jemand den Zaun knackt, nur damit man nicht einschläft, verstehen Sie?« »Allerdings«, sagte ich. »Haben Sie was dagegen, zu warten? Ich würde nur gern kurz telefonieren, wenn's Ihnen nichts ausmacht.«

»Überhaupt nicht«, sagte Chilton. »Ich checke so lange noch mal meine Notizen.«

Ich ging in die Küche und drückte die Kurzwahltaste, unter der die Nummer von Susanne und Bob gespeichert war.

Offenbar hatte Susanne aufs Display gesehen, ehe sie dranging. »Gibt's was Neues?«, platzte sie heraus.

»Nein«, sagte ich. »Ist Bob da?«

»Ja.«

»Gib ihn mir mal.«

»Ich glaube nicht, dass er mit dir sprechen will. Er ist immer noch stocksauer auf dich.«

»Weißt du, wer hier ist?«, fragte ich. »Dieser Superdetektiv, von dem Bob geredet hat. Ein gewisser Chilton.«

»Ja, klar. Bob wollte, dass ich mich schone, und hat Arnie gebeten, nach Syd Ausschau zu halten.«

»Und ich möchte mit Bob über ihn sprechen.«

»Einen Moment.«

Kurz darauf hatte ich Bob an der Strippe. »Was willst du, Tim?«, sagte er. Seine Verachtung troff geradezu aus dem Hörer.

»Wieso schickst du mir einen Parkplatzwächter, verdammt noch mal?«

»Was?«

»Dieser Chilton. Du reißt das Maul auf, du hättest einen Sicherheitsexperten an der Hand, und dann taucht hier ein beschissener *Nachtwächter* auf!«

»Weißt du, was dein Problem ist, Tim? Du bist ein echter Miesmacher.«

»Dieser Typ ist kein Profi, das sieht doch ein Blinder. Wieso schickst du mir diesen Amateur?«

»Hör zu.« Bob senkte die Stimme, damit Susanne nichts mitbekam. »Er hat neulich einen Toyota bei mir gekauft, kam aber mit den Raten in Verzug … na ja, und da habe ich mir gedacht, er könnte die Kiste auf die Art abbezahlen.«

»Der würde nicht mal seinen Arsch finden, wenn du ihm vorher sagst, dass er in seiner eigenen Hose steckt!«

»Ich versuche dir zu helfen, und von dir kommt nichts als Undank«, zischte er. »Vielleicht ist das ja der Grund, warum du so ein Loser bist.«

Ich legte auf.

Arnie Chilton wartete in der Einfahrt, sein Notizbuch in der Hand.

»Ach ja«, sagte er. »Mir sind noch ein paar Fragen eingefallen.«

»Hervorragend«, sagte ich. »Aber leider ist was dazwischengekommen.«

»Was denn?«

»Bob braucht Ihre Hilfe. Sie sollen ihm ein halbes Dutzend

Donuts und Kaffee in die Firma bringen.«

»Oh. Okay.« Er schien zu überlegen. »Hat er gesagt, was für Donuts ich kaufen soll?«

Ich schüttelte den Kopf. »Er meinte, die Auswahl würde er Ihnen überlassen.«

Chilton lächelte; offenbar fühlte er sich geschmeichelt, dass ihm so viel Verantwortung übertragen worden war. »Ich kann dann ja später noch mal vorbeisehen.«

»Sehr gern«, sagte ich.

Arnie Chilton marschierte zu seinem Corolla und stieg ein. Es brauchte mehrere Versuche, bis der Motor endlich ansprang.

Als ich zum Haus zurückging, fiel mir etwas Glänzendes in dem Blumenbeet neben dem Aufgang zur Haustür ins Auge.

Ich kniete mich hin und griff danach. Es war ein schwarzes Handy. Ich klappte es auf und pustete den Dreck von der Tastatur. Wer hatte hier sein Handy verloren? Es konnte allen möglichen Leuten aus der Tasche gerutscht sein, vielleicht sogar einem der Cops, die in meinem Haus gewesen waren. Ich beschloss, mich später darum zu kümmern, und steckte es ein.

»Darf ich das mal sehen?«, sagte eine Stimme hinter mir.

Es war Kip Jennings.

NEUNZEHN

Ich fuhr herum. »Was?«, platzte ich heraus. Ich hatte nicht bemerkt, wie sie die Einfahrt hinaufgekommen war.

»Was haben Sie da gerade eingesteckt?«

Ich zog das Handy aus der Tasche. »Ich hab's gerade erst aufgehoben. Es lag in dem Beet da.«

»Ist das Ihr Mobiltelefon?«

»Nein.«

»Geben Sie mal her.« Sie nahm das Handy in Augenschein. »Das kann noch nicht lange dort gelegen haben.« Sie drückte auf den Anschaltknopf. Nach ein paar Sekunden ertönte ein kleiner Jingle. Offenbar war das Handy noch voll funktionstüchtig.

»Vielleicht gehört es einem Ihrer Männer«, sagte ich.

Sie ging das Menü durch. »Lassen Sie uns mal sehen, welche Nummer das Handy hat … aha, da haben wir sie ja schon.« Sie las eine Nummer mit einer Vorwahl vor, die mir bis vor kurzem noch völlig unbekannt gewesen war.

»Kennen Sie die Nummer?«, fragte sie.

»Ich glaube, ja«, sagte ich, während es mir eiskalt den Rücken herunterlief.

»Moment mal … hier, eine ganze Reihe von Anrufen in Abwesenheit. Immer dieselbe Nummer.« Sie hielt mir das Display hin. »Sagt Ihnen die Nummer etwas?«

»Und ob«, gab ich zurück. »Das ist meine Handynummer.«

Kip Jennings betrachtete das Handy, als hielte sie ein seltenes Artefakt in der Hand. »Das ist also das Handy von der Frau, die Ihnen weisgemacht hat, Ihre Tochter würde sich in Seattle aufhalten. Wie hieß sie noch gleich?«

»Yolanda Mills«, sagte ich. »Ja, das ist die Nummer, unter der ich mit ihr telefoniert habe.«

»Tja«, sagte Kip Jennings. »Interessante Entwicklungen, was?«

Ich überlegte. »Also handelt es sich tatsächlich um

jemanden aus Seattle, der mich hier weggelockt hat und anschließend bei mir eingebrochen ist, oder?«

»Soweit ich weiß, lassen sich Handys mit jeder beliebigen Vorwahl programmieren«, sagte Kip Jennings. »Ich werde mich noch mal genauer erkundigen.«

»Aber an einer Sache besteht ja wohl kein Zweifel mehr«, sagte ich. »Die Frau, die mich nach Seattle gelockt hat, stand ganz offensichtlich mit den Personen in Verbindung, die bei mir eingebrochen sind.«

Detective Jennings war damit beschäftigt, weitere Daten zu checken. »So wie es aussieht, wurde dieses Handy ausschließlich für Gespräche mit Ihnen benutzt«, sagte sie und steckte das Gerät in ihre Handtasche. »Sie haben sicher nichts dagegen, wenn ich es mitnehme.«

»Warum sollte ich?«

»Hätten Sie mich über diesen Fund informiert, wenn ich nicht zufällig vorbeigekommen wäre?«

»Was wollen Sie mir denn nun schon wieder unterstellen? Ich hatte das Handy doch eben erst gefunden.«

Sie nickte nachdenklich. Ich hatte kein gutes Gefühl dabei.

»Kennen Sie jemanden namens Ian Shaw?«, fragte sie unvermittelt.

Ich schluckte. »Ich glaube, ja.«

»Aber sicher sind Sie sich nicht?«

»Doch«, gab ich zu. »Er arbeitet in einem Blumenladen in der Nähe des Just Inn Time. Der Laden gehört seiner Tante.« »Wo Sie sie gerade erwähnen.« Sie sog die Wangen zwischen die Zähne. »Seine Tante hat heute Morgen bei uns angerufen. Ian hat gestern Nacht eins auf die Nase bekommen – und offenbar nicht zu knapp.«

Ich schwieg.

»Anscheinend wollte Ian lieber nicht darüber reden, aber seine Tante hat Druck gemacht, also hat er schließlich Ihren Namen ausgespuckt. Nun ja, der alten Dame hat es jedenfalls überhaupt nicht gefallen, wie Sie ihren Neffen zugerichtet

haben.«

»Das war ein Missverständnis«, sagte ich.

Ein humorloses Grinsen erschien auf ihren Zügen. »Exakt Ians Worte. Er will zwar keine Anzeige erstatten, aber seine Tante hat darauf bestanden, dass ich mal ein ernstes Wörtchen mit Ihnen rede. Schönen Gruß von ihr – Sie sollen sich bloß nie wieder in der Nähe ihres Ladens blicken lassen.«

»Kein Problem.«

»Worum ging's denn bei diesem Missverständnis?«

»Wenn Ian keine Anzeige erstattet, spielt das wohl keine große Rolle«, gab ich zurück.

Im Haus klingelte das Telefon. »Entschuldigen Sie mich«, sagte ich und lief in die Küche. »Ja?«

Es war Susanne. »Jetzt hast du Bob erst richtig sauer gemacht.«

»Warum?«

»Arnie Chilton ist hier gerade mit Kaffee und Donuts aufgekreuzt.«

»Dann ist er ja tatsächlich zu etwas zu gebrauchen«, sagte ich.

»Tim«, sagte sie.

»Der Typ ist eine Pfeife, Suze«, sagte ich. »Schau ihn dir an, dann weißt du, dass Bob einen Scheißdreck auf Syd gibt!«

»Das stimmt nicht, Tim. Bob hat das Ganze einfach nicht richtig durchdacht.« »Wenn Bob auch nur einen Pfifferling auf Syd geben würde, hätte er sich längst seinen verdammten Sohn vorgeknöpft. Du weißt genau, dass mit Evan irgendwas nicht stimmt.«

»Hör endlich auf«, sagte Susanne. »Du machst alles nur noch komplizierter.«

»Lass uns später weiterreden«, sagte ich, als Kip Jennings im Türrahmen auftauchte. Ich legte auf und nahm die Polizistin ins Auge. »Haben Sie mal mit Evan Janigan über Syd gesprochen?«

»Hab ich.«

»Und?«

»Der Junge braucht dringend einen Tritt in den Hintern, aber davon abgesehen …«

»Er ist ein Dieb«, platzte ich heraus. »Er hat Susanne Geld gestohlen.«

»Dann steht es ihr ja frei, die Polizei zu informieren«, sagte Kip Jennings. »Andere Leute machen das schließlich auch.«

***

Ich räumte gerade den Küchenschrank neu ein, als ich Stimmen im Flur hörte.

»Heilige Scheiße, was ist denn hier los?«

Es war Patty Swain.

»Bin in der Küche«, rief ich.

»Sieht aus, als hätte hier ’ne Bombe eingeschlagen«, sagte eine zweite Stimme. Als ich mich umwandte, standen Patty und Jeff Bluestein im Türrahmen.

»Hallo, Mr Blake«, sagte er und deutete auf das Chaos hinter sich. »Was ist passiert?«

»Kleiner Einbruch, während ich in Seattle war«, erklärte ich, während Patty sich mit großen Augen umsah.

»Wie?«, fragte Patty. »Sie waren in Seattle?«

»Ja. Wegen Sydney.« Ich erklärte kurz, was passiert war.

»Du lieber Himmel«, sagte Patty. »Und oben sieht es genauso aus?« Ehe ich etwas sagen konnte, flitzte sie auch schon die Treppe hinauf.

Ich sah Jeff an. »Na, Jeff, alles klar?«

Jeff Bluestein war genauso alt wie Syd. Er war etwa 1,80 Meter groß, aber stämmiger als ich, hatte dunkle Locken und dicke schwarze Augenbrauen. Er wirkte stets ein wenig schwerfällig, als würde er einen unsichtbaren Zwilling hinter sich herschleifen. Ich mochte ihn, doch Syd fand, dass er ein Schlaffi war. Obwohl sie letzten Sommer ein Vierteljahr miteinander gegangen waren – oder wie auch immer man das

heute nannte –, war es offenbar nichts Ernstes gewesen. Am Ende hatte Syd Schluss gemacht, aber die beiden waren Freunde geblieben. Jeff und Patty kannten sich wiederum über Syd und waren ebenfalls befreundet, aber rein platonisch.

Als Jeff erfahren hatte, dass Syd spurlos verschwunden war, hatte er mir vorgeschlagen, eine Website ins Leben zu rufen. Mit solchen Dingen kannte er sich bestens aus. Was mich schwer beeindruckte, auch wenn er damit in seiner Altersgruppe sicher keine Ausnahmeerscheinung war; jedenfalls hatte ich ihn gebeten, sich sofort an die Arbeit zu machen. Eine Bezahlung hatte er stets abgelehnt, mit den Worten, es sei ihm Belohnung genug, wenn wir Syd wiederfinden würden.

»Alles im grünen Bereich«, sagte Jeff. Er klang müde, aber er war grundsätzlich kein munterer Typ – er tappte eher wie ein Bär durchs Leben, der gerade aus dem Winterschlaf erwacht war.

»Ich wollte dich sowieso anrufen«, sagte ich. »Alles soweit okay mit der Website?«

»Alles funktioniert optimal«, antwortete er. »Ich habe vorhin erst alles gecheckt.«

»Danke«, sagte ich. »Magst du was trinken?«

»Was haben Sie denn da?« Er öffnete den Kühlschrank und nahm eine Dose Cola heraus. »Das bringt's jetzt«, sagte er. »Ich habe nicht so gut geschlafen.«

»Was war los?«, fragte ich.

»Ach, ich mach mir bloß Sorgen wegen Syd. Ich habe gedacht, sie würde sich irgendwann schon wieder melden.«

»Ja«, sagte ich.

»Verfielst und zugenäht!«, erklang Pattys Stimme von oben.

»Manchmal nervt Patty echt ganz schön ab«, sagte Jeff leise mit einem Blick gen Zimmerdecke. Er verstand sich gut mit Patty, doch ihre verbalen Ausfälle machten ihn immer wieder verlegen. Ich hatte Jeff noch nie fluchen hören. Selbst

ein harmloses »Verdammt« war in meiner Gegenwart noch nie über seine Lippen gedrungen.

»Sie ist schon eine Nummer für sich«, sagte ich.

Gedankenverloren ließ Jeff den Blick durch die Küche schweifen.

»Wieso mochte Syd mich nicht?« Die Tatsache, dass er in der Vergangenheitsform sprach, brachte mich einen Moment lang aus dem Konzept, ehe mir aufging, dass er auf den letzten Sommer anspielte, als sie ihm den Laufpass gegeben hatte. »Was meinen Sie?«

»Das stimmt doch nicht«, sagte ich. »Syd mag dich, das weißt du genau.«

»Aber warum hat sie dann mit mir Schluss gemacht? Sie hat Ihnen doch bestimmt irgendwas erzählt.«

Ich lächelte gezwungen. »Es gibt eine Menge Dinge, von denen mir Syd nichts erzählt hat. Über eure Beziehung hat Sie mir gegenüber jedenfalls kein Wort verloren.«

Jeff zuckte mit den Schultern. »Na ja, sie sieht mich eher als Kumpel. So wie Patty auch. Aber irgendwie nervt's nach 'ner Weile, wenn man für alle Mädchen immer bloß der gute Kumpel ist.«

»Mach dir keine Gedanken, Jeff«, sagte ich. »Manchmal dauert es eben ein bisschen, bis man die Richtige trifft.«

Sein Blick sprach Bände. Er glaubte mir kein Wort, war aber zu wohlerzogen, um mir das unter die Nase zu reiben. »Kann schon sein«, sagte er vage und kippte den Rest der Cola auf einen Zug. »Ich hoffe bloß, dass Syd bald wieder nach Hause kommt.«

Ich wartete einen Moment. »Jeff, ich bin mir sicher, dass der Einbruch hier etwas mit Sydneys Verschwinden zu tun hat. Sie steckt in irgendwelchen Schwierigkeiten, verstehst du?« »Hmm.«

»Denk bitte mal nach«, sagte ich. »Gibt es irgendetwas, das Syd veranlasst haben könnte, von einem Tag auf den anderen zu verschwinden? Irgendwas, von dem du mir bislang

noch nichts erzählt hast?«

»Nein, echt nicht«, sagte er. »Wie gesagt, wir sind bloß noch gute Kumpel. Ich habe echt keine Ahnung, was bei ihr so abgeht.«

»Falls dir doch noch was einfallen sollte …« Ich sparte mir die Mühe, den Satz zu Ende zu bringen.

»Ich muss los«, sagte Jeff. »Ich bin bloß mitgekommen, um zu sehen, wie's Ihnen geht. Sagen Sie Patty, dass ich wegmusste?«

»Klar«, versprach ich.

Kurz darauf kehrte Patty in die Küche zurück. »Wo ist Jeff?«, fragte sie. »Musste er in den Zirkus zurück?«

»Was?«

»Sie wissen schon. Diese verpennten Bären, die da auf Dreirädern rumfahren müssen.«

»Das ist fies, Patty«, sagte ich.

»Ach was«, gab sie zurück. »Jeff kennt den Spruch. Er weiß, dass es bloß ein Witz ist.«

»Trotzdem ist es fies.«

Sie setzte eine Unschuldsmiene auf. »Jeff ist auch kein Kind von Traurigkeit. Sie sollten mal hören, was er so über uns Mädchen sagt.«

»Zum Beispiel?«

»Dass wir bloß geile Schlampen wären. Obwohl er sich sonst immer wie ein beschissener Priester aufführt, bloß wenn man mal ›Scheiße‹ sagt.«

»Und wieso hat er Syd eine geile Schlampe genannt?«

»Ach? Ob er mich so nennt, ist Ihnen egal?«

Auf den Köder fiel ich nicht rein. »Also bitte, Patty, du legst es doch darauf an. Wer dauernd so ungewaschen daherredet wie du, braucht sich nicht zu wundern, wenn die Leute auf falsche Gedanken kommen.«

Sie legte den Kopf schief. »Sag bloß.«

»Aber soweit ich weiß, hat Syd kein derartiges Image kultiviert.«

»Kultiviert«, sagte Patty. »Sie kennen vielleicht Worte.«

»Also, warum sollte Jeff so etwas über Syd sagen?«

Patty schien tatsächlich zwei Sekunden darüber nachzudenken. »Na ja, vielleicht, weil sie mit ihm Schluss gemacht hat«, sagte sie dann. »Könnte doch sein, dass er sie bloß sich selbst gegenüber schlechtreden wollte – so nach dem Motto, die Alte ist es doch eh nicht wert, dass ich ihr hinterher trauere.«

Ich nickte. »Möglich.«

Patty trat vor die Arbeitsplatte und begann die restlichen Dosen in den Schrank zu räumen. Die nächsten zwei Stunden half sie mir beim Putzen und Aufräumen, fragte, wo dieses und jenes hinkam, und trug Mülltüten nach draußen. Wir arbeiteten Seite an Seite, und auch wenn wir manchmal über die Füße des anderen stolperten oder mit den Schultern zusammenstießen, entwickelten wir einen ziemlich effektiven Rhythmus. Patty hielt mir die Mülltüten auf, wenn ich Unrat entsorgte, oder rückte Stühle aus dem Weg, wenn ich mit dem Staubsauger zugange war. Eine widerspenstige Haarsträhne fiel ihr immer wieder in die Stirn, während sie neben mir schuftete; sie versuchte sie wegzupusten, und als das nicht half, strich sie sich die Strähne genervt hinters Ohr, wo sie sich ein paar Sekunden später erneut löste.

Schließlich gingen wir in die Küche, um etwas zu trinken.

»Erinnerst du dich daran, was du neulich über DVD-Player in Vans gesagt hast?«, fragte ich. »Von wegen totaler Verblödung?«

»Klar. Und?«

»Ich glaube, da hast du den Nagel auf den Kopf getroffen.«

Sie lächelte. Ein ehrliches, echtes Lächeln. Es erinnerte mich ein bisschen an Sydney. Ich versuchte den Gedanken zu verdrängen, um den denkwürdigen Augenblick zwischen uns nicht zu verderben.

»Mein Vater war echt ein Superarschloch«, sagte sie. Es kam aus heiterem Himmel, aber vielleicht auch nicht.

Ich hakte nicht weiter nach. Es ging mich nichts an.

***

Ich rief Laura Cantrell an und informierte sie über die neuesten Entwicklungen. Laura war untröstlich über den Einbruch und meinen vergeblichen Ausflug nach Seattle, fragte aber im Gegenzug, wann ich wieder zur Arbeit käme. Ich nahm ihr den Wind aus den Segeln, indem ich erwiderte, dass ich um Punkt drei zur Nachmittagsschicht eintrudeln würde.

Eigentlich war es Unsinn, wieder zur Arbeit zu gehen. Meine Suche nach Syd hatte nichts ergeben, sondern nur noch mehr Fragen aufgeworfen. Ich hätte gern weitergemacht, wusste aber schlicht nicht, was ich sonst noch unternehmen sollte. Ich war mit den Nerven am Ende, fühlte mich ausgelaugt und kraftlos.

Aber es brachte auch nichts, weiter zu Hause herumzuhängen. Patty und ich hatten meine Bude wieder halbwegs instand gesetzt, und ich konnte nicht den ganzen Tag darauf warten, ob jemand anrief oder mir eine E-Mail schrieb. Und wer mit mir Kontakt aufnehmen wollte, konnte mich in der Firma erreichen.

Gegen halb drei machte ich mich auf den Weg. Ich stöpselte Syds iPod ein, während ich die Post Road entlangfuhr.

Wenigstens war mir die Musik meiner Tochter geblieben – eine bunte Mischung aus Punk, Jazz, Rock und mittlerweile klassischen Popsongs aus den Sechzigern und Siebzigern.

Ein Schauder lief mir über den Rücken, als ich Janis Ian singen hörte: *»It isn ’t all it seems, at seventeen.«*

Als Nächstes folgte eine unbekannte, ziemlich amateurhafte Aufnahme. Die ersten Klänge hörten sich an, als würde eine Gitarre gestimmt. Ein Husten ertönte, dann ein Kichern, gefolgt von einer jungen Frauenstimme: »Also, willst du’s jetzt spielen oder nicht?«

Syd.

»Okay, okay«, sagte ein junger Mann. »Warte einen Moment, ich muss hier noch was am Computer einstellen.«

»Jetzt mach schon«, drängte Syd.

»Okay, ich hab's. Also, hier ein kleiner Song aus meiner eigenen Feder, den ich …«

Sydney unterbrach ihn, indem sie ihn mit Kleinmädchenstimme nachäffte: »Hier ein kleiner Song aus meiner eigenen Feder …«

»Komm, lass den Scheiß«, sagte der junge Typ. Sydney gab ein abfälliges Prusten von sich, ehe der Typ fortfuhr: »Also, der Song heißt ›Dirty Love‹ und ist meiner süßen Sydney gewidmet.«

Sie kicherte wieder. »Kannst du dich endlich mal einkriegen?«, fragte der Junge.

Ich drehte den Lautstärkeregler voll auf, um alles mitzubekommen.

Der Junge begann zu singen – mehr ein heiseres Flüstern, das kaum die richtigen Noten traf. Er sang: *»She came into my life by chance, with a smile that put me in trance.«*

»He, kannst aufhören«, unterbrach Syd. »Ich muss voll ab kotzen.« Sie lachte. »Sag mal, wolltest du nicht eigentlich singen: *›Ihr Höschen stürzte mich in Trance, da witterte ich meine Chance‹?«*

Und nun lachten sie beide. Syd – und Evan Janigan.

ZWANZIG

Um ein Haar hätte ich einen Ford Windstar rasiert, als ich mitten auf der Route I wendete und auf direktem Weg zu Bob's Motors fuhr.

Nach der Aufnahme mit Sydney und Evan ging es mit *Rocky Raccoon* weiter, wieder mal einem Beatles-Song. Ich betätigte die Rücktaste und drückte auf Pause.

Der CV-R besitzt alles andere als das Fahrverhalten eines Maserati, so dass ich beinahe die Kontrolle über ihn verloren hätte, als ich auf das Gelände von Bob's Motors bretterte. Am anderen Ende des Parkplatzes erspähte ich Evan mit einem Schrubber in der Hand. Ich fuhr zwischen den Wagenreihen hindurch und hielt mit quietschenden Reifen vor ihm.

Wasser tropfte vom Ende des Schrubbers auf den Boden, während er mich durch die dunklen Locken anstarrte, die ihm vor den Augen hingen.

Bevor ich ausstieg, griff ich nach Syds metallicgrünem, streichholzschachtelgroßem iPod; ohne Kopfhörer konnte ich ihm seinen tollen Song zwar nicht vorspielen, doch ging ich davon aus, dass ihm schnell aufgehen würde, worauf ich hinauswollte.

Und genau so war es. Als Evan sah, was ich in der Hand hielt, klappte ihm die Kinnlade herunter.

Über mir flatterten bunte Wimpel mit den Logos der verschiedenen Automarken im Wind. »Wir müssen uns dringend unterhalten, Evan.«

»Worüber, verdammt noch mal?«

Ich baute mich vor ihm auf, nahm ihm den Schrubber aus der Hand und warf ihn auf den Asphalt. »Du und Sydney – ihr seid euch also nur beim Abendessen begegnet, ja? Und sonst ist ja nichts zwischen euch gelaufen, stimmt's?«

»Sie können mich mal. Sie sind nicht mein Vater, kapiert?«

»Nein, aber zufällig Sydneys Vater, mein Freund! Und ich will genau wissen, was zwischen euch abgegangen ist!« Ich

trat noch näher, drängte ihn gegen einen blauen Kia.

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden«, stieß er hervor.

»Tim!« Susanne stand auf den Stufen vor dem Büro. »Tim! Was ist denn los?«

Ich ignorierte sie und hielt Evan den iPod unter die Nase. »Ich habe in den letzten Tagen ein bisschen Musik auf Syds Player gehört, und rate mal, was plötzlich an meine Ohren dringt? Das kleine Liedchen, das du ihr gewidmet hast.«

»Na und?«

»Na und?«, blaffte ich ihn an. »Ist das alles, was du zu sagen hast?«

»Tim!«

Susanne hinkte die Wagenreihe entlang. Sie stützte sich auf ihren Stock; das Gehen fiel ihr sichtlich schwer.

»Susanne!«, rief ich. »Bleib stehen!«

Plötzlich tauchte Bob in der Bürotür auf. Er blinzelte im grellen Sonnenlicht und fragte sich offenbar, was zum Teufel hier los war.

»Mein Dad wird Ihnen die Fresse polieren«, zischte Evan. Er spielte den harten Burschen, aber seine quiekende Stimme und seine hin und her hetzenden Blicke verrieten ihn.

Susanne griff mich am Arm und versuchte mich von Evan wegzuziehen. »Tim, bitte!«, stieß sie schwer atmend hervor.

Ich versuchte ihre Hand abzuschütteln. »Mir hat er erzählt, er und Syd hätten so gut wie nichts miteinander zu tun gehabt. Aber das hier« – ich hielt den iPod hoch – »spricht eine ganz andere Sprache!«

Susanne sah erst Evan, dann mich an. »Wovon redest du?«

»Das musst du dir mal anhören.«

»Das ist doch völlig harmlos!«, sagte Evan.

»Er wollte mir weismachen, er und Sydney hätten praktisch nichts miteinander zu tun gehabt«, sagte ich. »Ich frage mich, was er mir sonst noch an Lügen aufgetischt hat.«

Bob trat mit hochrotem Gesicht zu uns. Er packte mich am

Arm und rammte mich gegen einen Nissan, so hart, dass mir einen Moment lang die Luft wegblieb – was mich aber nicht davon abhielt, sofort zum Gegenangriff überzugehen. Ich ergriff ihn am Gürtel und stieß ihn gegen den Kia.

»Hört auf damit!«, rief Susanne.

»Du verdammter Dreckskerl«, zischte Bob. »Hast du nicht verstanden, dass du dich von meinem Sohn fernhalten sollst?«

Er holte zu einem Schwinger aus und erwischte mich am Kopf, aber der Schlag war zu schwach. Er reichte gerade aus, um mich so richtig wütend zu machen; ich ballte die Faust und schlug ihn in den Magen.

Im selben Moment warf sich Evan von hinten auf mich, umklammerte meine Arme und riss mich von seinem Vater weg. Bob ließ sich nicht lange bitten. Als er auf mich losging und mit der Rechten ausholte, trat ich ihm kurzerhand dorthin, wo es seit jeher am schmerzhaftesten ist. Er stieß einen Schrei aus und krümmte sich vornüber.

»Hört auf! Hört endlich auf!«, rief Susanne abermals. Der Stock war ihr entglitten, so dass sie sich an einem der Autos abstützen musste.

Ich versuchte Evan abzuschütteln, doch er klammerte sich mit aller Macht an mich und versuchte mich zu Boden zu reißen. Ich rammte ihm den Ellbogen in den Magen, worauf er von mir abließ, während ich mich schwer atmend an den Nissan lehnte.

Susanne ging zwischen uns. »Schluss jetzt!«

Der iPod lag auf dem Boden. Ich bückte mich und steckte ihn ein.

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen.

Bob stützte sich auf die Motorhaube des Kia; sein Gesicht war puterrot.

»Alles okay?«, fragte ich.

»Leck mich«, sagte er.

»Bist du verrückt geworden?«, herrschte mich Susanne an. »Was bildest du dir ein?«

Ich deutete auf Evan. »Er hat einen Song für Sydney geschrieben.«

»Was?«

»Die Aufnahme ist auf Syds Player. Er hat ihr den Song sogar extra gewidmet.«

Susanne sah Evan an. »Ist das wahr?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Ich habe dich etwas gefragt«, sagte sie.

»War doch bloß ein Lied«, sagte er.

Bob richtete sich langsam auf; ihm war anzusehen, dass der Schmerz noch nicht ganz nachgelassen hatte. Hasserfüllt blickte er mich an. »Dafür bringe ich dich um, das schwöre ich bei Gott!«

»Es reicht, Bob«, sagte Susanne.

Bob schwieg.

»Dein Sohn kannte unsere Tochter anscheinend wesentlich besser, als er zugeben will«, sagte ich.

»Ich verstehe kein Wort«, sagte er.

Ich kramte den Player aus der Tasche. »Dann hör dir das mal an.« Ich ging zu meinem Wagen und stöpselte den iPod wieder ein.

Als Syds Stimme erklang, weiteten sich Susannes Augen. Ich wusste nur allzu genau, was in ihr vorging. Seit Wochen hatten wir die Stimme unserer Tochter nicht mehr gehört.

Das Geplänkel zwischen Syd und Evan drang aus den Lautsprechern, ehe Evan zu singen begann und Syd ihn mit dem Spruch über ihr Höschen unterbrach.

Ich drückte auf Pause. »Noch mal von vorn?«, fragte ich.

»Was soll das?«, fiel mir Evan ins Wort. »Das ist noch nicht mal ein fertiger Song, bloß ein paar Textzeilen. Wir haben nur rumgealbert, das war alles.«

»Willst du uns verarschen?«, schnauzte Bob mich an. »Wegen diesem Scheiß veranstaltest du so ein Affentheater?«

Susanne schien allerdings ganz und gar nicht seiner Meinung zu sein. »Wieso hat Syd das zu dir gesagt?«, fuhr sie

Evan an. »Warst du hinter ihr her? Los, mach den Mund auf!«

Evans Wangen röteten sich.

»Suze«, sagte Bob. »Reg dich nicht so auf.«

»Lass mich bloß in Ruhe!«, zischte sie.

»Er will dich doch nur einwickeln, Suze! Kapierst du nicht, was für ein mieses Spiel der Typ hier treibt? Er will einen Keil zwischen uns treiben, indem er Evan gegen uns ausspielt.«

Susanne schien ihm gar nicht zuzuhören. Ihr rechtes Bein zitterte, als sie sich vor Evan aufbaute und das Kinn reckte.

»Zum letzten Mal«, sagte sie mit gefährlich leiser Stimme. »Was ist zwischen dir und Syd gelaufen?«

»Nichts«, sagte Evan. »Wir haben bloß geredet.«

»Was noch?«, hakte sie nach. »Ich will alles wissen, hast du verstanden?«

Evan warf seinem Vater einen frustrierten Blick zu. »Da war nichts, echt nichts. Wir haben uns einfach bloß gut verstanden, okay? Ein bisschen miteinander gequatscht, aber wir wollten eben nicht, dass ihr etwas davon mitbekommt – na ja, weil wir dachten, ihr flippt aus, wenn wir zusammen abhängen. Ihr hättet das bloß in den falschen Hals bekommen, von wegen Inzest und so. Aber da war nichts, absolut nichts.«

Sogar Bob und ich wechselten einen stirnrunzelnden Blick.

»Es war total harmlos, ehrlich«, beharrte Evan.

»Hast du mit meiner Tochter geschlafen?«, fragte Susanne ohne Umschweife. Und womöglich wäre ich selbst mit dieser Frage herausgeplatzt, hätte ich nicht andere Sorgen als das Liebesleben meiner Tochter gehabt.

»Ich glaub’s einfach nicht«, sagte Evan. »Was für eine beschissene Frage.«

»Wie wär’s, wenn du sie einfach beantwortest?«, sagte Susanne.

»Wir … wir haben bloß ein bisschen gefummelt.«

»Na, super«, sagte Bob.

»Sie ist nicht meine Schwester«, sagte Evan. »Wir sind

nicht miteinander verwandt, verdammt noch mal!«

»Du Idiot«, fuhr Bob Evan an, packte ihn am Arm und schüttelte ihn. »Was hast du dir dabei gedacht?«

»*Du* hast doch vorgeschlagen, ich sollte bei euch einziehen!«, brüllte Evan ihn an, und zumindest in der Hinsicht hatte er gar nicht so unrecht. »Hast du geglaubt, ich stehe nicht auf Mädchen?«

Ich sah Susanne an, doch sie wich meinem Blick aus. So ruhig wie eben möglich sagte ich zu Evan: »Hör zu, Junge, nur dass eins klar ist. Mir gefällt ganz und gar nicht, was zwischen dir und meiner Tochter gelaufen ist, und unter anderen Umständen würde ich dir einen gehörigen Arschtritt verpassen.«

Mein leiser Tonfall schien Bob zu beschwichtigen; jedenfalls ließ er Evan los.

»Aber im Augenblick interessiert mich nur, dass wir Sydney endlich wiederfinden«, fuhr ich fort. »Fest steht, dass du uns belogen hast, was dein Verhältnis zu Syd angeht. Was hast du uns sonst noch an Lügen aufgetischt?«

»Ich schwöre, ich …«

»Schluss jetzt«, sagte ich. »Entweder sagst du uns jetzt die Wahrheit, oder ich rufe die Polizei.«

»Ehrlich, ich …«

»Mach schon«, sagte Bob. »Sag ihm, was du weißt.«

»Da war nicht viel.« Evan senkte den Blick. »Zuerst mal ging ihr der Job auf den Geist.«

»Welcher Job?«, fragte ich. »Wo hat sie gearbeitet?«

»Mir hat sie erzählt, im Hotel«, sagte Evan. »Genau wie Ihnen.«

»Und was gefiel ihr dort nicht?«

»Sie wollte lieber wieder bei Ihnen in der Firma unterkommen. So wie letztes Jahr.«

»Was war sonst noch?«, fragte ich.

Evan schluckte. »Na ja, sie machte sich ein bisschen Sorgen, weil …«

Wieder warteten wir darauf, dass Evan endlich mit der Sprache herausrückte.

»Sie … sie meinte, sie wäre überfällig.«

»Überfällig?«, wiederholte ich.

»O nein«, sagte Susanne.

Und dann klappte sie zusammen.

EINUNDZWANZIG

Bob und ich stürzten gleichzeitig zu Susanne. Obwohl ich ihm in die Eier getreten hatte, war er eine Spur schneller als ich. Er zog sein Sportjackett aus, legte es zusammen und bettete Susannes Kopf darauf.

»Suze?«, sagte er. »Alles okay?«

Offenbar hatte ihr verletztes Bein sie im Stich gelassen. Sie war auf den Asphalt gefallen wie eine Marionette, deren Fäden gekappt worden waren. Zum Glück hatte sie instinktiv den Arm ausgestreckt, so dass sie nicht direkt mit dem Kopf aufgeschlagen war.

Bob blickte seinen Sohn an. »Ruf sofort einen Krankenwagen!«, blaffte er.

Evan schien sich nicht entscheiden zu können, ob er einen von uns um sein Handy bitten oder zum Büro rennen sollte. Er wollte gerade losstürmen, als Susanne mit schwacher Stimme sagte: »Nein, nein, es geht schon wieder.«

»Bleib liegen.« Bob beugte sich zu ihr. »Was ist passiert? Hast du dir etwas gebrochen?«

»Nein«, sagte sie. »Ehrlich, es war nur ein kleiner Schwächeanfall. Ich habe mich nicht verletzt.«

Erstaunt beobachtete ich, wie Bob sich um Susanne kümmerte; mich und Evan schien er gar nicht mehr wahrzunehmen. Er hatte sie leicht aufgerichtet und vorsichtig einen Arm um sie gelegt.

»Ganz sicher?« Seine Stimme bebte. »Das sah wirklich schlimm aus.«

»Alles okay«, sagte sie.

Bobs Kinn zitterte. Er schien seine Gefühle nur mühsam kontrollieren zu können.

»Ich hole Suze erst mal ein Glas Wasser«, bot ich mich an.

»Ich geh schon«, sagte Evan und lief los.

»Wie konnte ich nur so blöd sein?«, sagte Susanne. »Ich kann eben noch nicht ohne Stock gehen.«

Bob wiegte sie sanft in den Armen. »Ach was. Es war einfach zu viel für dich.«

»Es tut mir leid«, sagte ich, und meine Entschuldigung war auch an Bob gerichtet. »Ich hätte mich nicht so aufführen dürfen.«

Susanne schüttelte den Kopf. »Vergiss es. Mein Bein hat nicht mitgespielt, das war alles. Und vielleicht könnt ihr beiden mir jetzt mal hochhelfen, statt euch gegenseitig die Köpfe einzuschlagen.«

Mittlerweile war auch Evan mit einer Flasche Wasser unterwegs, die er im Laufen aufschraubte.

Susanne, inzwischen wieder auf den Beinen, trank erst mal einen Schluck.

»Danke«, sagte sie, nahm ihren Stock und stützte sich vorsichtig darauf. »Alles wieder so weit in Ordnung.«

Wir schwiegen einen Moment. »Wir sind noch nicht fertig«, sagte Susanne und sah Evan an. »Ich will jetzt alles wissen.«

Mit gesenktem Kopf stand Evan da, wie ein Hund, der erwartete, gleich mit einer Zeitung eins übergezogen zu bekommen. »Es war bloß das eine Mal«, sagte er.

»Manchmal reicht das schon«, bemerkte Bob.

»Jedenfalls hat sie sich so einen Schwangerschaftstest aus der Apotheke geholt«, sagte Evan. »Zwei oder drei Tage bevor sie verschwunden ist.«

»Und was ist dabei herausgekommen?«, fragte Susanne.

»Ich glaube, er war positiv«, sagte Evan.

»O Gott«, sagte Susanne.

»Oder negativ.« Evan runzelte die Stirn. »Kommt positiv oder negativ raus, wenn man nicht schwanger ist?«

»Negativ«, sagte Susanne.

»Echt?«, fragte er. »Ich dachte, es wäre positiv, wenn man *nicht* schwanger ist.«

Susanne starrte ihn finster an. »Also, war sie nun schwanger oder nicht?«

»Keine Ahnung«, sagte er. »Ich war nicht dabei, als sie den Test gemacht hat. Man muss so ein Stäbchen in seinen Urin halten, und dann …«

»Ich weiß, wie das funktioniert«, zischte Susanne ihn an.

»Na ja, sie hat gesagt, alles wäre okay, ich bräuchte mir keinen Kopf zu machen. Also kriegst du kein Baby, habe ich gefragt? Und sie meinte, alles wäre bestens, die Sache sei gelaufen.«

»Hat sie definitiv gesagt, dass sie nicht schwanger ist?«, hakte Susanne nach.

Evans Schultern hoben sich einen Zentimeter. »Na, so hat sie's doch wohl gemeint, oder? Und ehrlich, ich wollte auch nichts anderes hören.«

Susanne und ich wechselten einen Blick. Damit wussten wir immer noch nichts Genaueres.

»Wann ist das passiert?«, fragte ich.

»Kurz bevor sie nach Milford gefahren ist, um den Sommer bei Ihnen zu verbringen«, sagte er.

»Und *wo?«*, wollte Susanne wissen.

Evan sah immer noch zu Boden. »Bei uns zu Hause. Ihr wart auf einer Party an dem Abend.«

»Ich fasse es nicht«, sagte Bob. »Susanne und ihre Tochter ziehen bei uns ein, und du …«

»Moment«, sagte ich. »Das könnt ihr später erörtern. Im Augenblick steht an erster Stelle, dass wir Sydney wiederfinden. Wenn sie zurück ist, können wir immer noch in Ruhe über alles reden.«

Die anderen schienen einer Meinung mit mir zu sein, nur Evan sah ein wenig betreten drein. Ich holte tief Luft. »Noch mal zurück zu Syds Job«, sagte ich. »Was gefiel ihr denn nicht?«

»Weiß ich doch nicht. Sie hat bloß gesagt, der Job würde sie mies draufbringen. Sie meinte, ihre Kollegen würden nicht mit ihr reden. Als hätten sie vor irgendwas Angst. Sie fand es irgendwie unheimlich.«

»Angst?«, wiederholte Susanne. »Wovor?«

Erneut zuckte Evan mit den Schultern. »Mehr hat sie nicht gesagt. Ist auch nicht der Superbringer, dauernd über Arbeit zu reden, oder?«

»Was ist denn der Superbringer?«, gab Susanne zurück. »Was treibst du die ganze Zeit, wenn du dich in deinem Zimmer einschließt?«

»Jetzt lass es gut sein, Suze«, sagte Bob.

Doch Susanne ließ sich nicht beirren. »Du hast bereits zugegeben, dass du mit meiner Tochter im Bett warst«, sagte sie. »Also, machen wir komplett reinen Tisch. Was ist mit dem gestohlenen Geld?«

»Das war er nicht, Suze«, fiel ihr Bob ins Wort. »Das hat er mir selbst gesagt.«

Doch Susanne beachtete ihn nicht, sondern hielt weiter den Blick auf Evan gerichtet.

»Na ja.« Evan sah zu seinem Vater. »Ich hatte dich ja gefragt, ob du mir ein bisschen unter die Arme greifen könntest.«

»Wovon redest du?«

»Ich hatte dir doch gesagt, dass ich Geld brauche.«

»Ja, und? Du kriegst doch Geld für deine Arbeit hier.«

»Das reicht nicht«, sagte Evan leise.

»Wie?«, sagte Susanne. »Und dann klaust du einfach Geld aus meiner Handtasche und aus dem Büro? Und meine Uhr hast du dir auch unter den Nagel gerissen!« Sie war verdammt wütend für jemanden, der erst vor ein paar Minuten zusammengebrochen war.

»Die hab ich doch aus der Pfandleihe zurückgeholt«, sagte er, als hätte er sich damit einen Orden verdient. »Als ich gerade eine Glückssträhne hatte.«

»Eine Glückssträhne?«, sagte ich. Evans Blick verriet, dass er sich am liebsten auf die Zunge gebissen hätte, nur dass es jetzt zu spät war. »Wobei?«, hakte ich sofort nach.

»Ah, ich …« Evan schien fieberhaft zu überlegen.

Ich wagte einen Schuss ins Blaue. »Beim Zocken?«, fragte ich. »Online?«

»Das mache ich nur ab und zu«, sagte Evan. »Bloß zum Spaß.«

»Also klaust du, um deine Kreditkartenrechnungen bezahlen zu können.«

Evan antwortete nicht.

»Wie bitte?« Ungläubig starrte Bob ihn an. »Ich habe dir die Karte für Notfälle gegeben und nicht für Glücksspiele im Internet.«

»Wie hoch sind deine Schulden?«, fragte ich.

»Ein Tausender oder so.«

»Oder so?«, sagte Bob.

»Ungefähr viertausend«, murmelte Evan.

»Das ist nicht wahr«, sagte Bob.

»Evan«, sagte ich. »Bist du bei mir zu Hause eingebrochen, um an Geld zu kommen?«

Nachdrücklich schüttelte Evan den Kopf. »Nein! Damit habe ich nichts zu tun, ich schwör's! Ich habe mir nur von ein paar Freunden Geld geliehen.«

»Zusätzlich zu den viertausend?«, fragte Bob.

Evan nickte verlegen. »Ja, ungefähr sechshundert.«

Wir schwiegen einen Moment und blickten uns an, während uns allen wahrscheinlich dasselbe durch den Kopf ging: In welchen Mist wollten sich unsere Kids eigentlich noch hineinreiten?

Susanne wandte sich zu mir. »Kann ich dich kurz allein sprechen?«

Wir gingen ein paar Schritte in Richtung des Büros. Sie hielt sich an meinem Arm fest.

»Die Geschichte mit den Spielschulden, das ist erst mal Bobs Problem«, sagte sie.

Ich war mir da nicht so sicher. Ich fragte mich, ob Evan unsere Tochter in irgendwelche dunklen Machenschaften hineingezogen hatte. Aber ich ließ Susanne weiterreden.

»Vielleicht ist Syd ja schwanger und hatte Angst, es uns zu sagen«, mutmaßte sie.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass das der Grund für Syds Verschwinden war, auch wenn ich es nur allzu gern geglaubt hätte. Zumindest hätten wir damit Gewissheit gehabt, dass sie noch lebte, und selbstverständlich hätte ich meine schwangere Tochter mit offenen Armen empfangen.

Trotzdem.

»Warum hätte sie gerade jetzt abhauen sollen?«, fragte ich. »Ganz am Anfang einer Schwangerschaft? Wir hätten doch ohnehin nichts gemerkt.«

Susanne nickte. »Klar. Aber vielleicht wollte sie ja abtreiben lassen.«

»Sie ist seit Wochen verschwunden, Suze. Eine Abtreibung hätte sie viel schneller über die Bühne gebracht. Und glaubst du nicht, dass Syd am Ende doch zurückgekommen wäre und uns um Hilfe gebeten hätte? Sie hätte sich garantiert an dich gewandt, wenn nicht sogar an mich.«

Susanne stand nah davor, in Tränen auszubrechen. »Nicht, wenn sie mich für ihre Notlage verantwortlich gemacht hätte. Ohne mich hätte sie Evan ja nie kennengelernt.«

Da war etwas dran, aber ich behielt den Gedanken für mich.

»Und was ist mit dem Van vor eurem Haus?«, sagte ich. »Der Tatsache, dass mich jemand nach Seattle gelockt hat? Und dem Einbruch bei mir?«

Deprimiert schüttelte Susanne den Kopf. »Den Van habe ich mir wahrscheinlich nur eingebildet. Inzwischen bin ich so durch den Wind, dass ich anfange, Gespenster zu sehen.«

»Durchaus möglich«, räumte ich ein.

»Und der Einbruch – das könnten irgendwelche Kids gewesen sein. Der übliche Vandalismus.«

Ich sparte es mir, ihr von dem Handy zu erzählen, das ich gefunden hatte; für mich stand fest, dass zwischen der mysteriösen Yolanda Mills und dem Einbruch in mein Haus

ein unmittelbarer Zusammenhang bestand.

»Und nach Seattle könnte dich auch jemand gelockt haben, der dir einfach nur einen bösen Streich spielen wollte. Du weißt genau, wie viele geisteskranke Arschlöcher es gibt.«

Ja, all das hätte ich auch nur allzu gern geglaubt, mich der tröstenden Vorstellung hingegeben, dass unsere schwangere Tochter irgendwo da draußen war und nur auf den richtigen Zeitpunkt wartete, endlich wieder zu uns zurückzukehren.

»Ich rede noch mal mit Detective Jennings«, sagte ich. »Es lässt sich ja überprüfen, ob Syd bei einer Beratungsstelle für Schwangere oder in einer Abtreibungsklinik war.«

Susanne nickte. »Okay.«

Wir hörten Schritte hinter uns. Es waren Bob und sein Sohn; Evan war anzusehen, dass er am liebsten in der Erde versunken wäre.

»Tut mir leid, dass ich euch unterbreche«, sagte Bob. »Aber Evan möchte euch etwas sagen.«

Susanne und ich warteten. Evan räusperte sich. »Es tut mir leid«, sagte er.

Bob nickte zufrieden und lächelte. Susanne und ich wechselten einen kurzen Blick.

»Na, dann ist doch alles wieder Friede, Freude, Eierkuchen«, sagte ich. »Oder?«

ZWEIUNDZWANZIG

Auf der Fahrt zur Firma hinterließ ich Kip Jennings eine Nachricht. Kurz nach drei betrat ich das Autohaus, setzte mich an meinen Schreibtisch und warf den Computer an. Wie immer checkte ich zuerst die Website, doch niemand hatte sich wegen Syd gemeldet. Anschließend hörte ich meine Voicemail ab. Ich hatte drei Nachrichten von Anrufern, die wissen wollten, was sie für ihre alten Mühlen kriegen würden. Ich notierte mir die Nummern und nahm mir vor, sie baldmöglichst zurückzurufen.

Schließlich musste ich endlich wieder Geld verdienen, um meine laufenden Kosten zu decken, mal abgesehen davon, dass der Trip nach Seattle auch nicht gratis gewesen war.

Andy hockte mit gesenktem Kopf an seinem Schreibtisch und schrieb Telefonnummern auf einen gelben Notizblock. Er schien mich noch gar nicht bemerkt zu haben.

»Hallo«, sagte ich.

»Hallo.« Er sah auf. »Schön, dass du wieder da bist.«

»Na, wie läuft's?«, fragte ich.

»Geht so.«

»Irgendwas verkauft?«

»Nichts«, erwiderte Andy. »Im Augenblick geht offenbar gar nichts. Hast du Sydney gefunden?«

»Nein.«

Ich setzte mich wieder an meinen Schreibtisch, unfähig, an irgendetwas anderes als an meine Tochter zu denken. Trotzdem, ich musste mich auf meine Arbeit konzentrieren. Ich förderte mein schlaues Buch zutage, in dem ich mir stets potenzielle Kunden notierte – Leute, die eine Probefahrt gemacht oder nach Katalogen gefragt hatten. Ich atmete tief ein und begann zu wählen.

Wenn niemand ans Telefon ging, sparte ich mir die Mühe, eine Nachricht zu hinterlassen. Dass jemand einen Autoverkäufer zurückruft, ist ungefähr so wahrscheinlich, als würde

ein Fiat Punto die Formel Eins gewinnen. Man muss schon direkt mit den Leuten sprechen.

Ein reicher Börsenmakler aus Stamford eröffnete mir, er würde immer noch darüber grübeln, ob er sich den S2000 zulegen sollte, der ihm vor zwei Wochen ins Auge gestochen war. Ich schrieb ihn auf meine Rückruf-Liste. Ein älterer Herr aus Derby hatte sich nun doch gegen den Kauf eines Wagens entschieden, nachdem bei ihm grauer Star diagnostiziert worden war.

Die Nächsten auf meiner Liste waren Lorna und Dell – das Ehepaar, das sämtliche Autohäuser in und um Milford abgeklappert hatte und sich trotzdem nicht entscheiden konnte. Sie hatten mich zwar halb in den Wahnsinn getrieben, aber für manche Abschlüsse muss man eben härter arbeiten als für andere.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Es war bereits nach vier, also standen die Chancen nicht schlecht, dass Lorna – Lehrerin, wie ich mir gemerkt hatte – inzwischen zu Hause war.

Sie ging auch sofort dran. »Hallo?«

»Hallo, Lorna«, sagte ich in meiner besten Verkäuferstimme, die sich ein bisschen anhört, als hätte ich gerade ein Schlückchen Hustensaft genommen. »Tim Blake hier vom Autohaus Riverside.«

»Oh, hallo. Wie geht's, Mr Blake?«

»Ausgezeichnet, und Ihnen?«

»Ebenfalls bestens. Der Wagen ist wirklich erste Klasse.«

Einen Moment lang blieb mir die Spucke weg. Um ein Haar hätte ich sie gebeten, doch bitte zu wiederholen, was sie gerade gesagt hatte, aber dann hatte ich mich wieder voll im Griff. »Na, wunderbar«, sagte ich. »Ich war ein paar Tage außer Haus. Für welches Auto haben Sie sich denn nun entschieden?«

»Für den Pilot. Wir haben uns gedacht, ein bisschen mehr Platz kann ja nicht schaden. Geht's Ihnen wieder besser?«

Es klang, als sei ich krank gewesen. »Viel besser«, erwiderte ich. »Sie sind also gut beraten worden in meiner Abwesenheit?«

»Und wie. Ihr Kollege Andy ist für Sie eingesprungen – was für ein netter junger Mann!«

»Das freut mich besonders«, sagte ich. »Schauen Sie doch gelegentlich mal wieder rein, wenn Sie in der Nähe sind.«

Ich legte auf.

Das Ganze funktioniert so: Wenn ein Kunde, den man persönlich beraten hat, sich schließlich zum Kauf eines Wagens entschließt, der Abschluss aber von einem anderen Verkäufer getätigt wird, lautet das ungeschriebene Gesetz, dass die Provision fifty-fifty aufgeteilt wird. Vorausgesetzt, man hat es nicht mit einem ausgemachten Schleimbeutel zu tun.

Ich lehnte mich zurück und warf einen Blick zu Andy hinüber. »Lust auf ’nen Kaffee und ein bisschen frische Luft?«

Andy sah nervös auf. »Jetzt?«

»Klar«, sagte ich. »Erst mal die Lebensgeister wecken.«

Wir marschierten zur Kaffeemaschine, schenkten uns einen Becher ein, gingen nach draußen und stellten uns in den Schatten einer Gruppe hoher Eichen, deren Äste sich über den Zaun des benachbarten Geländes reckten.

»Schöner Tag heute«, sagte Andy.

»Kann man wohl sagen.« Ich nippte an meinem Kaffee.

»Laura ist echt auf dem Kriegspfad«, fuhr er fort. »Derartigen Druck hat sie uns schon lange nicht mehr gemacht. Aber manchmal herrscht eben Flaute – da kann man schwer was machen, oder?« »Tja«, sagte ich. »Da muss man durch.«

»Wohl wahr«, gab er zurück, als wären wir alte Kumpels, die bloß ein Schwätzchen hielten.

»Wolltest du mir nicht noch was erzählen?«, sagte ich.

»Hmm?«, sagte Andy.

»Von dem Pilot, den du Lorna und Dell verkauft hast.«

Andy hüstelte nervös. »Stimmt … ja, logo, klar.«

»Kam mir bloß so vor, als hättest du's vergessen«, sagte ich.

»Nee, nee, ich war vorhin bloß mit den Gedanken woanders. Keine Sorge, klar kriegst du deine Hälfte von der Provision.«

»Na schön, Andy«, sagte ich. »Ich will nicht groß drauf herumreiten, aber noch mal so eine Nummer, und du holst dir eine blutige Nase.«

»Tut mir leid«, sagte Andy. »Kommt nie wieder vor. Du willst mich doch nicht bei Laura verpfeifen, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. »Laura ist unsere Chefin. Ihr ist es schnurzegal, wer die Provision einsteckt – Hauptsache, wir bringen die Ware an den Mann. Den Rest müssen wir unter uns regeln, und genau das habe ich eben getan. Kapiert?«

»Logo.«

Ich schüttete den Rest meines Kaffees in eine rostige Öltonne und ging wieder hinein. An meinem Schreibtisch stand ein Mann. Das Mädchen am Empfang winkte mich zu sich. »Kundschaft für dich.«

Er war Mitte dreißig, ein drahtiger Typ mit sandfarbenem Haar, gut gekleidet. »Tim Blake«, stellte ich mich vor. »Was kann ich für Sie tun?«

Er schüttelte mir die Hand. »Eric Downes«, sagte er. »Sie sind mir von einem Arbeitskollegen empfohlen worden. Er hat vor ein paar Jahren einen Wagen bei Ihnen gekauft.«

»Wie heißt er denn?«, fragte ich.

»Dan«, sagte er. »Oh, Mann, ich weiß seinen Nachnamen gar nicht.« Er lachte leise. »Nicht gerade ein Ruhmesblatt, wenn man die Namen seiner Kollegen nicht kennt, was?«

»Kein Problem«, sagte ich. Ich erinnerte mich an zwei, drei Dans, aber es spielte ohnehin keine Rolle, welcher es gewesen sein mochte. »Nun ja, womit kann ich Ihnen dienen?«

»Ich interessiere mich für den Honda Civic.«

»Den Fünftürer oder das Si-Sportcoupé?«

»Den Si.«

»Schnittiges Teil«, sagte ich. »Sechs-Gang-Schaltgetriebe, Chromfelgen, 197 PS. Geht ab wie eine Rakete, und vom Verbrauch her kann er sich auch sehen lassen.«

»Tja, darauf sollte man heutzutage besonders achten«, sagte Eric Downes. »Ich habe mir den Wagen schon im Internet angesehen. Der Mini und der Golf GTI gefallen mir auch, aber zuerst wollte ich mal den Si testen. Haben Sie einen hier?«

»Nicht hier im Showroom«, sagte ich. »Aber auf dem Hof steht ein Vorführwagen.«

»Am liebsten würde ich eine Probefahrt machen«, sagte er. »Muss ich dafür irgendwas hinterlegen?«

»Nein«, sagte ich. »Wir benötigen lediglich eine Kopie Ihres Führerscheins. Anschließend begleite ich Sie gern bei Ihrer Probefahrt.«

Mit einem Si konnte man zwar schlecht eine Fuhre Mist transportieren, aber ich wollte kein Risiko eingehen.

Eric warf einen Blick auf seine Uhr, als hätte er nicht viel Zeit, zuckte mit den Schultern und sagte: »Na gut, warum eigentlich nicht?«

Während ich eine unserer Aushilfen beauftragte, den roten Si vorzufahren, beobachtete ich, wie Andy mit gesenktem Kopf hereingeschlichen kam und sich an seinen Schreibtisch setzte. Der Typ war schon okay, nur eben ein bisschen jung. Er musste noch das eine oder andere lernen, das war alles. Wenn er allerdings beschlossen hatte, ein linker Schmierlappen von Autoverkäufer zu werden, würde er schon bald auf die Zielgerade einbiegen.

Shannon, unser Mädchen am Empfang, machte eine Kopie von Eric Downes' Führerschein, während er die anderen Wagen in unserem Showroom in Augenschein nahm. Ein paar Minuten später wurde der rote Civic Si vorgefahren.

»Was für einen Wagen fahren Sie im Augenblick?«, erkundigte ich mich.

»Einen Mazda«, sagte er. »Gutes Auto, aber ich möchte mal wieder was anderes fahren.«

»Wollen Sie den Wagen in Zahlung geben?«, fragte ich.

»Mein Leasingvertrag läuft gerade aus«, sagte er.

»Milanorote Lackierung«, erläuterte ich. »Sportliches Design, kraftvoller Charakter.« Ich gab ihm ein paar Sekunden Zeit, den Wagen von außen zu bewundern; dann öffnete ich ihm die Fahrertür und ließ ihn einsteigen, ehe ich auf dem Beifahrersitz Platz nahm.

»Hübsch«, sagte er, während er die Hände über den Lederbezug des Lenkrads gleiten ließ.

»Der Zündschlüssel steckt.«

Er startete den Wagen, trat leicht aufs Gas, ließ den Motor sanft aufröhren und bewegte den Schaltknüppel hin und her, um sich mit den Gängen vertraut zu machen.

Er griff in seine Jackentasche. »Rauchen erlaubt?«

»Sobald der Wagen Ihnen gehört.« Ich lächelte. »Vorher leider nicht.«

»Kein Problem«, sagte er.

Ich wies zum Tor. »Rechts geht's Richtung Highway«, sagte ich. »Da können Sie den Wagen richtig ausfahren.« Ich deutete auf das Armaturenbrett. »Hatten Sie schon mal einen Wagen mit eingebautem Navigationssystem?«

»Hmm.« Er nickte, nicht sonderlich beeindruckt.

Als er losfuhr, fiel mein Blick zufällig auf das leer stehende Gelände nebenan. Normalerweise gibt es dort überhaupt nichts zu sehen, was wohl der Grund war, warum mir der dunkelblaue Chrysler-Van mit den getönten Scheiben ins Auge stach, der hinter dem Zaun parkte. Ich schenkte ihm keine weitere Beachtung. Allein in Milford fuhren Hunderte solcher Kleintransporter herum.

Merkwürdigerweise bog Eric nicht rechts, sondern mit quietschenden Reifen links ab. Eine der Kardinalregeln bei Probefahrten besteht darin, den Kunden möglichst selten links abbiegen zu lassen, um das Unfallrisiko gering zu halten. Dies

gilt umso mehr, wenn der Wagen ein Schaltgetriebe hat.

»Moment«, sagte ich. »Ich dachte, wir …«

»Vergessen Sie's«, gab er zurück. »Wir fahren hier lang.«

Eric trat abrupt aufs Gas, wechselte auf die linke Spur und überholte einen Wagen nach dem anderen. Ich blickte auf den Tachometer und sah, dass er bereits nahezu hundert Sachen draufhatte.

»Ah, Eric«, sagte ich. »Ich weiß, man merkt gar nicht richtig, wie der Wagen abgeht, aber vielleicht wär's besser, wenn Sie einen Tick vom Gas gehen, bevor wir geblitzt werden oder uns der nächste Streifenwagen anhält.«

Eric warf mir einen Seitenblick zu und grinste – so kalt, dass mir ein leiser Schauder über den Nacken lief.

»He, locker bleiben«, sagte er. »Und jetzt rücken Sie erst mal damit raus, wo sich Ihre Tochter versteckt hat.«

DREIUNDZWANZIG

Als ich nicht sofort antwortete – ich war so perplex, dass ich erst einmal kein Wort herausbrachte –, sagte Eric: »Fährt sich wie Butter, erste Sahne. Hätte ich nie von einem Civic gedacht. Liegt wie ein Brett auf der Straße. Manche Karren haben ein Fahrgestell wie ’ne Seifenkiste, aber die hier nicht. Ich steh drauf, wenn ich den Asphalt unter mir spüre.« Er sah zu mir herüber. »Wissen Sie, was ich meine.«

»Wer sind Sie?«, brachte ich schließlich hervor, während ich mit der Rechten den Türgriff umklammerte. Das Herz schlug mir bis zum Hals.

Erneut dieses Grinsen. »Eric. Das habe ich doch schon gesagt.«

»Was ist mit Sydney?«

»Hallo? Hast du mich nicht verstanden, Timmy? Ich habe *dich* gefragt, wo deine Tochter ist – kapiert?«

»Ich weiß es nicht.«

»Tja«, gab er zurück, »der Witz ist, das glaube ich dir sogar. Wir haben dich nämlich beobachtet, genau wie deine Frau, aber trotzdem weit und breit keine Spur von deiner Tochter entdeckt. Nichts, absolut zero. Und da dachte ich, am besten frage ich den Typ mal persönlich, bevor wir verschärfte Maßnahmen ergreifen.«

»Was heißt ›wir‹?«, fragte ich.

Eric schaltete zwei Gänge herunter, bog an einer dunkelgelben Ampel links ab und bretterte in eine Nebenstraße. Wir hatten immer noch achtzig Sachen drauf, obwohl nur vierzig erlaubt waren. »Prima Federung«, lobte er.

»Steckt Sydney in Schwierigkeiten?«, fragte ich.

»Sie steckt bis zum Hals in der Scheiße«, sagte Eric. »Ihre Titten klemmen sozusagen im Schraubstock, verstehst du, was ich meine?«

»Sagen Sie mir einfach, worum es geht«, erwiderte ich. »Ich will nur meine Tochter wiederhaben. Geht es um Geld?

Nennen Sie mir die Summe, und wir finden schon eine Lösung.«

»Du machst alles, um deine Kunden zufriedenzustellen, was? Krieg ich ’ne Rostschutz-Garantie, wenn ich dir verrate, was deine Tochter getan hat?«

Eric kicherte und riss das Steuer ohne Vorwarnung nach links, um nicht in einen geparkten Wagen hineinzufahren. Unwillkürlich stemmte ich den rechten Fuß in den Fußraum, als befände sich dort eine zweite Bremse. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass er eine Waffe unter der Jacke trug.

»Wissen Sie, wie es Sydney geht?«, fragte ich.

Eric bremste hart ab und bog so abrupt in die nächste Seitenstraße, dass der Wagen ins Schlingern kam.

»Du kapierst es immer noch nicht«, sagte er. »Wir wissen nicht, wo sie steckt. Hätte sie sich bei uns gemeldet, hätten wir vielleicht etwas arrangieren können. Und wenn du uns keinen Tipp geben kannst, haben wir ein echtes Problem. Wir wollen endlich einen Strich unter die Sache ziehen, verstanden?«

»Welche Sache?«

Eric stieß einen theatralischen Seufzer aus. »Weißt du, was ich langsam glaube? Dass du gar nicht richtig nach ihr gesucht hast. Wäre es meine Tochter, hätte ich alle Hebel der Welt in Bewegung gesetzt, um meinen kleinen Schatz zu finden, statt in einer affigen Karojacke in einem Scheiß-Autohaus herumzustehen und Japsenkarren zu verticken. Was bist du bloß für ein beschissener Vater!«

»Du mieses Arschloch!«, platzte ich heraus. Obwohl mir die Klimaanlage ins Gesicht blies, kochte ich vor Wut. Hätte der Dreckskerl nicht am Steuer gesessen, wäre ich ihm auf der Stelle an die Gurgel gegangen.

Eric warf mir einen Seitenblick zu und sah wieder auf die Straße. Im selben Moment riss er blitzschnell die Hand hoch und verpasste mir einen knallharten Schlag auf die Nase.

Der Schmerz war gnadenlos. Die meisten Menschen

wissen nicht, wie es sich anfühlt, wenn man einen Hieb auf die Nase einstecken muss, und bei mir war es bislang genauso gewesen. Ich stieß einen lauten Schrei aus und riss die Hände vors Gesicht. Warmes Blut lief zwischen meinen Fingern hindurch.

»Versau bloß nicht die Sitze«, warnte Eric. »Mit Blut auf den Polstern kaufe ich die Kiste nicht.«

»O Gott!«, brachte ich hervor. »Du verdammtes Schwein!« In meinem eigenen Handschuhfach hätte ich zumindest eine Packung Taschentücher gefunden, um das Blut zu stillen, doch in diesem Wagen befand sich nichts weiter als eine brandneue Bedienungsanleitung. Blut tropfte auf meine Hose, als ich in die Tasche griff. Gott sei Dank hatte ich ein Taschentuch eingesteckt.

»Werd bloß nicht pampig, Timmy, sonst kaufe ich die Schleuder nicht. Sag mal, hat der Wagen eine anständige Garantie, oder muss ich extra eine Reparaturkosten-Versicherung abschließen?«

Ich schloss die Augen, stöhnte leise und öffnete sie wieder. Durch den Tränenschleier blickte ich auf das Navigationssystem. Wir befanden uns im Norden von Stratford, fast am Merritt Parkway. Eric fummelte eine Zigarette aus der Packung in seiner Jackentasche und steckte sie mit einem silbernen Feuerzeug an.

»Ich weiß, was in deinem Kopf vorgeht«, sagte er. »Am liebsten würdest du mir jetzt ins Steuer greifen und den Helden spielen. Aber glaub mir, mit einem wie dir werde ich spielend fertig. Du sitzt den ganzen Tag in deinem Ausstellungsraum, blätterst in Katalogen, füllst Formulare aus und laberst irgendwelche Pfeifen zu, damit sie dir deine Gurken abkaufen. Du hast keine Ahnung von Leuten wie mir. Und ich bin nicht allein. Also, mach besser keine Dummheiten – damit würdest du nicht nur dich selber, sondern auch deine Tochter gefährden, kapiert?«

»Ja«, sagte ich durch das Taschentuch.

»So, jetzt mal Klartext«, fuhr Eric fort und bleckte die Zähne zu einem Grinsen. »Die Sache mit Seattle war okay, aber mittlerweile ist die Situation eskaliert, klar?«

Langsam verstand ich überhaupt nichts mehr.

»Mal ’ne Frage«, sagte er. »Haben die Bullen das Koks überhaupt gefunden?«

»Ja«, sagte ich zögernd.

»Und wieso haben sie dich dann nicht hopsgenommen?«

»Weil sie sofort gemerkt haben, dass mir jemand was anhängen wollte.«

Er schlug mit der Faust gegen das Lenkrad. »Scheiße.«

»Warum haben Sie das Kokain bei mir versteckt?«, fragte ich.

Wütend schüttelte er den Kopf, ehe er beinahe philosophisch wurde. »Ganz ehrlich? Das war so ’ne Art Nachschlag. Zuerst ging es bloß darum, dich von der Bildfläche verschwinden zu lassen – für den Fall, dass deine Kleine bei dir zu Hause aufgekreuzt wäre.« Er grinste. »Aber nachdem du abgeflogen warst, hatte ich den Geistesblitz, deine Bude auseinanderzunehmen und dir das Koks unterzuschieben. Um dir noch ein paar andere Problemchen aufzuhalsen.«

Urplötzlich wurde er wieder stocksauer. »Diese Schwachköpfe von Bullen! Wir haben’s ihnen doch auf dem Silbertablett serviert! Die Bude auf den Kopf gestellt, als hätte jemand nach etwas gesucht – und dann das Koks in deinem Kopfkissen! Da braucht man doch wirklich nur eins und eins zusammenzuzählen. Wie blöd sind diese Knalltüten eigentlich?«

»Was habe ich Ihnen getan? Wieso wollten Sie, dass die Cops mich einbuchten?«

Ein weiterer Seitenblick. »Weil du nicht aufgehört hast, nach ihr zu suchen, und überall die Pferde scheu gemacht hast. War doch nur eine Frage der Zeit, bis sich daraus Probleme ergeben hätten.« Er schwieg einen Moment. »Du hast nicht zufällig ein Handy gefunden? Uns ist nämlich eins

abhandengekommen.«

»Ja, habe ich.«

Eric zuckte mit den Schultern. »Na ja, auch egal. Wir brauchen es sowieso nicht mehr.«

Er lenkte den Civic auf die Auffahrt zum Merritt Parkway, der ostwärts führenden Schnellstraße. »So, gleich können wir die Kiste mal richtig ausfahren«, sagte er, während er einen Gang herunterschaltete und sich in den Verkehr einfädelte.

Meine Nase hörte allmählich auf zu bluten. Ich überlegte fieberhaft, was ich unternehmen sollte.

Eric musterte mich beiläufig. »Jede Wette, dass ich weiß, was du gerade denkst.«

Ich schwieg.

»Wieso hat sich deine Tochter nicht bei dir gemeldet? Warum hat sie nicht die Polizei informiert? Na, stimmt's?«

»So was Ähnliches«, gab ich zurück.

»Tja, ich glaube kaum, dass ihr der Gang zu den Bullen viel einbringen würde.«

»Was meinen Sie damit?«

»Wenn sie schlau ist, tut sie einfach so, als wäre nichts von alldem passiert.«

»Ich verstehe kein Wort.«

»Brauchst du auch nicht.«

»Was wollen Sie von meiner Tochter? Was hat sie getan?«

»Sie ist jedenfalls nicht der kleine Engel, für den du sie hältst.«

Ich musste einfach wissen, was passiert war – egal, was es sein mochte.

»Was hat Syd getan?«, fragte ich. »Hat sie Ihnen etwas gestohlen?«

»Ach, Timmy, wenn's nur das wäre«, sagte Eric. »In diesem Fall hätte sie sich doch bestimmt an ihren Daddy gewandt, oder?«

Ich antwortete nicht.

»Klar, wahrscheinlich geht ihr der Arsch auf Grundeis.

Aber wenn du mich fragst, schämt sie sich vor allem.«

Ich starrte auf das blutige Taschentuch. Wir fuhren etwa eine Meile, ohne dass ein weiteres Wort fiel.

Dann brach Eric das Schweigen. »Wir nehmen jetzt die nächste Ausfahrt, und dann suchen wir uns ein hübsches Plätzchen im Wald, okay? Mir ist vorhin nämlich noch eine Idee gekommen, wie wir deine Kleine dazu bringen, endlich nach Hause zurückzukehren. Und zwar, indem wir ihr einen besonderen Anlass bieten. Dann brauchen wir nur noch zu warten, bis sie auftaucht – kapiert?«

»Nein«, sagte ich.

»Hast du mal dieses Buch gelesen?«, fragte er. »Von wegen, dass man auf seinen Bauch vertrauen soll? Dass man mit spontanen Ideen meistens mehr erreicht als mit genauestens ausgearbeiteten Plänen?«

»Ja«, sagte ich. »Ich kenne das Buch.«

»Klare Ansage, nicht? Manchmal sind die einfachsten Ideen auch die besten.«

»Ich habe keine Ahnung, worauf Sie hinauswollen«, sagte ich.

Eric grinste und schnippte seine Zigarette aus dem Fenster. »Tja, zur Beerdigung ihres Vaters würde sie doch wohl kommen, oder?«

Die nächste Ausfahrt würde mich zu meiner eigenen Hinrichtung führen. Eric Downes hatte eine Waffe. Ein Plätzchen im Wald. Und er würde mich eiskalt abknallen.

Mir blieb keine große Wahl.

Ich zog die Handbremse, so fest ich nur konnte.

»Scheiße!«, schrie Eric, als der Civic urplötzlich verlangsamte und nach rechts ausbrach. Er packte das Steuer und versuchte instinktiv gegenzulenken, während hinter uns jemand lautstark hupte und nur durch ein geistesgegenwärtiges Überholmanöver einen Auffahrunfall verhinderte. Im selben Moment löste ich auch schon meinen Gurt, öffnete die Beifahrertür mit der anderen Hand und warf mich aus dem

Wagen.

Wahrscheinlich hatten wir nur noch fünf, zehn Meilen drauf, aber es ist so oder so nicht sehr ratsam, aus einem fahrenden Wagen zu springen – außer vielleicht, wenn das eigene Leben sowieso schon auf dem Spiel steht.

Ich versuchte mein Gleichgewicht zu behalten, verlor aber auf dem gekiesten Seitenstreifen den Halt und überschlug mich zweimal, ehe ich im hohen Gras am Straßenrand landete. Ich rollte mich noch zweimal herum, hievte mich mühsam hoch und schüttelte den Kopf. Sekunden später hatte ich die Orientierung wiedergewonnen und sah, dass der Civic etwa vierzig Meter weiter zum Stehen gekommen war.

Diverse andere Wagen rauschten laut hupend an ihm vorbei. Einer der Fahrer reckte seinen erhobenen Mittelfinger aus dem Schiebedach.

Die Beifahrertür flog auf. Mit gezückter Waffe sprang Eric aus dem Civic und ließ den Blick über den Straßenrand schweifen. Ich presste mich so flach wie möglich auf den Erdboden und spähte durch die hohen Grashalme.

Er kniff die Augen zusammen, aber es war deutlich erkennbar, dass er nicht wusste, wo ich mich befand.

Immerhin.

Sein Blick richtete sich auf den Verkehr. Eins war klar: Mittlerweile hatten ihn diverse Autofahrer mit der Waffe herumfuchteln sehen, und es würde nicht lange dauern, bis jemand die Polizei informierte.

Und damit stand er auf dem Schlauch. Er konnte nämlich nicht nach mir suchen.

Er lief um den Wagen, warf die Beifahrertür zu und setzte sich hinters Steuer. Kieselsteinchen wirbelten vom Asphalt auf, als er mit quietschenden Reifen davonfuhr.

Ich stand auf und klopfte mir den Staub von der Kleidung. Erstaunlicherweise spürte ich trotz des Sturzes aus dem Wagen keine Schmerzen, wahrscheinlich, weil meine Nase immer noch höllisch weh tat.

Ich zog mein Handy heraus und rief im Autohaus an. »Tim hier«, sagte ich zu Shannon am Empfang. »Gib mir mal Andy, bitte.«

»Andy Hertz«, meldete er sich zwei Sekunden später.

»Ich bin’s, Tim«, sagte ich.

»Oh, hi«, sagte er.

»Ich stehe hier mitten in der Pampa«, sagte ich. »Kannst du mich abholen?«

VIERUNDZWANZIG

Nach dem Vorfall mit der Provision, die er mir vorzuenthalten versucht hatte, war Andy mir noch etwas schuldig. Zwanzig Minuten später hielt er neben mir auf dem Seitenstreifen des Merritt Parkway.

»Was ist denn mit dir passiert?«, fragte er, als ich in seinen Accord stieg, dessen Klimaanlage auf Hochtouren lief.

Ich drehte den Rückspiegel zu mir und begutachtete mein Gesicht. Meine Nase und die linke Wange waren geschwollen und mit Schorf verkrustet, meine Klamotten staubig und verdreckt.

»Was treibst du hier draußen?«, fragte er.

»Fahr mich zurück«, sagte ich.

»Was ist mit dem Coupe? Hat der Kerl es geklaut?«

»Fahr einfach, okay?«

»Soll ich dich erst mal ins Krankenhaus bringen?«

Ich wandte mich zu ihm. »Spar dir die Fragen, Andy«, sagte ich leise. »Fahr mich einfach zurück.«

Schweigend fuhr er los, warf mir aber alle paar Sekunden einen Seitenblick zu. Ich hielt mein Handy in der Hand und wartete darauf, dass Kip Jennings zurückrief, der ich in der Zwischenzeit eine Nachricht hinterlassen hatte.

Als wir zur Firma kamen, sah ich sofort, dass der Chrysler-Van, der auf dem Gelände nebenan gestanden hatte, verschwunden war. Stattdessen parkte dort nun der rote Civic, in dem mich Eric Downes in die Mangel genommen hatte. Oder wie auch immer der Dreckskerl sonst heißen mochte.

»Fahr mal da rein«, forderte ich Andy auf.

Er bog auf das leer stehende Gelände ab, und ich stieg aus. Der Civic war nicht abgeschlossen; die Schlüssel steckten im Zündschloss. Auf dem grauen Polster des Beifahrersitzes befanden sich dunkle Blutflecken. Ich zog die Schlüssel ab und ging zu Fuß hinüber zum Autohaus, während Andy wendete und seinen Accord auf unserem Firmenparkplatz abstellte.

Als ich den Showroom betrat, klingelte mein Handy. »Ja?«

»Jennings.«

Nur mühsam gelang es mir, meine Stimme unter Kontrolle zu halten. »Jemand hat gerade versucht, mich umzubringen.«

»Sind Sie verletzt?«

»Der Kerl hatte eine Waffe. Er hat so getan, als wolle er einen Wagen kaufen, und als wir auf dem Highway waren, wollte er plötzlich wissen, wo Syd ist, und dann …«

»Wo sind Sie jetzt?«

»Wieder im Autohaus.«

»Alles okay mit Ihnen?«

»Ja. Nein, eigentlich nicht, aber es ist nichts Schlimmes.«

»Wann ist das passiert?«

Ich warf einen Blick auf meine Uhr. »Vor etwas mehr als einer Stunde, würde ich sagen.«

»Wir sind in fünf Minuten bei Ihnen«, sagte sie.

Nach drei Minuten hörte ich bereits die Sirenen.

***

Kip Jennings inspizierte die Fotokopie, die wir vor der Probefahrt von Eric Downes' Führerschein gemacht hatten. »Das ist eine Fälschung«, sagte sie. »Woher wollen Sie das wissen?« »Vertrauen Sie mir«, sagte sie.

»Lassen Sie mich mal sehen«, sagte ich und warf selbst einen Blick auf das Führerscheinfoto. Der Mann auf dem Bild hatte dieselbe Gesichtsform und Haarfarbe, aber ich sah sofort, dass es nicht der Kerl war, der sich mir gegenüber als »Eric Downes« ausgegeben hatte.

»Das ist er nicht«, bestätigte ich. »Ich habe mir den Führerschein nicht richtig angesehen, bevor Shannon ihn kopiert hat. Er hätte mir auch den Lappen meiner Mutter in die Hand drücken können, und ich hätte es nicht gemerkt.«

Detective Jennings sparte es sich, mich auf die Löcher in unserem System aufmerksam zu machen.

»Er hat gesagt, sie wären auf der Suche nach Syd«, sagte ich.

»Wer sind ›sie‹?«, fragte Jennings. »Wen meinte er damit?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. Während ich ihr haarklein erzählte, was passiert war, sah ich, wie eine Gruppe von Polizisten auf das angrenzende Gelände marschierte, um den roten Civic unter die Lupe zu nehmen.

»Haben Sie Überwachungskameras hier?« Sie ließ den Blick durch den Ausstellungsraum schweifen. »Dann könnten wir uns sein Gesicht näher betrachten.«

»Die Kameras laufen nur, wenn wir geschlossen haben«, sagte ich.

»Prima«, erwiderte Kip Jennings und musterte meine Nase. »Sie sollten zum Arzt gehen.«

»Ich glaube nicht, dass sie gebrochen ist«, sagte ich, während ich mir den Eisbeutel an die Nase hielt, den Laura Cantrell mir gebracht hatte.

Jennings stellte zahllose Fragen. Sie wollte genau wissen, wie der Mann ausgesehen, was er getragen und mit welchem Akzent er gesprochen hatte.

»Wie es aussieht, haben er und seine Komplizen mich nach Seattle gelockt«, sagte ich. »Sie haben mein Haus verwüstet und mir das Kokain untergeschoben – in der Annahme, Sie würden mich verhaften.«

»Ach ja? Und warum?«

»Er hat gesagt, ich hätte überall die Pferde scheu gemacht. Weil ich nicht aufgehört hätte, nach Sydney zu suchen.«

Jennings zog die Stirn in Falten. Im selben Augenblick klingelte ihr Handy. Sie kramte es aus der Handtasche und warf einen Blick aufs Display. »Entschuldigen Sie mich einen Moment«, sagte sie.

Ich nutzte die Gelegenheit, um Laura in ihrem Büro aufzusuchen.

Ich reichte ihr den Eisbeutel zurück. »Danke.«

Sie nahm ihn entgegen, sah sich nach einem Platz um, wo er keinen nassen Fleck hinterlassen würde, und deponierte ihn auf einer zerfledderten Ausgabe von *Motor Trend.*

»Tut mir leid, Laura, aber ich muss noch mal ein paar Tage Urlaub nehmen«, sagte ich. »Ich weiß nicht, wie lange es dauert, aber ich muss Syd finden, vorher habe ich keine Ruhe.«

»Das verstehe ich, Tim«, sagte sie. »Trotzdem hast du hier einen Job – und es kann nicht ewig so weitergehen, so leid es mir tut.«

»Mehr habe ich auch nicht erwartet, Laura«, gab ich zurück. »Andy kann ja so lange meine Kunden übernehmen.«

»Das hätte ich dir sowieso vorgeschlagen.« Sie hielt kurz inne. »Tim, es fällt mir wirklich schwer, dir das zu sagen, aber …«

»Was?«

»Du fährst einen Firmenwagen. Beim allerbesten Willen, ich kann ihn dir nicht auf unbegrenzte Zeit überlassen.«

Einen Moment lang fragte ich mich, ob sie tatsächlich die Stirn haben würde, mich hier an Ort und Stelle um die Autoschlüssel zu bitten, aber dann kam doch nichts.

»Ein, zwei Tage würden mir schon reichen«, sagte ich. »Bis ich mir einen neuen Wagen besorgt habe.«

»Selbstverständlich«, sagte Laura.

»Vielleicht rufe ich mal bei Bob's Motors an«, sagte ich halb zu mir selbst. »Bestimmt hat er ein Sonderangebot, jede Wette.«

***

Detective Jennings wartete an meinem Schreibtisch.

»Noch mal von vorn«, sagte sie. »Weshalb wollte dieser Typ Sie umbringen?«

»Um Syd dazu zu bewegen, wieder nach Hause zu kommen. Quasi nach dem Motto: Wenn Papa tot ist, wird sie

schon bei seiner Beerdigung auftauchen.«

Jennings schwieg einen Augenblick.

»Was ist?«, fragte ich.

»Tja«, sagte sie. »Damit hätten wir wenigstens einen Anhaltspunkt, dass sie noch lebt.«

Ich runzelte die Stirn. »Spricht irgendwas dagegen?«

»Ich habe eben mit den Jungs vom Labor telefoniert«, sagte sie. »Die Ergebnisse der DNA-Analyse sind da. Sie wissen schon, die Blutspuren, die wir am Wagen Ihrer Tochter gefunden haben.«

Plötzlich wurde mir flau im Magen.

»Nun ja, das Blut stammt von zwei Personen«, sagte sie. »Und bei der einen handelt es sich definitiv um Ihre Tochter.«

***

Mir war speiübel. Detective Jennings wartete, bis ich mich gesetzt hatte, und nahm mir gegenüber Platz.

»Die Blutspuren am Steuer und am Türgriff stammen zum Teil von Sydney«, sagte Jennings.

»Aber das heißt ja nicht zwangsläufig, dass sie tot ist«, sagte ich. »Genauso gut könnte sie sich in den Finger geschnitten haben.«

»Stimmt«, bestätigte Kip Jennings.

Ich zwang mich, unsere Unterhaltung noch einmal im Geiste durchzugehen. »Was meinten Sie mit ›zum Teil‹?«, fragte ich dann.

»Tja«, erwiderte sie. »Im Lauf der letzten Jahre haben wir eine ziemlich große DNA-Datenbank aufgebaut, in der sowohl Profile von an Tatorten gefundenen Spuren als auch solche von verdächtigen Personen gespeichert sind.«

»Und?«

»Die anderen Blutspuren konnten wir einem gewissen Randall Tripe zuordnen.«

Stirnrunzelnd sah ich sie an. »Irgendwie kommt es mir vor,

als hätte ich den Namen schon mal gehört.«

»Wir haben schon mal über ihn gesprochen«, sagte sie. »Ein übler Typ, der seine Finger in allen möglichen miesen Geschichten drin hatte – vom Kreditkartenbetrug bis zum Menschenhandel mit illegalen Einwanderern. Seine Leiche wurde in einem Müllcontainer in Bridgeport gefunden, einen Tag nach dem Verschwinden Ihrer Tochter. Erinnern Sie sich?«

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr«, sagte ich. »Sydneys Wagen ist doch in Derby gefunden worden. Eine ziemliche Ecke von da nach Bridgeport.«

»Er könnte von dort nach Bridgeport gebracht worden sein«, erklärte Jennings. »Nun ja, ich habe zwei Theorien, was das Blut am Wagen Ihrer Tochter angeht. Entweder war Mr Tripe verwundet, hatte Blut Ihrer Tochter an den Fingern und hat sich mit ihrem Wagen aus dem Staub gemacht. Oder Ihre verletzte Tochter hatte Mr Tripes Blut an ihren Händen und saß selbst am Steuer.«

»Aber Tripe ist doch tot«, sagte ich.

»Bingo. Und genau deshalb tendiere ich auch zur zweiten Theorie.«

»Aber wenn Syd Tripes Blut an den Händen …«

»Tja«, sagte Jennings. »Das macht einen ziemlich nachdenklich, nicht wahr?«

Unwillkürlich musste ich daran denken, was »Eric« zu mir gesagt hatte. Dass Sydney sich für etwas schämen würde, das sie getan hatte.

***

Es war bereits dunkel, als ich nach Hause fuhr.

Nach allem, was ich an diesem Tag erlebt hatte, waren meine Nerven zum Zerreißen gespannt. Ich fühlte mich wie eine Maus im nächtlichen Wald, die sich fragt, wie viele Eulen in den Ästen über ihr sitzen. Auf dem Weg nach Hause

sah ich alle paar Sekunden in den Rückspiegel, hielt Ausschau nach einem dunkelblauen Van und taxierte die Fußgänger in meinem Viertel schon von weitem mit misstrauischem Blick. Hinter jedem Busch vermutete ich jemanden, der es auf mich abgesehen hatte.

Ich hatte Detective Jennings gefragt, ob ich Polizeischutz bekommen würde, und die Antwort erhalten, sie würde mal beim Secret Service anrufen. Mit ihrem Sarkasmus wollte sie mir offenbar durch die Blume sagen, dass die Polizei von Milford keine Leute für Sonderaufträge hatte. Ich war also mein eigener Leibwächter. Und ich fühlte mich alles andere als gewappnet für diese Aufgabe.

Alles schien in Ordnung, als ich in meine Einfahrt einbog.

Ich schloss auf, betrat die Diele und knipste das Außenlicht an. Das Haus sah fast so aus wie vor meinem Abstecher nach Seattle. Die meisten Sachen standen wieder an ihrem Platz, die Teppiche waren gesaugt, die Böden gewischt.

Meine Nase pochte, und obendrein plagten mich bohrende Kopfschmerzen. Ich sah in den Küchenschrank, wo ich normalerweise das Aspirin aufbewahre, hatte es aber anscheinend anderswo verstaut. Ich kramte in den restlichen Schränken, bis ich die Tabletten endlich gefunden hatte, und spülte zwei mit Leitungswasser herunter.

Gegen die Arbeitsplatte gelehnt, überlegte ich, was ich als Nächstes tun sollte. Ich hatte mir geschworen, jede wache Stunde der Suche nach meiner Tochter zu widmen. Blieb nur die Frage, wie ich die Zeit produktiv nutzen konnte.

Ich fragte mich, wie Arnie Chilton bei seiner Parallelinvestigation klarkam. Vielleicht hatte er ja inzwischen ein Creme-Donut aufgespürt.

Erst jetzt merkte ich, wie unendlich müde ich war. Und komplett mit meinem Latein am Ende.

Ich kam zu dem Schluss, dass es das Klügste war, ins Bett zu gehen, um Kraft für den kommenden Tag zu tanken.

Ich trank das Glas Wasser aus und stellte es in die Spüle.

Doch plötzlich war ich unschlüssig, ob ich tatsächlich nach oben gehen und mich hinlegen sollte, hockte mich an den Küchentisch und ließ den Kopf auf die Unterarme sinken – seitlich, weil meine Nase immer noch höllisch schmerzte.

Womöglich konnte ich mich ja so ein wenig ausruhen und meine Batterien wieder aufladen. Und vielleicht kam mir ja doch noch eine zündende Idee, wie ich Syd finden konnte. Auch wenn dieser Kerl, der sich Eric genannt hatte, nicht wusste, wo sie steckte, würde es mir vielleicht weiterhelfen, wenn ich mehr über ihn herausfand, und dann …

Ich weiß nicht, wie oft das Telefon läutete, bevor ich es hörte. Ich fuhr hoch und warf einen Blick auf die Uhr. Es war bereits nach Mitternacht. Fast drei Stunden lang hatte ich am Küchentisch geschlafen. Ich stand auf, taumelte zum Telefon und hob ab.

»Hallo?«, sagte ich schlaftrunken.

Im Hintergrund hörte ich Lärm. Musik, Stimmengewirr, laute Rufe.

Und dann eine Stimme.

Eine Mädchenstimme.

»Ich brauche Hilfe«, sagte sie.

FÜNFUNDZWANZIG

»Syd?«, sagte ich. Am anderen Ende meinte ich leises Schluchzen zu vernehmen, aber die Musik im Hintergrund war zu laut. »Syd?«, wiederholte ich, während mir das Herz bis zum Hals schlug. »Bist du das? Wo bist du?«

»Hier ist nicht Syd.«

»Was?«, platzte ich heraus.

»Ich bin's, Patty.« Sie klang verheult. »Können Sie mich hier abholen? Bitte!«

»Patty?«

»Können Sie mich hier abholen?«

»Was ist denn los, Patty? Alles okay mit dir?«

»Ich habe mir weh getan.« Jetzt fiel mir auf, dass sie leicht lallte.

»Was ist passiert?«

»Ich bin hingefallen.«

»Bist du betrunken, Patty?«

»Von den paar Kurzen? Nee, noch lange nicht.«

»Warum rufst du nicht deine Mutter an? Soll ich mit ihr telefonieren?«

»Meine Mutter?«, gab sie zurück. »Um diese Zeit ist die doch total knülle.«

»Patty, ich …«

»Jetzt haben Sie sich doch nicht so«, quengelte sie. »Holen Sie mich bitte ab.«

Plötzlich hörte ich die Stimme eines jungen Mannes. »He, was ist denn mit deinem Bein los? Hast du gerade deine Periode, oder was?«

»Fick dich ins Knie«, sagte Patty.

»Lieber erst mal dich«, konterte der Typ. Im Hintergrund hörte ich grölendes Gelächter.

Das gefiel mir überhaupt nicht. »Patty?«, sagte ich.

»Ja?«

»Wo bist du? Sag mir die Adresse.«

»Ich bin, äh …« Sie schien zu überlegen. »He!«, brüllte sie plötzlich. »Wo sind wir hier, verfickt noch mal?«

»In Amerika«, rief eine Männerstimme.

»Echt witzig, du Arsch!«, rief sie zurück. Ich hörte, wie sie mit jemand anderem redete, dann sagte sie: »Okay, kennen Sie die Straße, die unten am Strand entlangführt? Broadway? East Broadway?«

»Ja, klar.« Das war vielleicht fünf Minuten entfernt. »Und wo genau bist du da?«

»Na ja, bei so ein paar Häusern.«

O Gott. »Siehst du vielleicht irgendwo ein Straßenschild, Patty?«

»Nee … Warten Sie mal. Doch, Gardner Street.«

Ich wusste, wo das war. »Bin gleich da«, sagte ich. Ich legte auf, griff nach meinen Schlüsseln, schloss die Haustür ab und stieg in meinen Wagen.

Es war eine ziemlich schwüle Nacht, aber ich ließ die Fenster herunter, statt die Klimaanlage anzuschalten – die frische Luft würde mich vielleicht ein bisschen wacher machen. Ein paar Minuten später war ich am East Broadway. Langsam fuhr ich die Straße entlang. Auf der Strandpromenade waren jede Menge junge Leute unterwegs, einige liefen mit Flaschen in den Händen mitten auf der Straße. Irgendwo in der Nähe musste eine ziemlich große Party stattgefunden haben – höchstwahrscheinlich in einem Strandhaus, das jemand in Abwesenheit seiner Eltern zweckentfremdet hatte.

Ich fuhr noch langsamer, aber nicht allein weil ich Ausschau nach Patty hielt, sondern weil ich schlicht niemanden überfahren wollte.

An der Gardner Street hielt ich an. Eins der unmittelbar am Strand liegenden Häuser war hell erleuchtet; laute Musik wehte zu mir herüber. Etwa zwanzig Kids hingen vor dem Haus ab. Am anderen Ende der Straße erspähte ich einen Streifenwagen, der sich langsam näherte.

Dann sah ich Patty. Sie stand am Bordstein, neben einem jungen, athletisch gebauten Burschen, der auf sie einredete. Sie hielt den Kopf abgewandt, als wolle sie nichts mit ihm zu tun haben. Ich fragte mich, warum sie nicht einfach wegging, doch dann bemerkte ich, dass der Kerl sie am Arm gepackt hatte und offenbar nicht loslassen wollte.

»Patty!«, rief ich.

Sie hörte mich nicht. Der Bursche zerrte an ihrem Arm und schrie ihr etwas ins Ohr.

Ich öffnete die Fahrertür und stieg aus. »He!«, brüllte ich. »Lass das Mädchen los!«

Der Junge warf mir einen Blick zu, ohne auch nur die geringsten Anstalten zu machen, seine Finger von ihr zu nehmen. Er schwankte leicht, während er versuchte, seinen Blick auf mich auszurichten.

»Patty!«, rief ich.

Sie riss sich von ihm los und kam auf mich zu, dicht gefolgt von dem Typen. »He«, sagte er, »jetzt mach keine Zicken!«

Sie wandte sich zu ihm um, bewegte die Hand auf und ab und sagte: »Besorg's dir doch selber.«

»Blöde Fotze!«, nölte er sie an.

Nun sah ich, dass sie deutlich hinkte. Sie trug schwarze Shorts, die ihr passten wie eine zweite Haut; ihre Beine schimmerten weiß, abgesehen von ihrem rechten Knie, das dunkel verfärbt war.

»Hey, Mr Blake«, sagte sie. »Haben Sie sich die Nase richten lassen?«

»Steig ein«, sagte ich. Der junge Bursche stand auf der Straße und betrachtete uns mit benebeltem Blick. »Hau ab«, sagte ich und setzte mich hinters Steuer.

Patty öffnete die Beifahrertür und stieg ebenfalls ein. Sie hatte eine ziemliche Fahne.

»Nach Hause, James«, sagte sie.

Ich wendete und fuhr zurück. Ich wusste zwar nicht, wo

Patty wohnte, aber erst mal wollte ich bloß weg von den ganzen Kids, die den Strand und die Straße belagerten.

»Wo wohnst du überhaupt?«, fragte ich sie.

Von einem Moment auf den anderen schien sie stocknüchtern. »Da kann ich nicht hin. Bringen Sie mich zu Ihnen.«

»Patty, ich fahre dich jetzt zu dir nach Hause.«

»Meine Mutter bringt mich um, wenn sie mich so sieht.« Vorsichtig betastete sie ihr Knie. »Mann, tut das weh. Ich wette, fast so sehr wie Ihre Nase.«

Ich schaltete die Innenbeleuchtung an. Ihr Knie sah böse aus. »Wie ist denn das passiert?«

»Na ja, einer von den Typen hat versehentlich ’ne Bierflasche auf den Gehsteig fallen lassen, und genau in dem Moment, als ich um die Scherben herumgehe, kommen so ein paar supereingebildete Schnallen, die über meine Frisur ablästern. Und als ich mich umgedreht und ihnen den Finger gezeigt habe, bin ich gestolpert. Und dabei habe ich mir einen Splitter ins Knie gerammt. Ich habe ihn rausgezogen, während diese Arschlöcher einfach nur blöd geglotzt und gelacht …«

»Vielleicht muss die Wunde genäht werden«, sagte ich. Das Krankenhaus von Milford lag nur einen Katzensprung entfernt. »Ich bringe dich zur Notaufnahme, dann können die sich das mal ansehen.«

»Nee, bitte, tun Sie mir das nicht an. Das gibt doch bloß Theater. Die rufen noch meine Mutter an, oder sogar die Bullen, weil ich Alkohol getrunken habe. Ich habe echt keinen Bock, mir irgendwelche Predigten anzuhören.«

»Vielleicht wär’s gar nicht so schlecht, wenn dir mal jemand eine ordentliche Standpauke hält«, wandte ich ein.

Patty warf mir einen Blick zu. »Sie halten mich für eine Versagerin, stimmt’s?«

»Nein«, sagte ich. »Du hast einfach Mist gebaut, das ist alles.«

»Ach ja? Wer Mist baut, ist doch ein Versager, oder?«

»Wer war der Typ, der dich nicht gehen lassen wollte?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Irgendein Wichser, der meinte, ich würde ihm einen blasen.«

Auf der Bridgeport Avenue bog ich in Richtung Krankenhaus ab.

»Ich weiß, wo Sie hinwollen«, sagte sie. »Aber da mach ich nicht mit. Und nach Hause brauchen Sie mich auch nicht zu fahren – da sehe ich lieber selbst zu, wo ich für die Nacht unterkommen kann.«

Das hielt ich für keine gute Idee. Einen angetrunkenen Teenager würde ich ganz bestimmt nicht allein durch die Nacht irren lassen. Also beschloss ich, in den sauren Apfel zu beißen, und nahm sie mit zu mir.

Ich parkte in der Einfahrt. Sie stieg aus, war aber ziemlich unsicher auf den Beinen, so dass sie sich an meinem Arm festhalten musste.

Wir waren gerade auf dem Weg zur Haustür, als Motorengeräusch an meine Ohren drang. Ich hörte, wie der Wagen langsamer wurde, und als ich mich umwandte, sah ich einen silberfarbenen Ford Focus. Ich musste nicht lange überlegen, um zu wissen, wer am Steuer saß.

Kate Wood.

Sie fuhr Schritttempo, also langsam genug, um zu erkennen, dass ich mit einem jungen Mädchen in Shorts vor meiner Haustür stand. Dann hörte ich, wie sie aufs Gas trat, und im selben Moment war sie meinem Blick auch schon wieder entschwunden.

»Auch das noch«, sagte ich.

»Was ist los?«, fragte Patty.

»Vergiss es. Darum kümmere ich mich später.«

Ich brachte sie nach oben ins Badezimmer und bat sie, sich auf den Wannenrand zu setzen. »Ich hole nur den Erste-Hilfe-Kasten«, sagte ich.

Als ich zurückkam, hockte sie immer noch dort. Sie hatte ihre Schuhe von den Füßen geschüttelt und sah mit den

farbigen Strähnchen, die ihr ins Gesicht hingen, und dem aufgeschürften, blutigen Knie aus wie ein kleines Mädchen, das von seinem Fahrrad gefallen war.

Ihre Augen schimmerten feucht, als sie aufblickte.

»Alles okay?«, fragte ich.

»Ich muss dauernd an Syd denken«, sagte sie.

»Ich auch.«

»Andauernd«, sagte sie. Sie runzelte die Stirn. »Was haben Sie mit Ihrer Nase gemacht?«

»Ist bei einer Probefahrt passiert«, sagte ich.

»Ein Unfall?«

»Nicht direkt«, gab ich zurück. »So, jetzt kümmern wir uns erst mal um dein Knie.«

Ich drehte den Hahn auf, wartete, bis das Wasser lauwarm war, und machte mich daran, Pattys Knie zu säubern. Ich benetzte ein frisches weißes Handtuch, kniete mich hin und tupfte behutsam die Wunde ab. Im Nu war das Handtuch rot verfärbt.

Anschließend desinfizierte ich die Wunde und verband sie.

»Das haben Sie aber echt drauf«, sagte Patty.

»Das letzte Mal, dass ich ein Knie verarztet habe, ist schon eine Ewigkeit her«, sagte ich. »Damals war Syd mit ihren Rollerblades gestürzt.«

Patty schwieg einen Moment. Als ich fertig war, brachte ich nicht die Energie auf, mich zu erheben, sondern blieb einfach auf dem Boden sitzen und lehnte mich mit dem Rücken an die Wand.

»Sie sind immer echt anständig zu mir gewesen«, sagte Patty.

»Warum hätte ich das nicht sein sollen?«, fragte ich.

»Weil ich nicht wie Sydney bin«, sagte sie. »Ich bin nicht das nette, wohlerzogene Mädchen von nebenan.«

»Patty.«

»Ich bin eine Schlampe. Ich mache lauter Dinge, die man nicht tun sollte.«

»Mag sein«, sagte ich. »Aber deshalb bist du noch lange keine Schlampe.«

»Womit wir wieder beim Mist bauen wären«, konterte sie.

»Wenn du dich mir gegenüber in ein schlechtes Licht rücken willst, nur zu«, sagte ich. »Aber es ändert nichts daran, wie ich wirklich über dich denke. Du hast deinen eigenen Kopf, Patty, und daran ist absolut nichts Schlimmes. Aber du hast nicht mehr ewig Zeit, die Kurve zu kriegen. Wenn du so weitermachst, kommst du über kurz oder lang unweigerlich unter die Räder.«

Sie schien zu überlegen. »Ich weiß genau, dass Sie auf mich herabsehen«, sagte sie. »Aber wenigstens geben Sie mir nicht das Gefühl, wertlos zu sein.«

»Du bist nicht wertlos, Patty.«

»Manchmal fühle ich mich aber so.« Sie senkte den Blick. »Was machen Sie, wenn Sydney nicht wieder zurückkommt?«

»Darüber denke ich nicht mal im Traum nach«, erwiderte ich. »Ab morgen gibt es für mich nur noch eins – die Suche nach meiner Tochter, rund um die Uhr.«

»Und Ihr Job?«, fragte sie.

»Autos kann ich auch später noch verkaufen«, sagte ich. »Ich will einfach keine Zeit mehr verlieren.«

Sie schwieg und betrachtete ihre Füße.

»Am besten, du rufst erst mal deine Mom an und gibst Bescheid, dass sie sich keine Sorgen zu machen braucht«, sagte ich.

Ein angedeutetes Lächeln umspielte ihre Lippen. »Glauben Sie wirklich, jede Familie wäre so wie Ihre?«

»Was meinst du?«

»Als ob sich alle Eltern um ihre Kinder kümmern würden.«

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte.

»Ich weiß, wie es für Sydney ist«, sagte Patty. »Sie tut immer so, als hätte sie pausenlos Zoff zu Hause, regt sich auf, dass Sie ihr immer hinterhertelefonieren, dauernd wissen

wollen, wo sie gerade ist. Wenn wir zusammen abhängen, beschwert sie sich ständig darüber, wie sehr ihr das alles auf den Zeiger geht, aber eigentlich glaube ich, dass sie das bloß macht, damit ich mich erst so richtig beschissen fühle, weil sich bei mir zu Hause nämlich niemand darum schert, wo ich gerade bin, und auch niemand auf die Idee kommen würde, mich von irgendwelchen beschissenen Partys wegzuholen, wo man mir sowieso nur an die Wäsche will. Und wissen Sie auch, warum? Weil es meinen Eltern egal ist – so scheißegal wie nur irgendwas, verstehen Sie?«

»Das tut mir leid, Patty.«

»Mein Vater hätte mich um ein Haar umgebracht … na ja, damals, bevor er sich verpisst hat.« Sie hielt einen Moment inne. »Ich war drei oder so, und weil meine Mutter an dem Tag keine Zeit hatte, sollte er mich auf dem Weg zur Arbeit im Kindergarten vorbeibringen, und wissen Sie was? Ich bin eingeschlafen, und er hat vergessen, dass ich mit im Auto war. Er ist einfach zu seiner Firma gefahren, hat nicht mal gemerkt, dass ich auf dem Rücksitz saß. Tja, und an dem Tag war es richtig heiß draußen.«

»O nein«, platzte ich heraus.

»Doch«, sagte sie. »Schon morgens fast dreißig Grad, aber in dem Auto bestimmt achtzig, so fühlte es sich jedenfalls an, als ich aufgewacht bin. Und mein verdammter Vater hat sich erst zwei Stunden später daran erinnert, dass er mich im Wagen vergessen hatte. Er kommt also plötzlich angerannt, und ich bin schon fast hinüber, und er kriegt die Panik und holt erst mal Wasser, und als er wiederkommt, sagt er als Allererstes: ›Das darfst du aber nicht der Mama erzählend Das weiß ich noch ganz genau, obwohl ich damals noch so klein war.«

Ich schüttelte nur den Kopf.

»Sie hat’s aber trotzdem spitzgekriegt, weil mich ein paar Minuten vorher nämlich eine Frau in dem Auto gesehen und die Polizei gerufen hatte. Und so hat sie’s eben doch erfahren

– und das war der Anfang vom Ende ihrer ach-so-tollen Ehe.«

»Das ist ja grauenhaft«, sagte ich.

»Warum hat er das nur getan?«, fragte sie.

Ich seufzte. »So was kann passieren«, sagte ich. »Manchmal ist man wie in Trance, wenn man das gleiche Programm abspult wie jeden anderen Morgen auch. Er war quasi auf Autopilot. Bestimmt hat er es nicht absichtlich getan.«

»Okay, vielleicht nicht«, sagte Patty. »Klar, ich glaube auch nicht, dass er morgens aufgestanden ist und gedacht hat, Hey, heute bringe ich die Kleine um. Wahrscheinlich war es eher was Unbewusstes. Letztlich war es ihm eben scheißegal, was mit mir passiert – er ist ja nicht mal mein richtiger Vater.«

Ich war nicht imstande, ihre Seelenqualen zu zerstreuen. Selbst wenn ich die Energie aufgebracht hätte, auf sie einzugehen, hätte ich ihr nicht helfen können. Und ich war schlicht so hundemüde, dass ich beinahe im Sitzen eingeschlafen wäre.

»Haben Sie Ihre Frau jemals betrogen?«, fragte sie aus heiterem Himmel.

»Das ist Privatsache«, erwiderte ich.

Sie musterte mich scharf. »Aha! Und ich dachte, Sie wären anders. Ich dachte, Sie wären ein Mann mit Prinzipien und so.«

»Die Antwort lautet nein«, sagte ich. »Ich war Susanne immer treu, solange wir verheiratet waren.«

»Hören Sie auf, mich zu verarschen.«

»Wenn du meinst.« Ich kämpfte mich vom Boden hoch.

»Patty«, sagte ich. »Ich brauche dringend eine Mütze Schlaf. Und du solltest auch ins Bett gehen. Du kannst in Syds Zimmer schlafen. Aber morgen früh rufst du bitte deine Mutter an.«

»Haben Sie mein Handy klingeln hören?«, fragte sie. »Gibt’s irgendein Anzeichen dafür, dass sich jemand fragt,

wo ich abgeblieben sein könnte?«

»Nein«, räumte ich ein.

Als ich das Badezimmer verlassen wollte, sagte sie: »Ich würde Sie gern was fragen.«

Ich blieb stehen. »Was denn, Patty?«

»Na ja, nur so eine Idee. Könnte ich nicht vorübergehend bei Ihnen wohnen? Ich könnte doch aufs Haus aufpassen, ans Telefon gehen und ein Auge auf die Website haben, während Sie unterwegs sind. Und abends kann ich auch was kochen, wenn Sie wollen.«

Ihre Augen leuchteten. Ein hoffnungsvoller Schimmer lag auf ihrem Gesicht.

»Das geht nicht, Patty«, sagte ich. »Dein Angebot rührt mich, aber ich muss es leider ablehnen.«

»Warum? Haben Sie Angst, die Leute könnten denken, dass Sie mit mir ins Bett gehen?«

Allmählich fand ich das Ganze anstrengend, sosehr ich Patty mochte. Für heute hatte ich alles für sie getan, was in meiner Macht stand.

»Ich habe bereits eine Tochter, um die ich mir Sorgen machen muss«, sagte ich. »Ich brauche nicht noch eine zweite, verstehst du?«

Mehrere Sekunden lang sah sie mich schweigend an. Meine Worte schienen eine neue Wunde in ihr geöffnet zu haben, eine Wunde, die viel größer als die Verletzung an ihrem Knie war.

»Na schön«, sagte sie frostig, nahm ihre Schuhe und drängte sich an mir vorbei aus der Tür. »Ein paar Tage, mehr wären es sowieso nicht gewesen.«

»Patty«, sagte ich nachdrücklich, aber nicht unfreundlich. »Ich nehme dich morgen früh gern mit in die Stadt, aber hier kannst du nicht bleiben.«

Sie blieb auch nicht. Als ich am nächsten Morgen aufstand, war sie nicht mehr da.

SECHSUNDZWANZIG

Ich schlief bis halb acht. Ehe ich ins Bad ging, warf ich einen Blick in Syds Zimmer. Die Tür stand offen. Das Bett war gemacht und sah aus, als hätte niemand darin geschlafen.

Nachdem ich mich von Patty verabschiedet hatte, war ich wie ein Stein ins Bett gefallen und auf der Stelle eingeschlafen. Möglich, dass sie mitten in der Nacht gegangen war.

Ich warf einen Blick in die Küche, doch auch dort hatte sie sich offenbar nicht aufgehalten. In der Spüle stand nur das Glas, das ich am Abend zuvor selbst benutzt hatte.

»Tja«, sagte ich leise. Ehe ich unter die Dusche ging, schaltete ich den Computer an und checkte, ob sich jemand wegen Syd gemeldet hatte. Und wie immer hoffte ich natürlich, dass sie selbst eine Nachricht hinterlassen hatte.

Nichts. Inzwischen hatte ich mich fast daran gewöhnt.

Kurz vor acht klingelte das Telefon.

»Hey«, sagte Susanne. »Ich habe mich nur gefragt, ob du irgendeinen Lichtblick zu vermelden hast.«

»Leider nein«, sagte ich. Ich informierte sie kurz, was die Polizei über die Blutspuren in Syds Auto herausgefunden hatte, und erzählte ihr von dem Kerl, der sich Eric Downes genannt und es offenbar auf mein Leben abgesehen hatte.

»Was?«, platzte Susanne heraus. »Und all das erfahre ich erst jetzt?«

Nun ja, ich hatte jede Menge Entschuldigungen. Ich war total fertig gewesen, traumatisiert, mit den Nerven am Ende.

Ich glaubte trotzdem nicht, dass ich damit durchkommen würde.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Hätte ich gute Nachrichten gehabt, hätte ich garantiert angerufen. Gibt es bei dir was Neues?«

Ich spürte, wie schwer es ihr fiel, sich zusammenzureißen. Meine Neuigkeiten, speziell der Mordanschlag auf mich,

waren ihr anscheinend an die Nieren gegangen.

»Bob ist stinksauer auf Evan. Die Spanische Inquisition ist nichts dagegen.«

»Gut«, sagte ich.

»Offensichtlich hat er mehr Schulden, als er zugeben will. So wie ich es verstanden habe, hat ihm irgendein Freund, dessen Namen er nicht nennen will, eine gefälschte Kreditkarte für seine Online-Zockereien besorgt.«

»Eine gefälschte Karte?«

»Ja, eine mit den Daten von jemand anderem, aber nicht geklaut, sondern brandneu. Er hat sie ein paar Tage lang benutzt, bevor der Inhaber der echten Karte es gemerkt hat. Nachdem sie gesperrt wurde, hat Evan wieder seine eigene benutzt – und die von Bob, wie sich herausgestellt hat.«

»Wo du gerade Bob erwähnst«, sagte ich. »Richte ihm doch bitte aus, dass es mir leidtut, wie ich die Sache mit Evan angepackt habe. Ich hätte vorher mit ihm reden müssen.«

»Ja, mach ich.«

»Ich hoffe, er versteht, dass ich im Moment durch den Wind bin. Da macht man eben den einen oder anderen Fehler.«

»Ich rede noch mal mit ihm«, versprach Susanne.

»Tja … Ganz ehrlich, inzwischen glaube ich, dass er dir guttut.«

»Was?«

»Als du bei meinem Gerangel mit Bob und Evan gestürzt bist … nun ja, ich habe ihn so noch nie erlebt. Ich glaube, er liebt dich wirklich, Suze.«

Susanne schwieg. Offenbar hatte es ihr für einen Moment die Sprache verschlagen.

»Und noch was«, sagte ich. »Ich muss mit Bob über ein Auto sprechen.« »Welches Auto?«

»Laura kassiert meinen Firmenwagen ein. Ich brauche einen fahrbaren Untersatz.«

»Du willst einen Wagen von Bob kaufen?«, sagte Susanne.

»Ich schätze mal, das wird ihm gefallen.«

***

Ich legte auf und wollte gerade die Küche verlassen, als mir noch etwas anderes einfiel. Ich wählte Kates Handynummer, da ich davon ausging, dass sie bereits auf dem Weg zur Arbeit war.

»Hallo?«, sagte sie. Es klang, als säße sie im Auto. Ich hörte, wie sie einen Verkehrsbericht leiser drehte.

»Hi«, sagte ich. »Ich bin's, Tim.«

»Das höre ich«, sagte sie.

»Du bist gestern Nacht hier vorbeigefahren«, sagte ich. »Stimmt's?«

»Kann schon sein.«

»Ich würde dir gern etwas erklären«, sagte ich.

»Ja? Was?«

»Das Mädchen, mit dem du mich gesehen hast«, sagte ich. »Das war Syds Freundin Patty.«

»Verstehe«, gab Kate zurück. »Du stehst jetzt also auf jüngeres Fleisch. Deswegen hast du mich wahrscheinlich auch nicht zurückgerufen, oder?«

»Sie war verletzt«, sagte ich, während ich vor meinem inneren Auge sah, wie Patty sich an meinem Arm festgehalten hatte. »Sie ist bei einer Party am Strand gestürzt und hatte mich gebeten, sie abzuholen.«

»Was du nicht sagst«, erwiderte Kate.

»Jedenfalls habe ich sie erst mal verarztet und ihr angeboten, in Syds Zimmer zu übernachten. Aber als ich vorhin aufgewacht bin, war sie schon wieder weg.«

»Irgendwie komisch, oder?«, sagte Kate.

»Wieso?«

»Dass du mich ausgerechnet deshalb anrufst. Sonst kommst du nie auf die Idee, dich mal zu melden.«

»Ich wollte einfach nur, dass du Bescheid weißt, Kate.«

»Danke, Tim. Inzwischen bin ich auch wirklich bestens informiert.«

»Was redest du da?«

»Halt mich bloß nicht für dumm, okay? Ich weiß genau, was bei dir läuft.«

»Wenn du meinst«, sagte ich. »Anscheinend laufen in deinem Kopf Filme aus irgendeiner Parallelwelt ab, aber das soll nicht mein Problem sein. Auf jeden Fall noch einen schönen Tag, Kate.«

Und damit legte ich auf.

Anschließend machte ich mir erst mal einen Kaffee und ein Sandwich mit Spiegelei. Ich überflog gerade die Schlagzeilen des *New Haven Register*, als es an der Tür klingelte. Ich legte die Zeitung weg, marschierte barfuß durch die Diele und öffnete.

Es war Arnie Chilton. Beim Anblick meiner Nase wich er einen Schritt zurück.

»Was ist denn mit Ihnen passiert?«

»Ebenfalls schönen guten Morgen«, sagte ich.

»Hat Bob Ihnen eine verpasst? Mir hat er jedenfalls gesagt, Sie wären ein echtes Arschloch.«

»Nein«, sagte ich. »Das war jemand anders.«

»Oh«, sagte er. Dann schien er sich daran zu erinnern, warum er hergekommen war. »Ich fürchte, Bob hat recht«, fuhr er fort. »Sie sind ein Arschloch.«

»Und ich dachte, Sie finden gar nichts heraus«, gab ich zurück.

»Absolut das Letzte, diese Kaffee-und-Donuts-Nummer, die Sie mit mir abgezogen haben«, sagte er. Er sah eher verletzt als wütend aus. Tatsächlich verspürte ich sogar ein leises Schuldgefühl.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Ich fürchte, ich habe meine Wut auf Bob an Ihnen ausgelassen.«

»Sie haben mich zum Idiot gemacht«, sagte er.

»Asche über mein Haupt«, sagte ich. »Kann ich Ihnen zur

Wiedergutmachung einen Kaffee anbieten?«

»Gern«, sagte er und folgte mir in die Küche.

Arnie trank ihn schwarz. Ich schenkte ihm eine Tasse ein, setzte mich zu ihm an den Küchentisch und aß einen weiteren Happen von meinem Sandwich.

»Haben Sie schon gefrühstückt?«, fragte ich.

»Ja.« Er pustete über den Kaffee. »Nur weil ich ab und zu als Parkplatzwächter arbeite, halten Sie mich für einen Schwachkopf?«

»Nein«, sagte ich. »Bloß für unterqualifiziert.«

Arnie sah aus, als läge ihm etwas auf den Lippen, doch dann begnügte er sich damit, an seiner Tasse zu nippen.

»Sind Sie nur gekommen, um mir zu sagen, dass ich ein Arschloch bin?«, fragte ich.

»Das war bloß der erste Punkt auf meiner Liste«, erwiderte er. »Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich Ihnen gern noch ein paar Fragen stellen.«

»Sie sind also immer noch an der Sache dran?«, fragte ich leicht verwundert.

»So lange, bis ich meine Schulden bei Bob abgearbeitet habe«, sagte er.

»Wie? Hat Bob Sie nicht zurückgepfiffen?« Ich hatte mich schon gefragt, ob Bob Arnie womöglich gefeuert hatte, um hinterher mir dafür den Schwarzen Peter zuzuschieben. Aber da die entfernte Chance bestand, dass Arnie Chilton vielleicht ja doch etwas über Syds Verbleib herausfand, hätte er damit nur Susanne getroffen. Und mittlerweile glaubte ich nicht mehr, dass Bob es übers Herz gebracht hätte, Suze weh zu tun.

»Nein«, sagte er entrüstet. »Er weiß genau, dass er sich auf mich verlassen kann.«

Ich verputzte den Rest meines Sandwichs. »Verstanden.«

»Ich habe diesen Jeff Bluestein überprüft. Ihre Tochter war doch mal mit ihm zusammen – das haben Sie mir selbst erzählt.«

»Ja. Ich habe erst gestern mit ihm gesprochen.«

»Was wissen Sie über ihn?«

»Über Jeff?«

»Ja.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Nicht allzu viel. Er kennt sich gut mit Computern aus und hat mir bei der Website geholfen, über die ich nach Syd suche. Eher ein stilles Wasser. Sein Selbstbewusstsein ist auch nicht besonders ausgeprägt.«

»Von seinen linken Touren wissen Sie wahrscheinlich nichts, oder?«

Ich horchte auf. »Was meinen Sie?«

Arnie Chilton lächelte selbstzufrieden. »Er hatte einen Teilzeitjob drüben in Bridgeport. Als Kellner im Dalrymple's.« Ich kannte den Laden, ein preiswertes Familienlokal, das zu einer Restaurantkette gehörte. »Tja, jedenfalls haben sie ihn dabei erwischt, wie er Kreditkarten manipuliert hat. Wenn Kunden mit Karte bezahlt haben, hat er sie erst durch ein Mini-Lesegerät gezogen, ehe er sie an der Kasse belastet hat.«

»Ein Mini-Lesegerät?«, fragte ich.

»Kaum größer als eine Zigarettenschachtel. Damit lassen sich problemlos alle Daten speichern, die auf einer Kreditkarte sind.«

»Okay.«

»Und hinterher kann man die Daten herunterladen und auf neue, gefälschte Karten übertragen.«

»Was für ein mieser kleiner Gauner«, sagte ich und rief mir meine Unterhaltung mit Susanne vor gerade einmal einer halben Stunde ins Gedächtnis.

»Tja, jedenfalls hat der Manager des Restaurants ihn auf frischer Tat ertappt und ihn achtkantig gefeuert.«

»Wann war das?«

»Das ist schon länger her«, sagte Arnie. »Ich glaube, letzten Sommer.«

»Und hat er sich keine Anzeige eingefangen?«

»Der Manager hatte zunächst vor, zur Polizei zu gehen, aber dann wollte er sich lieber die schlechte Publicity ersparen. Ist doch klar – wenn die Kunden von solchen Betrügereien erfahren, bleiben sie ganz weg. Abgesehen davon war Jeff noch nicht volljährig, und dann hat offenbar auch noch sein Vater mit dem Manager gesprochen und ihm geschworen, er hätte seinem Sohn die Leviten gelesen, der würde so etwas nie wieder tun – na ja, das volle Programm eben. Nicht nötig, es weiter auszumalen, oder?«

»Arnie«, sagte ich. »Wie haben Sie das herausgefunden?«

Er sah leicht verlegen drein. »Der Manager vom Dalrymple's ist mein Bruder.«

Ich musste lachen. »Das meinen Sie nicht ernst.«

»Ich schulde ihm ebenfalls noch Geld. Deshalb helfe ich öfter bei ihm aus, Reparaturarbeiten und so. Zwischen meinen Jobs als Privatermittler.« Er grinste.

»Und das ist Ihr erster Auftrag«, sagte ich.

Er nickte. »Ich habe meinem Bruder von der Geschichte erzählt, und als ich nebenbei erwähne, Ihre Tochter hätte mal einen Freund namens Jeff gehabt, sagt mein Bruder plötzlich, He, hier hat mal ein Jeff gearbeitet, wie heißt der Typ mit Nachnamen, und als ich's ihm sage, fällt ihm echt die Kinnlade runter.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie klein die Welt doch manchmal ist.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Haben Sie Bob und Susanne schon informiert?«, fragte ich.

»Nein. Das wollte ich später machen. Ich bin nämlich todmüde – mein Bruder und ich haben gestern Nacht ziemlich tief ins Glas gesehen.«

»Haben Sie sich Jeff schon vorgeknöpft?«

Er zog die Stirn in Falten. »Bis jetzt noch nicht.«

»Was dagegen, wenn ich das übernehme?«, sagte ich.

»Ganz im Gegenteil. Mal ehrlich, diese jungen Leute

machen mir manchmal irgendwie Angst. Diese ganzen Aggressionen – ich kann damit nicht so gut umgehen, verstehen Sie?«

Jeff mochte ein Bär von Mann sein, aber eine potenzielle Bedrohung konnte ich nun wahrlich nicht in ihm erkennen. »Durchaus«, sagte ich.

»Glauben Sie, dieser Kreditkartenschwindel könnte etwas mit dem Verschwinden Ihrer Tochter zu tun haben?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

»Mein Bruder hat ’ne Menge Ärger in seinem Restaurant, das kann ich Ihnen sagen. Es ist nämlich gar nicht so leicht, Aushilfen zu finden. Na ja, die Einwanderer wachsen sich mittlerweile zu einem echten Problem aus, und wenn Sie irgendwelche Illegalen beschäftigen, kann das einen echten Rattenschwanz nach sich ziehen. Wenn man Pech hat, wird einem der Laden dichtgemacht. Sie haben bestimmt schon mal davon gehört, oder?«

»Ja.« Ich erinnerte mich an Kip Jennings’ Worte, dass Randall Tripe in Menschenhandel mit illegalen Einwanderern verwickelt gewesen war. »Sagt Ihnen der Name Tripe etwas? Randall Tripe?« »Hmm?«

»Vergessen Sie’s. Entschuldigung, ich wollte Sie nicht unterbrechen.«

»Egal. Wie auch immer, meinem Bruder hängt der ganze Mist jedenfalls zum Hals raus. Früher konnte er anstellen, wen er wollte, wenn er eine Küchenhilfe oder einen Kellner suchte, ohne Papiere, ohne Führungszeugnis – und jetzt muss er aufpassen wie ein Schießhund, dass ihm nicht die Polizei ins Haus kommt. Also, ganz ehrlich, ein Restaurant möchte ich in tausend Jahren nicht führen.«

Arnie schien mit seinem Vortrag so weit fertig zu sein.

»Tut mir leid wegen der Sache mit den Donuts«, sagte ich. Arnie Chilton zuckte mit den Schultern, als sei es nicht der Rede wert. »Darf ich Ihnen noch eine Frage stellen?«

»Klar«, sagte er.

»Sie arbeiten doch für Bob. Warum sind Sie zuerst zu mir gekommen?«

Abermals zuckte Arnie mit den Achseln. »Na ja, mag ja sein, dass Bob ein paar Autohäuser besitzt, aber deswegen ist er ja wohl noch lange nicht der Papst oder so was. Okay, was Sie abgezogen haben, war echt unterste Schublade, aber manchmal glaube ich, er ist ein noch größeres Arschloch als Sie.«

***

Sydney, sechzehn. Es ist gerade mal ein knappes Jahr her.

Sie hat die Fahrprüfung bestanden und will endlich ohne Aufsicht fahren. Bei ihrer Mutter bietet sich dafür eher Gelegenheit. Im Gegensatz zu mir hat Susanne normale Bürozeiten, so dass abends ein Wagen zur Verfügung steht. Hinzu kommt, dass ich Syd mein Auto eigentlich nicht ohne weiteres überlassen will, wenn sie bei mir ist – mir gefällt der Gedanke nicht, dass meine Tochter allein mit dem Wagen unterwegs ist.

Meine Bedenken zerstreuen sich allmählich, als sie während des Sommers bei uns in der Firma arbeitet. Syd stellt sich ausgesprochen geschickt an, wenn sie fremde Wagen einparkt oder in die Werkstatt fährt.

In dieser Woche fahre ich einen Civic. Syd fragt mich, ob sie den Wagen haben kann, weil sie ein paar Klamotten von zu Hause holen will.

»Ach, bitte«, sagt sie.

Und schließlich gebe ich nach.

Etwa eine Stunde später klopft es an der Tür. Draußen steht Patty und lächelt nervös. Syd und sie sind seit ungefähr zwei Monaten miteinander befreundet.

»Kann ich hereinkommen?«, fragt sie.

»Syd ist nicht da«, antworte ich. »Sie ist zu ihrer Mutter

gefahren, um ein paar Sachen zu holen.«

»Darf ich trotzdem hereinkommen?«

»Kein Problem«, sage ich.

»Okay«, sagt Patty, als sie mir in der Diele gegenübersteht, und hebt die Hände in Brusthöhe. »Erst mal wollte ich Ihnen sagen, dass mit Syd alles in Ordnung ist.«

Jetzt weiß ich, dass irgendetwas nicht stimmt. »Und weiter?«, frage ich.

»Ihr ist nichts passiert. Wir hatten bloß einen kleinen Unfall, aber es war nicht ihre Schuld.«

»Was habt ihr gemacht?«

»Auf dem Rückweg von ihrer Mom ist Syd bei mir vorbeigefahren, und wir haben beschlossen, ein Eis essen zu gehen. Bei Carvel's, der Eisdiele bei mir um die Ecke.«

Ich kenne die Eisdiele; sie liegt vielleicht eine halbe Meile entfernt. Patty ist offenbar zu Fuß gegangen.

»Na ja«, fährt sie fort. »Wir haben vor der Eisdiele geparkt, und während wir drinnen an der Theke stehen, sehen wir plötzlich, wie jemand in so einer Schrottkiste zurücksetzt und voll in Syds Auto fährt. Was für ein Idiot – echt ein Vollblinder!«

»Aber ihr wart nicht im Wagen, oder?«

»Habe ich doch schon gesagt. Wir haben es von der Eisdiele aus gesehen. Aber der Typ war so schnell verschwunden, dass wir uns sein Kennzeichen nicht aufschreiben konnten.«

Sie hält kurz inne, ehe sie weiterspricht. »Es war nicht Syds Schuld, Mr Blake.«

Ich greife nach meiner Jacke.

»Sie machen ihr doch jetzt keinen Ärger, oder?«, fragt Patty.

»Ich will bloß wissen, ob alles okay mit ihr ist.«

»Keine Sorge. Sie hat nur Angst, dass Sie sauer auf sie sind. Sie glaubt, Sie flippen aus, wenn Sie davon erfahren.«

Später frage ich Syd: »Hast du wirklich geglaubt, ich

würde ausflippen? Nur weil irgendein Mistkerl eine Beule in meinen Wagen gefahren hat?«

»Ich wusste es ja nicht.«

»Warum hast du Patty vorgeschickt?«

»Na ja, sie hat angeboten, mal vorzufühlen. Außerdem musste ich daran denken, was du dauernd sagst – dass du seit der Scheidung jeden Cent zweimal umdrehen musst … Und deshalb habe ich gedacht, jetzt drehst du echt durch.«

»Syd …«

»Eine eingedrückte Tür – das kostet doch ein Vermögen, oder? Und über die Versicherung wirst du das bestimmt nicht abwickeln, weil die dich bloß hochstufen würden. Am liebsten würde ich selbst für den Schaden aufkommen, aber ich habe ja selbst kaum Geld, und wenn du Mom bittest, die Hälfte zu übernehmen, wird sie bloß sagen, dass es dein Auto ist, dass sie doch nicht dafür verantwortlich ist, wenn du mich damit fahren lässt, und dann wirst du sie anbrüllen – und dann ist wieder alles genauso wie früher, als ihr euch von morgens bis abends gestritten habt, alles geht wieder von vorne los, und …«

Am nächsten Tag bitte ich Susanne, sich mit mir zum Mittagessen zu treffen, und erzähle ihr alles.

Sie hört mir schweigend zu.

»Waffenstillstand?«, sage ich schließlich.

»Okay«, sagt sie. Und sie meint es auch so.

SIEBENUNDZWANZIG

Nachdem Arnie Chilton gegangen war, wählte ich Pattys Handynummer. Ich wollte mich vergewissern, ob alles okay mit ihr war, aber sie ging nicht dran. Wahrscheinlich hatte sie meine Nummer gesehen und wollte nicht mit mir sprechen. Ich wusste, dass ich letzte Nacht relativ deutlich gewesen war, aber andere hätten meine Ansage wahrscheinlich für nicht deutlich genug gehalten.

Aber es war nicht meine Aufgabe, sie dafür zu maßregeln, dass sie nachts um die Häuser zog, sich betrank und sich nicht zu Hause meldete. Selbstverständlich wollte ich wissen, ob sie sicher nach Hause – oder wohin auch immer – gekommen war, aber ich sah keinen Sinn darin, mich als ihr Erzieher aufzuspielen, ganz abgesehen davon, dass ich wahrlich andere Sorgen hatte.

Dann rief ich bei Jeff zu Hause an.

Eine Frau ging dran. »Hallo?«

»Mrs Bluestein?«, fragte ich.

»Ja?«

»Tim Blake hier.«

»Oh, hallo, Mr Blake.«

»Ist Jeff da?«, fragte ich.

»Im Moment nicht. Geht es um die Website?«

»Genau. Ich wollte ihn wegen ein paar technischer Fragen zu Rate ziehen.«

»Verstehe, ich blicke ja da auch nicht durch.«

»Ich versuch's einfach unter seiner Handynummer.« Ich legte auf und wählte erneut.

»Ja?«

»Jeff, hier spricht Tim Blake.«

»Ja?«

»Ich muss mit dir reden.«

»Wieso? Stimmt irgendwas nicht mit der Website?«

»Nein, alles so weit okay. Es geht um etwas anderes.«

»Worum denn?«

»Wo bist du gerade, Jeff?«

»Ich? Ich sitze im Zug und fahre mit ein paar Kumpels in die Stadt.«

Ich nahm an, dass er Manhattan meinte.

»Du bist unterwegs nach New York?«

»Ja, genau. Wir wollen nach SoHo, in den Kid-Robot-Store.«

Ich hatte noch nie davon gehört. »Und wann kommst du zurück?«, fragte ich.

»Irgendwann heute Abend«, erwiderte er.

Da ich nicht wusste, ob Jeffs Betrügereien im Dalrymple's etwas mit Syds Verschwinden zu tun hatten, wollte ich darüber nicht am Telefon mit ihm sprechen. Falls es darauf ankam, würde ich ihn am Telefon nur schwerlich unter Druck setzen können.

»Okay, wir sprechen uns morgen«, sagte ich. »Bis dann.«

»Bis dann«, sagte Jeff. Er klang nicht sonderlich begeistert.

***

»Du willst einen Wagen kaufen?«, fragte Bob, als ich am Nachmittag bei ihm vorbei sah. »Von *mir?«*

»Betrachte es als eine Art Wiedergutmachung«, sagte ich.

Die Wimpel flatterten über uns im Wind, während wir auf dem Hof von Bob's Motors standen.

»Was du gesagt hast, stimmt übrigens nicht«, sagte ich.

»Was?«

»Dass ich einen Keil zwischen Susanne und dich treiben will. Ja, sie ist mir wichtig, ich liebe sie sogar … aber nicht mehr auf dieselbe Weise wie früher. Und nichts liegt mir ferner, als mich irgendwie zwischen euch zu drängen.«

»Verschon mich mit dem Gelaber«, sagte Bob.

Ich nickte. »Also, was kannst du mir anbieten?«

Er zeigte auf einen blauen, etwa zehn Jahre alten VW New

Beetle, offenbar eins der ersten Modelle, die seinerzeit vom Band gelaufen waren. »Wie wär's mit dem?«

»Soll das ein Witz sein?«, fragte ich.

»Wieso? Der Wagen hat verhältnismäßig wenig Meilen runter, verbraucht nicht viel Sprit – ein echtes Schnäppchen für den Preis, das weißt du ganz genau.«

»Ich bitte dich«, sagte ich. »Die Karre steht hier doch schon seit Monaten. Du wirst sie nicht los. Glaubst du, ich sehe die Ölpfütze nicht? Außerdem sind die Vorderreifen komplett runtergefahren.«

»Ein Top-Wagen«, beharrte Bob. »Getönte Scheiben, Sechsfach-CD-Wechsler – was willst du noch?« Er reichte mir die Schlüssel. »Lass ihn mal an.«

Ich setzte mich hinters Steuer, drehte den Zündschlüssel, ließ den Motor im Leerlauf schnurren und schaltete die Scheinwerfer an. Dann stieg ich wieder aus und ging langsam um den Beetle herum.

»Der rechte vordere Scheinwerfer ist kaputt«, sagte ich. »Und dieses merkwürdige Klopfen ist ja wohl kaum zu überhören.«

»Ist doch klar, dass der Motor erst mal warm werden muss.«

»Aber viertausendfünfhundert sind wohl trotzdem nicht dein Ernst«, sagte ich.

»Günstiger geht's nicht«, beharrte er. »So eine Gelegenheit kriegst du so schnell nicht wieder.«

»Drei-acht«, sagte ich. »Mit neuen Vorderreifen, ausgetauschtem Scheinwerfer, und die Ölwanne checkst du auch noch.«

Bob gab einen entnervten Seufzer von sich. »Du kannst mich mal, Tim.«

»Guter Spruch«, sagte ich. »Würde perfekt in deine Werbespots passen.«

Ich beugte mich über den Fahrersitz, drehte den Motor ab und betätigte den Hebel, mit dem man die Rückenlehne nach

vorn klappte. Auf einmal hielt ich ihn in der Hand.

»Drei-neun«, sagte Bob.

Ich warf den Hebel auf den Rücksitz. »Aber komplett durchgecheckt.«

»Abgemacht«, sagte er. »Dann habe ich die Mühle endlich vom Hof.«

Susanne saß über einem Stapel Papierkram, als ich ein paar Minuten später das Büro betrat.

Sie sah auf. »Na, hat Bob dir den Beetle angedreht?«

»Ja. Beinahe hätte er mir weisgemacht, ich würde was geschenkt kriegen.«

»Ich halte deinen Scheck erst mal zurück«, sagte sie. »Bis er merkt, dass die Kohle noch nicht auf der Bank eingegangen ist, brauchst du die Karre vielleicht gar nicht mehr.«

Ich lächelte. »Du bist die Beste, Suze.«

»Hauptsache, du findest Syd«, sagte sie.

***

Als ich aus dem Büro trat, fiel mir ein dunkelblauer Wagen auf, der gerade auf das Gelände von Bob's Motors einbog. Die Türen öffneten sich gleichzeitig, als der Wagen hielt. Zwei Männer stiegen aus. Der eine deutete ans Ende einer Wagenreihe, wo Evan damit beschäftigt war, ein Auto zu waschen.

Es waren junge Burschen, vielleicht zwei, drei Jahre älter als Evan. Zielstrebig marschierten sie die Wagenreihe entlang.

Als Evan die beiden erblickte, unterbrach er seine Tätigkeit abrupt und blieb wie angewurzelt stehen. Und seine Miene verriet nur allzu deutlich, was in ihm vorging – er überlegte fieberhaft, in welche Richtung er fliehen sollte.

Ich wandte mich um, öffnete die Bürotür und steckte den Kopf hinein. »Ruf Bob auf dem Handy an«, sagte ich. »Schnell.«

Dann hängte ich mich an die Fersen der beiden Typen.

Offenbar hatten sie keine Eile, aber mit jedem Schritt, den sie ihm näher kamen, schien Evan ein Stückchen kleiner zu werden.

Sie kesselten ihn zwischen einem Landrover und einem Chrysler 300 ein. Hinter ihm befand sich der Maschendrahtzaun, der das Gelände umgab.

»Hey, Evan«, sagte der eine.

»Hi«, gab er zurück. »Ich habe schon versucht, euch anzurufen.«

»Echt? Davon hab ich gar nichts bemerkt.« Er warf dem anderen Burschen einen Blick zu. »Hat er bei dir angerufen?«

»Fehlanzeige«, sagte der andere.

»Diese blöden Entschuldigungen kotzen mich echt an«, sagte der Erste. »Mein Handy hat nämlich Voicemail, schon mal davon gehört? Es informiert mich sogar, welche Nummer angerufen hat. Und von dir habe ich nichts gehört, Lutscher.«

»Ich wollte aber anrufen«, sagte Evan.

»Wie wär's, wenn wir dir dein Handy einfach in den Arsch stecken?«

Ich trat zu ihnen. »Was ist hier los?«

Beide wandten sich um.

»Was wollen Sie denn?«, fragte der eine.

»Gibt's irgendwelche Probleme?«

»Halten Sie sich da raus«, sagte der Wortführer. »Das geht Sie nichts an, verstanden?«

»Evan?«, sagte ich.

Zum ersten Mal schien er sich über meinen Anblick zu freuen. »Hallo, Mr Blake.«

»Was läuft hier?«, fragte ich.

»Ah … nichts.«

»Wie viel schuldet er euch?«, fragte ich den einen Burschen.

Er neigte den Kopf leicht zur Seite und sah mich gelangweilt an; es schien ihn nicht sonderlich zu beeindrucken, dass ich die Situation erfasst hatte.

»Fünfhundert«, sagte er.

Ich kramte mein Portemonnaie hervor. »Hier sind hundertsechzig Dollar. Und morgen gibt er euch das restliche Geld.« Ich sah Evan an. »Okay?«

Er nickte. »Ja.«

Der eine Typ riss mir die Scheine aus der Hand. »Wir kommen wieder.«

Die beiden drängten sich an mir vorbei und gingen zu ihrem Wagen. Gleichzeitig kam Bob über den Hof zu uns geeilt.

»Noch mehr Spielschulden?«, fragte ich Evan.

Er senkte den Kopf. »Nein. Ich habe vor drei Wochen ein bisschen Dope auf Pump gekauft.«

Bob trat zu uns, völlig außer Atem.

»Was waren das für Typen?«, stieß er hervor.

»Gib mir Bescheid, wenn der Beetle startklar ist«, antwortete ich.

***

Den Rest des Nachmittags verbrachte ich damit, in der Gegend herumzufahren. Ich klapperte alle möglichen Anlaufstellen für Kids, Fast-Food-Restaurants und Geschäfte in Milford, Bridgeport und Derby ab, immer auf der Suche nach Syd.

Niemand konnte mir weiterhelfen.

Auf dem Rückweg holte ich mir ein halbes Hähnchen und einen Kartoffelsalat, mein Abendessen, das ich in der Küche an der Arbeitsplatte mit den Fingern aß – nun ja, zumindest benutzte ich für den Salat eine Gabel. Möglich, dass ich mich wie ein Höhlenmensch verhielt, weil ich nichts zu Mittag gegessen hatte.

Anschließend wählte ich erneut Pattys Handynummer, aber wieder sprang nur die Voicemail an. Im ersten Moment wollte ich eine Nachricht hinterlassen, entschied mich dann aber

doch dagegen.

Nachdem ich in der Küche klar Schiff gemacht hatte, ließ ich mich auf die Wohnzimmercouch fallen und schaltete die Nachrichten an. Ich konnte die Augen kaum offenhalten. Innerhalb von Minuten war ich eingenickt.

Als ich wieder erwachte, war es dunkel. Ich machte den Fernseher aus und ging nach oben in mein Schlafzimmer. Auf einem Stuhl stand die Reisetasche, die mich zuletzt bei meiner Übernachtung im Just Inn Time begleitet hatte. Ich hatte sie noch nicht ganz ausgepackt.

Irgendetwas kam mir seltsam vor, als ich einen beiläufigen Blick in die Tasche warf.

»Wo …«

Ich kramte die restlichen Sachen heraus – drei Paar Socken, Unterwäsche, einen Pullunder – und warf sie aufs Bett.

»Das gibt's doch nicht«, sagte ich.

Milt der Elch war verschwunden.

Stirnrunzelnd ging ich in Syds Zimmer, in der Hoffnung, dass ich das Stofftier bereits wieder auf ihrem Bett deponiert hatte, auch wenn ich mich nicht daran erinnern konnte.

Aber auch dort war weit und breit nichts von Milt zu entdecken.

»Milt«, sagte ich laut, als könne er mich hören. »Wo steckst du, alter Junge?«

Ich nahm meine Schlüssel, ging nach draußen und schloss den Wagen auf. Ich sah in den Kofferraum, unter die Sitze, aber Syds liebstes Kuscheltier war spurlos verschwunden.

»Das Hotel«, murmelte ich.

Ich hatte den Elch neben mich aufs Bett gesetzt, als ich im Just Inn Time abgestiegen war. Ja, jetzt erinnerte ich mich. Er war vom Bett gefallen, als ich nach dem Kissen gegriffen hatte, um mich damit ans Fenster zu setzen.

Ich war zu erschöpft, um jetzt noch zum Hotel hinüberzufahren, nahm mir aber vor, so bald wie möglich vorbei-

zusehen.

Ich kehrte ins Schlafzimmer zurück. Ja, ich brauchte dringend Schlaf, aber gleichzeitig war ich völlig frustriert, weil ich wieder einmal nichts, absolut nichts erreicht hatte. Ich überlegte, was ich vielleicht doch noch tun konnte, als …

Ein Geräusch.

Ich hatte es ganz deutlich gehört.

Irgendetwas vor dem Haus. Es hatte geklungen, als wäre eine Autotür zugeschlagen worden.

In meiner Einfahrt.

Leise schlich ich die Treppe hinunter. Ich wollte gerade aus dem Fenster spähen, als es an der Tür klingelte.

Vor Schreck blieb mir fast das Herz stehen.

Ich ging zur Tür und warf einen Blick durch das Seitenfenster. Draußen stand ein Mann, der etwas von der Größe einer Autobatterie in der Rechten hielt. Ich öffnete die Tür.

»Mr Blake«, sagte der Mann.

»Mr Fletcher«, sagte ich.

»Sie erinnern sich also an mich«, stellte er fest.

»Ich vergesse nie jemanden, der eine Probefahrt dazu nutzt, irgendwo eine Fuhre Mist abzuladen.«

»Hätte ich mir fast gedacht«, sagte Richard Fletcher und hielt mir sein Mitbringsel hin – ein Sechserpack Coors-Dosenbier.

Ich nahm es entgegen. Die Dosen waren warm. »Tut mir leid«, sagte er. »Als ich vorhin vorbeigekommen bin, war das Bier eiskalt, aber jetzt lag es schon länger bei mir im Wagen.«

»Wie?«, sagte ich. »Sie haben es schon mal versucht?«

»Ja, zweimal«, sagte er. »Ihre Adresse habe ich aus dem Telefonbuch.«

»Kommen Sie doch rein«, sagte ich.

Ich führte ihn in die Küche, wies auf einen Stuhl und drückte ihm eine Bierdose in die Hand. Dann machte ich mir selbst eine auf und setzte mich ihm gegenüber.

Schweigend tranken wir einen Schluck warmes Bier.

»Kalt würde es besser schmecken«, sagte er.

»Tja«, sagte ich.

Er nickte. »In Wahrheit kann ich mir gar keinen neuen Laster leisten.«

»Dachte ich mir schon.«

»Ich hatte einem Bekannten versprochen, eine Fuhre Mist für ihn zu transportieren, aber mein eigener Laster sprang nicht an«, sagte er. »Vierzig Dollar bar auf die Kralle, da konnte ich nicht nein sagen.«

»Verstehe.« Ich nahm noch einen Schluck Bier.

»Na ja, ich weiß selber, dass das nicht ganz astrein war«, sagte Fletcher. »Aber jetzt wissen Sie jedenfalls Bescheid.«

Ich nickte.

»Beim nächsten Mal versuche ich's vielleicht besser bei Toyota«, fügte er hinzu.

Ich grinste. »Das wäre nett.«

Er erwiderte mein Lächeln. »Na ja, es tut mir wirklich leid. Ich habe echt Scheiße gebaut, aber es war nicht böse gemeint.«

Ich trank noch einen Schluck. »Wie heißt Ihre Tochter?«, fragte ich.

»Sofia«, erwiderte er.

»Hübscher Name«, sagte ich.

»Hmm, jetzt sollte ich aber schleunigst wieder los«, sagte er. »Früher konnte ich so einen Sechserpack problemlos allein wegschlucken, aber inzwischen habe ich schon nach einer Dose genug.«

Ich stand auf und begleitete ihn hinaus. Wir blieben bei meinem CR-V stehen und schüttelten uns die Hand.

»Wenn ich in der Lotterie gewinne, kaufe ich einen Laster bei Ihnen«, sagte er.

»Klingt gut«, sagte ich.

Als ich zum Haus zurückgehen wollte, hörte ich plötzlich Reifen quietschen.

Ein Motor heulte auf. Jemand raste die Straße entlang.

Als ich mich umdrehte, drang ein gedämpfter Knall an meine Ohren. Für einen Sekundenbruchteil erhaschte ich einen Blick auf einen dunklen Van, der die Straße entlangbretterte …

… als Fletcher sich gegen mich warf und von den Beinen riss.

Zusammen landeten wir im kühlen Gras, während weitere gedämpfte Schüsse, zwei oder drei vielleicht, ertönten.

»Los, ducken!«, bellte Fletcher mir ins Ohr.

Als ich den Kopf wandte, sah ich kurz die Rücklichter des Vans, ehe sie im Dunkel verschwanden.

Wir verharrten noch einen Moment auf dem Rasen, bevor wir uns wieder aufrappelten. Ich wandte mich zu meinem Wagen um und sah, dass die Heckscheibe in tausend Scherben zersplittert war.

»Ein Sechserpack warmes Bier ist vielleicht nicht der Oberhammer«, sagte er. »Aber jetzt dürften wir so ziemlich quitt sein, oder?«

ACHTUNDZWANZIG

Ich eilte ins Haus und rief die Polizei. Als ich wieder nach draußen kam, stieg Richard Fletcher gerade in seinen gelben Pinto.

»He«, rief ich. »Wo wollen Sie hin?«

Er ließ das Fenster herunter. »Nach Hause, wohin sonst?«

»Die Polizei ist unterwegs«, sagte ich. »Die werden mit Ihnen reden wollen. Sie sind schließlich Zeuge, dass auf mich geschossen worden ist.«

»Ich habe doch gar nichts gesehen«, gab er zurück. »Ehrlich, ich habe schon genug Probleme als alleinerziehender Vater. Sollten die Bullen bei mir auftauchen, werde ich abstreiten, je hier gewesen zu sein. Noch mehr Scheiße am Hacken kann ich echt nicht gebrauchen, okay?«

Er drehte den Zündschlüssel; beim dritten Versuch sprang die uralte Kiste an. Er nickte mir noch einmal zu und bog nach links auf die Hill Street ein. Der Motor keuchte und röchelte wie ein Lungenkranker, dann entschwand der Pinto meinem Blick.

***

Kurz darauf wimmelte es auf unserer Straße nur so von Polizei. Vor meinem Haus stand ein gutes halbes Dutzend Streifenwagen; der grelle Schein der Blaulichter zuckte über die umliegenden Häuser. Etwas weiter entfernt parkte der Ü-Wagen irgendeiner TV-Crew. Die halbe Nachbarschaft tummelte sich auf dem Bürgersteig gegenüber. Die Leute tuschelten und versuchten sich zusammenzureimen, was passiert war, während die Cops mein Grundstück mit gelbem Absperrband abriegelten.

Ein paar Beamte hatten bereits mein Haus betreten. Inzwischen kannten sie sich dort bestimmt bestens aus.

Kip Jennings und ich standen in der Nähe der Haustür.

»Dieser Zeuge«, sagte sie. »Wie war der Name noch mal?«

»Richard Fletcher«, sagte ich. »Er wohnt am Coulter Drive.«

»Und wo ist er hin?«

»Er ist nach Hause gefahren.«

»Wie bitte? Dieser Fletcher rettet Ihnen das Leben und macht sich dann einfach vom Acker?«

»Tja, genau so sieht's aus«, sagte ich.

»Wieso war er überhaupt hier?«

»Weil er sich bei mir entschuldigen wollte«, sagte ich. »Er hat mir neulich einen Wagen, mit dem er eine Probefahrt gemacht hatte, völlig verdreckt zurückgebracht und kam heute Abend mit einem Sechserpack Bier vorbei – als Wiedergutmachung sozusagen. Die Schüsse fielen, als er gerade gehen wollte.«

»Und wenn er bloß ein Lockvogel war?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Hätte er sich nicht auf mich geworfen, wäre ich jetzt tot.« Ich hielt kurz inne. »Er meinte, er hätte schon genug Probleme. Er wollte nicht auch noch mit der Polizei zu tun bekommen.«

»Ach ja?«, gab sie zurück. »Und Sie haben den Wagen gesehen?«

»Ja, aber nur ganz kurz. Die Kerle waren einfach zu schnell. Es war ein Van – höchstwahrscheinlich derselbe wie der von dem Kerl, der mir beinahe die Nase gebrochen hätte.«

»Sieht ganz so aus, als hätte er es tatsächlich auf Sie abgesehen«, sagte sie.

Ein uniformierter Cop trat aus der Haustür. »Wir haben etwas gefunden«, sagte er, an Detective Jennings gewandt. »Könnten Sie kurz mitkommen?«

Kip Jennings musterte mich, als könne ich ihr erklären, wovon der Officer sprach. Ich runzelte die Stirn und zuckte mit den Schultern. Dann folgte ich ihr und dem Uniformierten, der vor uns her in den ersten Stock ging. Vor der Badezimmertür blieb er stehen und deutete auf den

Boden.

»Da«, sagte er.

Sein ausgestreckter Finger zeigte auf ein blutiges Handtuch, das neben der Toilette lag.

Jennings warf mir einen Blick zu. »Stammen die Blutspuren von Ihnen?«

»Nein«, sagte ich. »Aber …«

»Kümmern Sie sich darum«, sagte Jennings zu dem Cop. »Ist die Spurensicherung schon da?«

»Kommen gerade«, erwiderte der Cop.

»Haben Sie nicht gesagt, niemand wäre verletzt worden?«, fragte sie mich.

»Ich kann das erklären«, erwiderte ich. »Dafür müssen Sie wirklich keine Spezialisten bemühen.«

»Kommen Sie mit«, sagte Kip Jennings. Ich folgte ihr die Treppe hinunter in die Küche. »Also, was wollten Sie mir erklären?«

»Ich habe Ihnen doch schon mal von Syds bester Freundin erzählt, erinnern Sie sich? Patty Swain.«

Ein Schatten huschte über Kip Jennings' Pokerface. »Ja.«

»Sie hat mich gestern Abend angerufen. Von einer Party unten am Strand. Sie war ziemlich betrunken und hatte sich bei einem Sturz am Knie verletzt.«

»Und weiter?«

»Na ja, sie hat mich gebeten, sie abzuholen.«

»Tatsächlich? Und wieso hat sie ausgerechnet Sie angerufen?«

»Hmm … offenbar wusste sie nicht, an wen sie sich sonst wenden sollte.«

»Warum? Hat sie keine Eltern?«

»Ihr Vater hat sich offenbar aus dem Staub gemacht, als sie noch ein kleines Kind war, und soweit ich weiß … nun ja, ihre Mutter trinkt offenbar mehr, als ihr guttut. Jedenfalls meinte Patty, ihre Mutter sei um diese Uhrzeit nicht mehr in der Lage, sie abzuholen.«

»Also haben Sie das übernommen«, sagte Jennings.

Ich seufzte. »Ja. Ich war hundemüde, aber ich hatte es ja nicht besonders weit. Ich habe sie abgeholt und hierher gebracht, weil sie unter keinen Umständen nach Hause wollte. Außerdem sah ihr Knie echt böse aus. Sie war in eine Glasscherbe gefallen.«

»Und Sie haben sie verarztet?«

»Genau. Oben im Bad. Mit dem Handtuch habe ich die Wunde gesäubert und dann einfach vergessen, es in die Wäsche zu geben.«

Jennings musterte mich ernst.

»Was ist denn?«, fragte ich. »Das Ganze ist doch völlig harmlos. Ihre Experten können sich gern mit dem Handtuch beschäftigen, wenn sie unbedingt ihre Zeit verschwenden wollen.«

»Und nachdem Sie Pattys Knie verarztet hatten?«

»Ich habe ihr angeboten, in Syds Zimmer zu übernachten.«

Kip Jennings runzelte die Stirn. »So, so.«

»Sie wollte nicht nach Hause, das habe ich Ihnen doch schon gesagt. Und ich lasse eine Siebzehnjährige ganz bestimmt nicht nachts allein auf die Straße, schon gar nicht in ihrem Zustand.«

»Verstehe«, erwiderte sie trocken.

»Aber ehrlich gesagt weiß ich nicht mal, ob sie tatsächlich hier übernachtet hat. Ich bin direkt ins Bett gegangen, und als ich heute Morgen nach ihr gesehen habe, war sie nicht mehr da.«

»Wann sind Sie denn aufgestanden?«

»Gegen halb acht«, sagte ich.

»Worüber haben Sie mit ihr geredet?«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Ich möchte einfach nur wissen, worüber Sie mit ihr gesprochen haben.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Sie hat von ihrem Vater erzählt. Nicht viel, aber offenbar hat er sie und ihre Mutter

sitzen lassen, als sie noch ein kleines Mädchen war. Außerdem hat sie mir angeboten, sich um mein Haus zu kümmern, bis Syd wieder da ist.«

»Finden Sie das nicht seltsam?«, fragte Detective Jennings.

»Eigentlich nicht. Offenbar gefällt es ihr zu Hause nicht besonders. Wie auch immer, ich habe ihr ohnehin klargemacht, dass es nicht in Frage kommt und sie am nächsten Morgen das Feld räumen muss. Vielleicht ist sie deshalb mitten in der Nacht abgehauen.«

»Kann das jemand bestätigen?«, fragte sie.

»Warum?«

»Ich frage bloß.«

Plötzlich fiel mir Kate wieder ein. Ja. Immerhin hatte sie beobachtet, wie ich mit Patty ins Haus gegangen war. Aber wollte ich Kate tatsächlich mit in diese Angelegenheit hineinziehen? Würde ich dadurch womöglich alles nur noch verschlimmern?

»Ja, da wäre schon jemand, der mich mit Patty gesehen hat«, sagte ich. »Aber … nun ja, es ist eine Frau, von der ich mich erst kürzlich getrennt habe.«

»Und wie heißt diese Frau?«, hakte Jennings nach.

»Kate Wood«, sagte ich. »Sie ist hier vorbeigefahren, als ich Patty ins Haus gebracht habe. Ich habe danach mit ihr telefoniert und ihr erklärt, was los war.«

»Bestand denn Erklärungsbedarf?«, fragte Jennings.

»Na ja, ich … Ich wollte nicht, dass sie auf falsche Gedanken kommt«, sagte ich. »Sie wollte wahrscheinlich nur kurz vorbeisehen und mit mir reden, und dann sieht sie mich plötzlich mit einem jungen Mädchen …«

»Mit Ihnen reden? Ich dachte, Sie hätten sich getrennt?«

»Ja«, sagte ich. »Das stimmt auch. Du meine Güte, es ist doch ganz normal, dass man das Bedürfnis hat, noch mal miteinander zu sprechen, wenn eine Beziehung in die Brüche gegangen ist, oder?«

»Haben Sie mir sonst etwas zu sagen?«, fragte Jennings.

»Was? Ja, und ob. Ich würde gern wissen, was Sie eigentlich unternehmen, um Sydney zu finden. Dauernd stellen Sie mir irgendwelche Fragen, aber von Ihnen kommt nie etwas! Ich bin den ganzen Tag unterwegs gewesen, habe Hunderten von Menschen Syds Foto gezeigt. Kann ich mal erfahren, was Sie getan haben – oder ist es Ihnen sowieso scheißegal, was mit meiner Tochter passiert ist?«

Einen Moment lang musterte Jennings mich wortlos. »Bin gleich wieder da«, sagte sie dann.

Als sie die Küche verließ, sah ich, wie sie nach ihrem Handy griff.

Ich lehnte mich an den Kühlschrank und versuchte zu verarbeiten, was in der letzten Stunde geschehen war.

Von Sydney gab es immer noch keine Spur.

Ein Mordanschlag war auf mich verübt worden.

Wo bist du, Syd? Warum meldest du dich nicht? Was geht hier vor?

Kurz darauf kam Jennings wieder herein. Sie steckte ihr Handy in die Tasche. »Also, noch mal von vorn«, sagte sie. »Wann haben Sie Patty abgeholt, und was ist dann passiert? Versuchen Sie sich an jedes Detail zu erinnern.«

»Wieso?«, fragte ich. »Was ist denn so wichtig daran?«

»Tja«, sagte Jennings. »Seit sie bei Ihnen war, ist sie spurlos verschwunden.«

NEUNUNDZWANZIG

Folgendes erfuhr ich von Kip Jennings:

Patty hatte einen Teilzeitjob in einem Modeschmuckladen in der Connecticut Post Mall. Sie hätte dort um zehn Uhr morgens erscheinen sollen, aber niemand hatte sich sonderlich Gedanken gemacht, als sie um halb elf immer noch nicht da gewesen war. In Sachen Pünktlichkeit hatte sich Patty noch nie sonderlich hervorgetan.

Als sie um elf aber immer noch nicht aufgetaucht war, riefen ihre Kolleginnen erst auf ihrem Handy und anschließend bei ihr zu Hause an, aber unter beiden Nummern war niemand zu erreichen.

Eine ihrer Kolleginnen wusste, wo Pattys Mutter arbeitete, und rief sie in ihrem vollverglasten Bürokabuff in der Bridgeport Avenue an. Carol Swain hatte ihre Tochter seit dem Vortag nicht mehr gesehen. Zwar war es nichts Außergewöhnliches, dass Patty erst spät nach Hause kam, doch hatte sie sich bereits gewundert, als sie ihre Tochter am Morgen nicht angetroffen hatte. Zudem war es noch nie vorgekommen, dass Patty nicht zur Arbeit erschienen war.

Als Carol Swain nach Hause kam und Patty immer noch nicht da war, rief sie selbst auf dem Handy ihrer Tochter an und überlegte, als sie Patty nicht erreichen konnte, bei welcher Freundin sie sein könnte – mit dem Ergebnis, dass sie sich eingestehen musste, überhaupt keine Freunde ihrer Tochter zu kennen. Als sie schließlich mit einer Kollegin sprach, mit der sie gelegentlich nach der Arbeit noch etwas trinken ging, hatte diese ihr geraten, die Polizei einzuschalten.

Gegen sechs hatte Pattys Mutter auf dem Revier angerufen. Wahrscheinlich sei gar nichts, hatte sie fast entschuldigend gesagt, so seien die Mädchen von heute eben. Aber ob man ihr sagen könne, ob ihre Tochter vielleicht Opfer eines Unfalls geworden war?

Der Beamte am anderen Ende hatte verneint und Carol

Swain gefragt, ob sie eine Vermisstenanzeige aufgeben wolle.

Nach kurzem Überlegen hatte sie geantwortet: »Na ja, man muss ja nicht gleich übertreiben, oder?«

Worauf ihr der Beamte erklärte, dass sie ohne offizielle Vermisstenanzeige keine Nachforschungen anstellen könnten.

»Na schön«, hatte Carol Swain gesagt. »Dann mach ich das eben.«

Sehr besorgt war sie offenbar nicht gewesen.

* * *

»Tja, jetzt wissen Sie Bescheid«, sagte Kip Jennings. »Ich habe eben mit den Kollegen telefoniert, aber bis jetzt ist die Kleine nicht aufgetaucht.«

»Ich habe selbst mehrmals versucht, Patty zu erreichen«, sagte ich. »Aber sie ist nicht ans Handy gegangen.«

»Im Moment hat es jedenfalls den Anschein, als seien Sie der Letzte gewesen, der Patty gesehen hat.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Mr Blake, ich spiele lediglich mit offenen Karten. Wir haben ein Handtuch in Ihrem Bad gefunden, an dem sich Blutspuren von einem Mädchen befinden, das seit fast vierundzwanzig Stunden spurlos verschwunden ist.«

»Ich bin Ihnen gegenüber absolut aufrichtig gewesen«, sagte ich.

»Das kann ich nur hoffen«, gab sie zurück. »Jetzt haben wir bereits zwei verschwundene Mädchen, und in beiden Fällen stehen Sie im Zentrum der Ermittlungen.«

***

Am Morgen rief ich Susanne im Büro an.

»Ist der Beetle startklar?«, fragte ich.

»Ja«, sagte sie. »Inklusive neuer Vorderreifen und ersetztem Scheinwerfer.«

»Ich brauche jemanden, der mich hier abholt.«

»Musstest du den Wagen schon zurückgeben?«, fragte sie.

»Der ist weg«, sagte ich, verschwieg ihr aber wohlweislich, dass die Polizei ihn mitgenommen hatte.

»Ich sehe zu, was ich tun kann«, sagte Susanne.

Ich hoffte, sie selbst käme vorbei. Dass Bob für mich Chauffeur spielen würde, hielt ich für eher unwahrscheinlich.

Umso überraschter war ich, als der Beetle vorfuhr und ich Evan hinter dem Steuer entdeckte. Das ominöse Klopfen des Motors drang an meine Ohren, als ich die Einfahrt hinunterging.

Als ich eingestiegen war, fragte er: »Wieso hat die Polizei Ihr Grundstück abgesperrt?«

»Hast du das restliche Geld für die beiden Typen aufgetrieben?«, gab ich zurück.

Als er losfuhr, warf er noch einen Blick zum Haus zurück. »Ja.«

»Von deinem Vater?«

»Ja.« Er räusperte sich. »Danke, dass Sie mir geholfen haben.«

»Erst habe ich überlegt, ob ich bloß zuschauen soll«, sagte ich.

»Warum?«

»Vielleicht brauchst du einfach mal eine anständige Abreibung. Erhöht zuweilen das Denkvermögen.«

Er fuhr schweigend weiter, ohne die Straße aus den Augen zu lassen.

»Du nimmst Drogen, du stiehlst, du bist spielsüchtig«, fuhr ich fort. »Und du hast mit meiner Tochter geschlafen.«

Er warf mir einen Seitenblick zu. »Vielleicht hat sie ja etwas in mir gesehen, was Sie nicht erkennen können.«

»Muss wohl so sein«, sagte ich. Mir fiel auf, dass er wie ein Musterschüler fuhr, beim Abbiegen jedes Mal den Blinker betätigte und sich strikt an die Geschwindigkeitsbegrenzung hielt.

»Hast du Syds Freundin Patty in den letzten Tagen gesehen?«, fragte ich.

»Nein.« Er runzelte die Stirn. »Wieso?«

Ich schüttelte den Kopf, nicht länger bereit, Antworten zu geben, solange ich nicht die Fragen geklärt hatte, die mir unter den Nägeln brannten. »Du hast eine gefälschte Kreditkarte benutzt«, sagte ich. »Um damit einen Teil deiner Zockereien zu finanzieren.«

»Ja.«

»Wie funktioniert das Ganze? Ich meine, wenn du gewinnst, geht das Geld dann nicht automatisch auf das Konto der Person, deren Kartennummer du hast?«

»Na ja«, sagte er. »Das war mir irgendwie nicht so wichtig. Zunächst ging's mir eher ums Spielen, nicht um die Kohle.«

Es klang unglaublich, aber man musste sich nur einen Moment in den Kopf eines Spielers versetzen, um zu wissen, dass seine Antwort kein bisschen abwegig war. »Woher hattest du die Karte?«

»Ich will niemand verpfeifen«, sagte er.

»Von Jeff Bluestein, stimmt's?«

Evan sah zu mir herüber. »Woher wissen …« Abrupt hielt er inne.

»Jetzt weiß ich's jedenfalls.« Ich lehnte mich zurück. »Ich werde ihn mir heute noch vorknöpfen.«

Evan begann unübersehbar zu schwitzen. »Sagen Sie ihm bloß nicht, dass ich mich verquatscht habe.«

Ich schwieg einen Moment und lauschte. »Der Motor klingt doch irgendwie komisch«, sagte ich dann. »Findest du nicht?«

***

Nachdem ich mich hinters Steuer des Beetle gesetzt hatte, machte ich mich direkt auf den Weg zu Jeff Bluestein. Ich wusste, wo er wohnte, weil ich Syd gelegentlich bei ihm

vorbeigebracht hatte, als beide noch keinen Führerschein gehabt hatten.

Ich parkte den Beetle am Bordstein, ging zur Haustür und läutete. Jeffs Mutter öffnete.

»Guten Morgen«, sagte sie. Ihr Lächeln wirkte aufgesetzt. Offenbar war sie nicht wirklich erfreut, mich zu sehen. Wahrscheinlich hatte es ihr von Anfang an nicht gefallen, dass ihr Sohn mir bei der Website geholfen hatte. Ich war ein Mann mit Problemen, und allem Anschein nach sah sie es lieber, wenn sich Jeff von Leuten mit Problemen fernhielt.

»Hallo, Mrs Bluestein.«

»Jeff schläft noch.«

»Dann wecken Sie ihn doch bitte. Ich hatte ihm gesagt, dass ich vorbeikommen würde.«

Mrs Bluestein machte keine Anstalten, mich hereinzubitten. »Wenn's bloß um ein paar technische Fragen geht, kann das doch sicher warten, oder?«

»Leider nein«, erwiderte ich.

»Einen Moment«, sagte sie und ließ die Fliegentür vor meiner Nase zufallen. Durch das Netz sah ich, wie sie den Flur entlangging und vorsichtig eine Tür auf der rechten Seite öffnete. Nach einer halben Minute kam sie an die Tür zurück.

»Könnten Sie sich noch eine halbe Stunde gedulden? Er ist sehr müde.«

Ich drängte mich an ihr vorbei in die Diele und marschierte den Gang hinunter, während Mrs Bluestein sich an meine Fersen heftete. »Was fällt Ihnen ein?«, fauchte sie.

Ich riss Jeffs Zimmertür auf. »He, Jeff!«, rief ich. Allmählich hatte ich es satt, dauernd auf irgendwen Rücksicht zu nehmen.

Schlaftrunken regte er sich unter seiner Decke. »Hmm?«

»Wir wollten reden – schon vergessen?«

Er blinzelte heftig. »Aber doch nicht so früh, Mann«, sagte er mit belegter Stimme.

»Los, zieh dich an. Und dann gehen wir erst mal früh-

stücken.«

»Mr Blake!«, keifte seine Mutter. »Sie sehen doch, dass Jeff noch nicht ansprechbar ist!«

Ich beugte mich zu Jeff, brachte meine Lippen nah an sein Ohr. »Entweder du schwingst jetzt deinen Arsch aus den Federn, oder wir besprechen direkt vor deiner Mutter, wie du die Kunden im Dalrymple's abgezockt hast.«

Ich hatte zwar keine Ahnung, ob seine Mutter über die Angelegenheit mit den Kreditkarten Bescheid wusste, aber mein Schuss ins Blaue schien den richtigen Nerv zu treffen, da Jeff wie von der Tarantel gestochen hochfuhr.

»Mr Blake«, zischte seine Mutter. »Ich muss Sie jetzt wirklich bitten zu gehen!«

»Schon okay, Mom«, fiel ihr Jeff ins Wort. »Ich hatte bloß vergessen, dass Mr Blake mit mir reden wollte.«

Ich wandte mich zu seiner Mutter und grinste breit. »Sehen Sie?« Zu Jeff sagte ich: »Ich warte draußen. Du hast fünf Minuten.«

Mrs Bluestein eilte hinter mir her und redete auf mich ein, aber ich blockte ihre Fragen kurz und knapp ab. Ich ging zum Wagen, setzte mich hinters Steuer und wartete.

Nach vier Minuten erschien Jeff in der Tür, latschte quer über den Rasen, öffnete die Beifahrertür und stieg ein.

»Also, was willst du?«, fragte ich.

Er glotzte mich an. »Hä?«

»Zum Frühstück.«

»Ich hab keinen Hunger.«

»Also McDonald's«, sagte ich und ließ den Motor an.

Ich fuhr auf direktem Weg zum nächsten McDonald's, wo ich mit ihm an den Tresen marschierte und einen Egg McMuffin, Kaffee und ein Schoko-Donut bestellte. Als wir uns in die nächste Nische setzten, bemerkte ich, wie Jeff klammheimlich den Donut beäugte.

»Willst du ihn haben?«, fragte ich.

»Weiß nicht.«

»Nimm schon«, sagte ich und schob ihn ihm hin.

»Woher wissen Sie von der Sache mit dem Dalrymple's?«, fragte er.

»Ich weiß es einfach«, antwortete ich. »Und jetzt will ich, dass du mir alles darüber erzählst.«

»Warum?«

»Darum«, sagte ich.

»Was ist denn so wichtig daran?«

»Das beurteile ich später«, sagte ich. »Und jetzt rück endlich raus damit.«

Er nahm einen Bissen von dem Donut. »Du meine Güte, das hat doch nichts mit Sydney zu tun. Deshalb fragen Sie doch, oder?«

»Komm, lass hören«, sagte ich.

»Das war nichts«, sagte er. »Ich meine, ist doch gar nichts passiert. Jeder kann Einspruch erheben, wenn seine Kreditkarte für etwas belastet wird, das er nicht gekauft hat, das wissen Sie genauso gut wie ich.«

Seine Einstellung gefiel mir ganz und gar nicht, aber ich sah davon ab, ihm das unter die Nase zu reiben, da ich wahrhaft andere Prioritäten hatte.

»Die Nummer hast du doch schon eine ganze Weile durchgezogen, bevor der Manager des Restaurants dich erwischt hat, stimmt's?«

»Na ja, so oft auch wieder nicht«, sagte er. »Aber schon ein paarmal.«

»Wenn dir jemand anders auf die Schliche gekommen wäre, würden wir uns jetzt vielleicht durch eine Glasscheibe unterhalten – das ist dir doch hoffentlich klar, oder?«

Jeff sah deprimiert drein. »Ich weiß selber, dass ich Mist gebaut habe. Ich wollte mir bloß ein bisschen Kohle dazuverdienen.«

»Wie ist das genau abgelaufen?«

Jeff senkte beschämt den Kopf und stopfte sich den Rest des Donuts in den Mund. Ich nippte an meinem Kaffee.

»Na ja, ich hatte so ein Gerät, mit dem man Kreditkarten auslesen kann – Visa, Mastercard, American Express. Mit dem Teil kann man die Daten kopieren, die auf den Karten gespeichert sind.«

»Woher hattest du das Gerät?«

»Keine Ahnung.«

Ich legte mein Sandwich aufs Tablett und beugte mich so nah zu ihm, dass sich unsere Köpfe beinahe berührten. »Hör auf, mich zu verarschen, Junge. Ich will Antworten.«

»Sie konnten mich noch nie leiden? Als Sydney und ich zusammen waren, hat Ihnen das doch auch nicht gepasst.«

»Komm mir nicht auf die Tour, Jeff. Mag sein, dass die Mitleidsschiene bei deiner Mom funktioniert, aber bei mir zieht das nicht. Weiß deine Mutter überhaupt von der Sache? Hat dein Dad ihr davon erzählt?«

»Wer hat Ihnen gesagt, dass mein Vater Bescheid weiß?«

»Also habe ich recht, stimmt's? Deine Mutter hält dich immer noch für den braven Jungen, den du ihr vorspielst. Wie wär's, wenn wir zurückfahren und ihr erzählen, was Sohnemann sonst noch so treibt?«

»Nein«, sagte er leise.

»Fest steht jedenfalls, dass du nicht der Einzige bist, der in der Scheiße steckt. Du kennst doch Evan?«

»Ja, und? Was ist mit ihm?«

»Er ist aufgeflogen. Hat sich mit seiner Spielsucht in Teufels Küche gebracht. Außerdem wissen wir, dass er dabei mindestens eine gefälschte Kreditkarte benutzt hat. Und die hast du ihm verschafft.«

Jeff musterte mich ungläubig. »Oh, Mann.«

»Hast du ihm auch Geld geliehen?«

»Ja, schon vor längerem. Ich hab's bis heute nicht zurückbekommen.«

»Tja.« Müde schüttelte ich den Kopf. »Jetzt mach nicht so ein Gesicht. Ich habe kein Interesse daran, dich noch weiter in die Scheiße zu reiten.«

»Ich stecke sowieso schon bis zum Hals drin«, gab er leise zurück.

»Was meinst du damit?«

»Dieser Typ, der mich für die Sache mit den Kreditkarten bezahlt hat … Na ja, ich wusste gleich, dass es keine gute Idee war, mich mit ihm einzulassen. Der war gefährlich, das habe ich sofort gemerkt.«

»Wie heißt er?«

»Keine Ahnung«, sagte Jeff.

»Was meinst du mit ›gefährlich‹?«

»Der war eiskalt – knallhart, verstehen Sie?«

»Er muss doch stinksauer gewesen sein, als sie dich erwischt haben.«

»Er hat sich danach bloß einmal bei mir gemeldet. Ich habe ihm erklärt, dass ich ohne Anzeige davongekommen bin, nachdem mein Vater mit dem Manager des Dalrymple's geredet hatte. Klar, er war echt sauer, aber dann kam nichts mehr – wahrscheinlich, weil er nicht noch mehr Staub aufwirbeln wollte.«

»Und dein Vater? Hat es ihn nicht interessiert, wer der Kerl war?«

»Dad wollte nicht, dass Mom etwas spitzkriegt, weil sie sonst völlig ausgerastet wäre. Deshalb hat er die Sache auf sich beruhen lassen.«

»Na schön«, sagte ich. »Und wie sah der Kerl aus?«

Jeff zuckte mit den Schultern. »Na ja, ganz normal.«

Das Ganze war wie Zähneziehen. »War er groß, klein, dick, dünn, schwarz, weiß?«

»Weiß.« Jeff überlegte. »Ziemlich durchtrainiert. Hellbraunes Haar, würde ich sagen. Teure Klamotten. Ach ja, geraucht hat er auch.«

»Wie alt?«

»Na ja, schon älter«, sagte Jeff.

»Um die sechzig? Oder eher schon siebzig?«

Jeff runzelte die Stirn. »Nee, so um die dreißig«

»Was hat er dir bezahlt?«

»Einen Fünfziger für jede ausgelesene Karte. Besonders scharf war er auf VISA- und Amex-Gold-Karten. Manchmal konnte ich an einem Abend einen Tausender verdienen. Im Dalrymple's kriegt man ja bloß den Mindestlohn plus Trinkgelder, und an manchen Abenden ist so gut wie nichts los … na ja, obwohl ich meiner Mom immer erzählt habe, der Laden würde aus allen Nähten platzen, damit sie sich nicht wundert, woher ich das viele Geld habe.«

Fett Kohle machen – es war nicht schwer nachzuvollziehen, warum Jeff sich auf das Ganze eingelassen hatte.

»Tja«, fuhr er fort, »aber dann kam der Abend, an dem mich Roy erwischt hat, und dann war Schluss mit lustig.«

»Roy?«

»Roy Chilton, der Manager. Er hat gesehen, wie ich eine Karte durch das Gerät gezogen habe, und wusste sofort Bescheid. Oh, Mann, ich darf gar nicht dran denken.«

»Warum hast du das gemacht, Jeff?«, fragte ich. »Eigentlich bist du doch ein anständiger Bursche.«

Erneut zuckte er mit den Schultern. »Ich wollte mir ein Macbook Pro kaufen.«

Ich sah einen Augenblick lang auf den Straßenverkehr hinaus. »Wusste Syd davon?«, fragte ich dann.

»Nein«, sagte er. »Absolut nichts. Ich wollte auch gar nicht, dass jemand davon erfährt. Als ich im Dalrymple's rausgeflogen bin, habe ich ihr erzählt, ich wäre bei einer Familienfeier mit vollem Tablett über den Tisch gefallen und deshalb gefeuert worden. Und Evan hat mir hoch und heilig geschworen, Syd nichts von der Karte zu erzählen, die ich ihm gegeben hatte.«

Ich erinnerte mich vage, wie Syd erzählt hatte, dass Jeff gekündigt worden war.

»Sie sagen ja gar nichts mehr«, meinte Jeff. »Sind Sie sauer auf mich, oder was?«

Ich legte die Hände flach auf die Tischplatte und schloss

einen Moment lang die Augen. Als ich sie wieder öffnete, musterte Jeff mich argwöhnisch, als könne ich jeden Augenblick explodieren.

»Wahrscheinlich warst du nicht der Einzige, der das für diesen Typ gemacht hat«, sagte ich. »Mit gefälschten Kreditkarten lässt sich eine Menge Geld rausschlagen.« Ich überlegte. »Du hast doch bestimmt die Handynummer von diesem Typen.«

Jeff schüttelte den Kopf. »Nicht mehr.«

»Aber an seinen Namen wirst du dich ja wohl noch erinnern.«

»Na ja …« Jeff schien mit sich zu kämpfen. »Am Handy hat er sich immer mit ›Gary‹ gemeldet, aber als wir zum ersten Mal gesprochen haben, hat er einen anderen Namen benutzt.«

»Welchen?«

»Ich weiß es nicht mehr genau.« Er zog die Stirn in Falten. »Es könnte ›Eric‹ gewesen sein.«

»Eric«, wiederholte ich.

»Ich glaube, ja.«

»Wann hast du ihn zum ersten Mal getroffen?«

»Jemand hat mir gesagt, ich solle mich an ihn wenden, wenn ich ein bisschen was dazuverdienen will, und bei dem Hungerlohn im Dalrymple's …«

»Wer hat dir den Tipp gegeben?«

»Bitte, Mr Blake. Ich will niemanden in Schwierigkeiten bringen.«

Hätte er nicht den Namen »Eric« erwähnt, wäre ich wohl weiter davon ausgegangen, dass Jeffs Probleme nichts mit Syd zu tun hatten. Nun aber war ich mir sicher, dass es eine Verbindung geben musste.

»Jetzt spuck's schon aus, Jeff«, sagte ich. »Wer hat dich mit diesem Kerl zusammengebracht?«

Jeff fuhr sich mit dem Zeigefinger über die Oberlippe. »Sie kennen ihn«, sagte er dann. »Er arbeitet bei Ihnen im Auto-

haus. Andy heißt er.«

Ich sah ihn verblüfft an. »Andy Hertz?«

»Ja, genau der. Aber verraten Sie ihm bloß nicht, dass Sie das von mir haben.«

Ich schwieg nachdenklich. Jeff sah mich an. »Übrigens kann ich Patty nirgends erreichen«, sagte er. »Hat sie sich zufällig bei Ihnen gemeldet?«

DREISSIG

Auf dem Rückweg fragte ich Jeff: »Woher kennst du Andy Hertz?«

»Über Syd«, sagte er. »Sie hat doch letztes Jahr bei Ihnen in der Firma gearbeitet, und dabei hat sie sich auch mit Andy angefreundet. Er war ein paarmal mit dabei, als wir um die Häuser gezogen sind – Syd, Patty, ich und noch ein paar andere Kumpels. Okay, er war ein bisschen älter als wir, aber echt cool, und außerdem konnte er Bier für uns kaufen.«

»Na, großartig«, sagte ich.

»Jedenfalls ist er echt nett«, sagte Jeff.

»Und Andy hat euch allen diesen kleinen Tipp gegeben, wie ihr euch nebenbei etwas dazuverdienen könnt?«

»Nein«, sagte Jeff. »Bloß mir. Na ja, jedenfalls glaube ich das. Ich habe ihn irgendwann mal gefragt, ob er nicht einen Nebenjob für mich wüsste, und er meinte, er würde mir die Nummer von einem Typ geben, der mir vielleicht was vermitteln könnte.«

»Hast du Andy erzählt, was passiert ist?«

»Nein. Mein Vater hat mir eingeschärft, dass ich bloß den Mund halten soll. Außerdem weiß Andy nicht mal, dass ich den Typ angerufen habe. Er hat mir damals die Nummer gegeben, aber wir haben nie wieder darüber gesprochen.«

Ich versuchte mich auf den Verkehr vor mir zu konzentrieren. Es pochte in meinen Schläfen. Andy Hertz. Ich musste dringend mit ihm reden.

»Alles okay mit Ihnen, Mr Blake?«, fragte Jeff.

»Bestens«, sagte ich.

»Sagen Sie Andy bloß nicht, dass Sie das alles von mir wissen.« Er klang besorgt.

Ich warf ihm einen Seitenblick zu und schwieg.

Trotz seiner Größe schien er förmlich in sich zusammenzusinken, immer tiefer in den Beifahrersitz hinein. Und so fuhren wir schweigend weiter, bis wir bei ihm zu Hause an-

gekommen waren.

***

Ich hatte Jeff erst zwei Minuten zuvor vor seiner Haustür abgesetzt und war bereits auf dem Weg zur Firma, um mir Andy vorzuknöpfen, als mein Handy klingelte.

»Hallo?«

»Mr Blake? Detective Jennings hier. Wo sind Sie?«

»Auf dem Weg zur Arbeit.«

»Könnten Sie kurz bei uns auf dem Revier vorbeisehen?«

»Geht das auch später? Ich wollte gerade …«

»Jetzt, Mr Blake.«

Mir wurde flau im Magen. »Was ist passiert? Geht es um Sydney? Haben Sie meine Tochter gefunden?«

»Mr Blake, ich erwarte Sie hier.«

»Bin schon unterwegs«, sagte ich.

***

Detective Kip Jennings wartete bereits auf den Stufen vor dem Reviereingang auf mich. »Danke, dass Sie so schnell kommen konnten«, sagte sie.

»Was ist denn los?«, sagte ich. »Haben Sie Syd gefunden?«

»Kommen Sie mit«, sagte Jennings. Wir gingen einen mit Linoleum ausgelegten Korridor hinunter. Sie führte mich in einen kargen Raum, in dem ein Tisch und ein paar Stühle standen. »Setzen Sie sich«, sagte sie. »Ich bin gleich wieder da.«

Kurz darauf kehrte sie mit einem gedrungenen Mann Mitte fünfzig mit militärisch wirkendem Bürstenhaarschnitt zurück, der nicht aussah, als sei mit ihm gut Kirschen essen.

»Das ist Detective Adam Marjorie«, sagte Jennings. »Ich habe ihn über unsere Ermittlungen in Kenntnis gesetzt.«

Ihrem Tonfall nach zu urteilen stand er in der revierinternen Nahrungskette ein paar Stufen über ihr. Anscheinend hatte er sich eingeschaltet, um ihr zu zeigen, wie der Hase lief.

»Worum geht es?«, fragte ich.

»Um Patty Swain«, sagte Marjorie. Er hatte eine tiefe Reibeisenstimme. »Es gibt da diverse ungeklärte Fragen.«

Allmählich ging mir auf, was hier vorging. Ich befand mich in einem Verhörraum. Ich war derjenige, der verhört werden sollte. Und dieser Marjorie würde den bösen Bullen spielen.

»Ich habe Detective Jennings doch bereits alles gesagt.« Ich warf Jennings einen irritierten Blick zu. »Ich wüsste nicht, was es noch hinzuzufügen gäbe.«

»Wir würden das Ganze gern noch mal hören«, sagte sie. »Also, Patty hat bei Ihnen angerufen …«

Und so erzählte ich alles noch mal von vorn. Wie Patty mich gebeten hatte, sie von der Party am Strand abzuholen, und dass sie sich böse am Knie verletzt hatte. Ich beschrieb ihnen den jungen Burschen, der Patty belästigt hatte. Jennings machte sich ein paar Notizen, während Marjorie sich völlig unbeeindruckt zeigte.

Er kam um den Tisch herum und blieb vor mir stehen. »In welcher Verfassung befand sich das Mädchen, als Sie bei sich zu Hause eintrafen?«, fragte er.

»Was meinen Sie damit?«

»War sie bei Bewusstsein? Hat sie mitbekommen, was um sie herum vor sich ging?«

»Ja, natürlich. Definitiv.«

»Sind Sie sicher?«

»Hundertprozentig.« Ich sah von ihm zu Jennings. »Warum auch nicht?«

Jennings setzte sich mir gegenüber. »Aber das Mädchen hat sich doch an Ihnen festgehalten, als Sie sie ins Haus gebracht haben – richtig?«

»Sie hinkte«, sagte ich. »Wegen ihrer Knieverletzung.«

»Es kam also zu Körperkontakt zwischen Ihnen und dem Mädchen«, folgerte sie.

»Was? Klar, schließlich musste ich ihr ja ins Haus helfen. Außerdem war sie angetrunken.«

»Wie kam es dazu?«, hakte Detective Marjorie nach. »Haben Sie ihr den Alkohol verschafft?«

»Aber sicher«, sagte ich. »Wenn Teenies Schnaps wollen, brauchen sie sich nur an mich zu wenden.«

»Werden Sie bloß nicht pampig«, sagte Detective Marjorie.

Ratlos sah ich Jennings an. »Wer ist das überhaupt?«

Das schien Marjorie überhaupt nicht zu gefallen. Er beugte sich so nah zu mir, dass ich seinen heißen Atem spürte. »Ich bin der, dem es sehr, sehr merkwürdig vorkommt, dass ein Mann Ihres Alters mitten in der Nacht ein blutjunges, obendrein betrunkenes Mädchen mit zu sich nach Hause nimmt – und mir anschließend weiszumachen versucht, er habe ihr bloß helfen wollen. Was haben Sie mit ihr gemacht, nachdem Sie das Haus betreten hatten?«

»Was unterstellen Sie mir?« Erneut wandte ich mich zu Jennings, in dem naiven Glauben, in ihr eine Verbündete zu finden, doch ihre Miene machte nicht den Eindruck, als wolle sie sich auf meine Seite schlagen.

»Beantworten Sie einfach unsere Fragen, Mr Blake«, sagte sie.

»Meine Güte, die Kids wissen eben, wie sie an Alkohol kommen«, sagte ich. »Na schön, sie hatte etwas getrunken, aber so viel nun auch wieder nicht. Ich konnte mich ganz normal mit ihr unterhalten.«

»Und die Blutspuren an dem Handtuch, das wir in Ihrem Bad gefunden haben?«, fragte Marjorie.

»Sie hatte eine Verletzung am Knie, das habe ich Ihnen doch schon erklärt«, sagte ich. »Ich habe die Wunde gesäubert, und dabei hat ihr Knie erneut zu bluten angefangen. Meine Güte, was reimen Sie sich da zusammen? Dass ich Patty etwas angetan habe? Und dann das blutige Handtuch

einfach auf dem Badezimmerboden liegen lasse, damit Sie es auch gleich finden?«

Jennings lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Wir haben mit Miss Wood gesprochen.«

»Ja, und?«

»Sie hat ausgesagt, Sie hätten sie am nächsten Morgen angerufen. Um ihr zu erklären, was sie vor ihrer Haustür beobachtet hatte.«

»Kate ist am Haus vorbeigefahren, als Patty und ich gerade hineingingen. Anscheinend wollte sie mit mir reden, ist dann aber weitergefahren, als sie sah, dass ich nicht allein war. Deshalb habe ich sie am nächsten Tag angerufen.«

»Warum?«, hakte Jennings nach. »Sie haben sich doch von Miss Wood getrennt, oder?«

»Ja.«

»Wieso fühlten Sie sich dann bemüßigt, ihr etwas zu erklären?«

»Weil ich dachte, sie könnte auf falsche Gedanken kommen.«

»Ist ja auch kein Wunder, wenn Sie nachts in inniger Umarmung mit einem Teenager vor Ihrer Haustür stehen, oder?«

»Das war keine innige Umarmung«, fuhr ich sie an. »Patty hat sich auf meinen Arm gestützt, das war alles.«

»Miss Wood behauptet, etwas ganz anderes beobachtet zu haben«, wandte Marjorie ein.

Ich schüttelte den Kopf und verdrehte die Augen. »Ach ja? Mal so eben im Vorbeifahren? Sie hat ja nicht mal angehalten. Was also will sie schon gesehen haben?«

»Na schön«, sagte Jennings. Sie hielt einen Augenblick lang inne, als müsse sie ihre Gedanken sammeln. »Wir würden gern noch mal hören, wie diese Yolanda Mills Sie kontaktiert hat. Sie wissen schon, die Frau, wegen der Sie nach Seattle geflogen sind.«

Ich hatte keine Ahnung, worauf sie hinauswollte. Was hatte Yolanda Mills mit Patty zu tun?

»Per E-Mail«, sagte ich. »Sie hat behauptet, Sydney auf unserer Such-Website wiedererkannt zu haben. Aber das Ganze war ein abgekartetes Spiel.« Ich sah Jennings an. »Aber das wissen Sie doch längst alles.«

»Und Sie haben ihr eine E-Mail zurückgeschrieben?« Sie fragte, als hätte sie mir überhaupt nicht zugehört.

»Ja, natürlich. Ich wollte wissen, wie ich sie erreichen könnte – und dann kam postwendend eine Mail mit ihrer Handynummer.«

»Unter der Sie dann angerufen haben.«

Ich nickte. »Ich weiß bloß nicht, mit wem ich geredet habe. Es gibt ja keine Yolanda Mills.«

»Ja, das ist wahr«, sagte Jennings. Sie schien zu überlegen. »Miss Wood war doch anwesend, als Sie die erste E-Mail erhielten, richtig?«

»Sie war in der Küche«, sagte ich.

»Aber sie saß an Ihrem Computer, als die zweite Mail eintrudelte.«

»Ja.«

»Und wo waren Sie in dem Moment?«

»Was meinen Sie?«, fragte ich.

»Waren Sie im selben Raum wie Miss Wood?«

»Nein, ich war nach unten gegangen.«

»Und was haben Sie gemacht?«, fragte Detective Marjorie.

»Ich habe alle möglichen Anlaufstellen für Jugendliche in Seattle angerufen«, erwiderte ich. »Ich habe mein Handy benutzt, während Kate von meinem Büro aus telefoniert hat.«

»Und woher hatten Sie die Telefonnummern besagter Anlaufstellen?«, fragte Jennings.

»Aus dem Internet. Ich hatte mir Syds Laptop mit nach unten genommen.«

Die beiden Detectives warfen sich einen vielsagenden Blick zu.

»Sie saßen also unten am Laptop, als die zweite E-Mail von Yolanda Mills eintrudelte.«

»Ja«, sagte ich. »Kate hat mich sofort nach oben gerufen.«

»Und dann?«

»Ich bin hochgelaufen, habe die Telefonnummer gesehen, die mir diese Yolanda Mills gemailt hatte, und sie sofort angerufen.«

»War Miss Wood im selben Raum, als Sie mit ihr telefoniert haben?« »Ja.«

»Konnte sie mithören? Haben Sie einen Nebenanschluss?«

»Nein. Konnte sie nicht.«

»Sie hat also nur Ihren Teil des Gesprächs mitbekommen, richtig?«

»Ich verstehe beim besten Willen nicht, worauf Sie hinauswollen«, sagte ich.

»Beantworten Sie bitte meine Frage.«

»Ich denke, es ist besser, wenn ich jetzt meinen Anwalt anrufe.«

Marjorie musterte mich scharf. »Sie glauben also, dass Sie juristischen Beistand benötigen?«

»Ich weiß es nicht.«

Er setzte unmittelbar nach. »Warum sollte jemand einen Anwalt zu Rate ziehen, wenn er nichts zu verbergen hat? Wären Sie so freundlich, mir das zu verraten, Mr Blake?« »Ich habe nichts zu verbergen«, gab ich lahm zurück.

»Dann können Sie uns doch sicher die Frage beantworten, die wir Ihnen gestellt haben. Also: Konnte Miss Wood hören, was die Anruferin sagte?«

»Ah … nein.«

Jennings schaltete sich wieder ins Gespräch ein. »Sprechen wir über das Handy«, sagte sie.

»Welches Handy?«

»Das Handy, das Sie in Ihrer Tasche hatten, als ich neulich bei Ihnen vorbeigekommen bin.«

Ich runzelte die Stirn. »Sie wissen doch selbst, dass es das Handy ist, über das diese Yolanda Mills mit mir gesprochen hat.«

Sie ging nicht darauf ein. »Wie lange befand sich das Handy schon in Ihrem Besitz?«, hakte sie stattdessen nach.

»Was? Ich hatte es doch gerade erst gefunden, als Sie auftauchten. Und der Kerl, der mich umbringen wollte, hat es ebenfalls erwähnt – er meinte, es sei jemandem aus der Tasche gefallen.«

»Sehr glaubwürdige Geschichte«, bemerkte Detective Marjorie.

»Wir haben das Handy untersucht«, sagte Jennings. »Und nur Ihre eigenen Fingerabdrücke darauf gefunden.«

Marjorie ging langsam hinter dem Schreibtisch auf und ab. Der Raum schien kleiner geworden zu sein, als hätten sich die Wände in den letzten Minuten auf mich zugeschoben.

»Noch mal zu dem Abend, an dem Sie mit dieser Yolanda Mills telefoniert haben wollen«, wechselte Marjorie das Thema. »Kam Miss Wood zufällig vorbei, oder wurde sie von Ihnen erwartet?«

»Wir hatten vorher telefoniert«, sagte ich. »Sie hatte mir vorgeschlagen, zum Abendessen etwas vom Chinesen mitzubringen.«

»Und? Kam sie sofort vorbei?«

Ich überlegte. »Nein, ich habe sie gebeten, mir eine Stunde Zeit zu lassen.« Ich seufzte. »Ich bin dann noch in der Gegend herumgefahren und habe nach Sydney gesucht.« Plötzlich erinnerte ich mich, was ich auf der Rückfahrt getan hatte. »Und bei Richard Fletcher bin ich auch noch vorbeigefahren.«

»Wer ist das?«, fragte Detective Marjorie.

Ich sah Jennings an, die die Geschichte bereits kannte. »Mr Fletcher hatte eine Probefahrt mit einem brandneuen Pick-up dazu genutzt, eine Fuhre Mist zu transportieren, und ich wollte ihn deswegen zur Rede stellen.«

»So, so«, sagte Marjorie spitz.

»Wir haben mit ihm gesprochen«, sagte Jennings. »Über die Schüsse vor Ihrem Haus.«

Ich schöpfte wieder Hoffnung. »Und?«

»Er hat ausgesagt, er wäre nie bei Ihnen gewesen. Er behauptet steif und fest, den ganzen Abend zu Hause mit seiner Tochter verbracht zu haben. Und die Kleine hat das bestätigt.«

»Na, toll«, sagte ich. »Ist doch klar, dass sie das sagt, was ihr Daddy ihr einschärft.«

»Das mag ja sein«, sagte Detective Jennings. »Trotzdem steht seine Aussage gegen Ihre.«

Ich wollte protestieren, doch Marjorie ließ mich nicht zu Wort kommen. »Besitzen Sie eine Waffe, Mr Blake?«

»Eine Waffe? Nein. Wie kommen Sie darauf?«

»Tatsächlich? Aber Sie kennen sich mit Schusswaffen aus, nicht wahr?«

»Unsinn«, gab ich zurück.

»Nein? Ihr Vater hat Sie doch bestimmt mal zum Jagen mitgenommen, als Sie noch ein kleiner Junge waren.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nie.«

Marjorie musterte mich skeptisch.

»Können Sie mir freundlicherweise erklären, was das hier soll?«, fragte ich. »Was wollen Sie eigentlich von mir?« »Es gab überhaupt keine Yolanda Mills, stimmt's?«, sagte Marjorie.

»Ich dachte, das wäre längst geklärt«, sagte ich. »Yolanda Mills ist nichts weiter als eine Erfindung von diesen Typen, die mich erst nach Seattle gelockt und mir anschließend das Kokain untergeschoben haben.«

»Ach ja?«, sagte Marjorie. »Und warum sollte das jemand tun?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich.

Detective Marjorie grinste und schüttelte den Kopf.

»Langsam reicht's mir«, sagte ich. »Meine Tochter ist spurlos verschwunden, und Sie tun so, als handle es sich bloß um einen blöden Witz!«

»Tatsächlich?«, erwiderte Marjorie. »Sie tischen mir hier ein zweitklassiges Gruselmärchen auf, und dann unterstellen Sie mir, ich würde Witze machen?« Er hielt einen Moment

inne, bevor er weitersprach. »Na schön, dann werde ich Ihnen mal eine sehr ernste Frage stellen, Mr Blake. Wäre es vielleicht möglich, dass Sie diese geheimnisvolle Yolanda Mills selbst erfunden haben?«

Für einen Moment blieb mir im wahrsten Sinne des Wortes die Spucke weg.

»Was?«, sagte ich.

»Sie haben mich genau verstanden.«

Ich sah Kip Jennings an. »Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst, oder?«

Jennings hielt meinem Blick eisern stand. »Beantworten Sie die Frage, Mr Blake.«

»Moment mal«, sagte ich. »Ich dachte, Sie stehen auf meiner Seite.«

»Kooperieren Sie mit uns, Mr Blake«, gab sie zurück.

»Das tue ich doch!« Allmählich musste ich aufpassen, dass mir nicht der Kragen platzte. »Nein, verdammt noch mal! Ich habe Yolanda Mills nicht erfunden!«

»Sind Sie da sicher?«, sagte Detective Marjorie. »Für mich sieht es nämlich ganz so aus, als hätten Sie Miss Wood dazu benutzt, Ihr Ammenmärchen zu untermauern.«

»Was, zum Teufel, hat sie Ihnen erzählt?«, sagte ich. »Du liebe Güte, begreifen Sie denn nicht, dass Kate nur darauf wartet, mir eins auswischen zu können, nachdem ich mich von ihr getrennt habe?«

»Wäre es nicht möglich«, fuhr Marjorie fort, »dass Sie selbst ein Hotmail-Konto als Yolanda Mills eröffnet und die E-Mail eigenhändig von Ihrem Laptop aus geschickt haben, während Miss Wood oben in Ihrem Büro vor dem Computer saß? Und anschließend haben Sie einfach so getan, als würden Sie mit jemandem telefonieren – ein fast perfekter Plan, um Miss Wood glauben zu lassen, Sie hätten tatsächlich Kontakt zu einer realen Person aufgenommen.«

Nun musste ich lächeln. Nicht, weil mich seine Mutmaßungen so amüsierten, sondern weil ich sie schlicht

unglaublich fand. »Und Sie behaupten, *ich* würde Ihnen Märchen auftischen? Sie haben doch komplett den Verstand verloren!«

Jennings musterte mich noch immer mit versteinerter Miene, während Marjorie puterrot anlief.

»Sie haben die Frage nicht beantwortet, Mr Blake«, sagte Jennings kühl.

»Eins sollten Sie über Kate wissen. Sie leidet unter Verfolgungswahn. Sie glaubt, alle Welt wolle ihr Böses – so, als würden ihre Mitmenschen morgens bloß aufstehen, um ihr das Leben schwer machen zu können. Genau deshalb habe ich sie auch angerufen. Weil ich genau weiß, was sie sich aus den alltäglichsten Dingen zusammenreimt.«

»Tatsächlich?«, gab Jennings zurück. »Sie wollen uns also erzählen, wir hätten es mit einer Verrückten zu tun?«

»Ich sage bloß, dass ihre Wahrnehmung eine entscheidende Rolle spielt. Ich weiß nicht, was Sie ihr gesagt haben, aber bei Kate reichen schon Kleinigkeiten, um sie eine Verschwörung wittern zu lassen.« Ich sah Jennings an. »Sie haben doch selbst gesehen, welches Chaos in meinem Haus herrschte, als ich aus Seattle zurückkam. Das ist ja wohl Beweis genug, oder?«

Sie nickte nachdenklich. »Tja«, sagte sie. »Aber theoretisch wäre es auch denkbar, dass Sie Ihr Haus selbst verwüstet haben, bevor Sie nach Seattle geflogen sind.«

Ich starrte sie an. »Glauben Sie das wirklich?«

»Sie müssen zugeben, dass es möglich wäre«, gab sie zurück.

»Jetzt haben Sie *meine* Frage nicht beantwortet«, sagte ich.

Sie zog eine Grimasse, erwiderte aber nichts. Bedeutete das, dass sie gegenüber Marjorie nicht einräumen wollte, dass sie mich für unschuldig hielt? Oder wollte sie nur nicht durchblicken lassen, dass sie mich für einen ausgemachten Mistkerl hielt?

»Wieso sollte ich vortäuschen, mit jemandem zu tele-

fonieren, der gar nicht existiert?«, platzte ich heraus. »Warum sollte ich meine eigene Wohnung verwüsten und mir selbst obendrein noch eine Ladung Kokain unterschieben? Wie hätte ich überhaupt an das Zeug kommen sollen? Das ist doch lächerlich! Warum in aller Welt sollte ich derart abstruse Dinge tun?«

Beide schwiegen, als wäre es an mir, ihnen die Antwort auf diese Fragen zu liefern.

»Mr Blake«, sagte Detective Jennings. »Erst hatten wir nur einen ganz alltäglichen Vermisstenfall, und nun scheint es jeden Tag neue Entwicklungen zu geben. Beispielsweise mit diesem ominösen Kerl namens Eric, der Sie angeblich töten …«

»Angeblich?« Ich zeigte auf mein Gesicht. »Sieht das wie eine angeblich eingeschlagene Nase aus?«

»Und jetzt haben wir ein zweites vermisstes Mädchen. Eine Freundin Ihrer Tochter. Und wer steht im Mittelpunkt all dieser Ereignisse?«

»Syd«, sagte ich.

»Das sehe ich anders«, sagte Detective Marjorie. »Alle Fäden laufen bei Ihnen selbst zusammen.« Er musterte mich scharf. »Ich glaube, Sie sind ein ziemlich cleverer Bursche. Ja, ich halte es sogar für möglich, dass es tatsächlich jemanden gibt, der es auf Sie abgesehen hat. Vielleicht haben Sie ja jemanden aufs Kreuz gelegt, der es Ihnen jetzt heimzahlen will. Tja, was auch immer da gelaufen sein mag – ich halte es durchaus für möglich, dass Sie einige dieser Vorfälle selber inszeniert haben, um alles so aussehen zu lassen, als wäre Ihre Tochter in irgendwelche unsauberen Geschichten verwickelt gewesen.«

»Und warum sollte ich so etwas tun?«

»Egal, in welche Richtung wir ermitteln, wir landen immer wieder bei Ihnen«, erklärte Marjorie. »Sie sind der Letzte, der Ihre Tochter lebend gesehen hat. Und dasselbe gilt für Patty Swain. Versuchen Sie nicht, uns für dumm zu verkaufen, Mr

Blake.«

»Was versuchen Sie mir hier anzuhängen?« Ich schüttelte den Kopf. »Das ist doch komplett durchgeknallt!«

»Mussten Sie sich Patty deshalb vom Hals schaffen?«, setzte Marjorie nach. »Weil sie herausbekommen hat, dass Sie Ihre eigene Tochter ermordet haben?«

Und plötzlich setzte etwas aus bei mir. Aber selbst wenn ich vorher nachgedacht hätte, hätte ich wohl dasselbe getan.

Es war reiner Instinkt. Dass der Dreckskerl behauptete, ich hätte meine Tochter umgebracht, den einzigen Menschen, für den ich mein eigenes Leben gegeben hätte, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, war einfach zu viel.

Ich schnellte aus meinem Stuhl wie aus einem Schleudersitz und ging mit ausgestreckten Händen auf Marjorie los. Ja, ich wollte ihn umbringen, und nicht nur wegen dem, was er mir in die Schuhe schieben wollte. Ich wollte ihm heimzahlen, dass er seine Zeit mit haltlosen Anschuldigungen vertrödelte, statt nach meiner Tochter zu suchen.

»Verdammtes Schwein!«, brüllte ich und ging ihm an die Kehle.

Leider bekam ich ihn nicht zu fassen. Detective Marjorie war ein erfahrener Cop, der sicher nicht zum ersten Mal angegriffen wurde. Blitzschnell packte er meinen linken Arm, drehte ihn mir auf den Rücken und rammte mich gegen die Wand.

Er griff mir in die Haare und schlug meinen Kopf gegen den Putz. Ich hörte, wie etwas in meinem Nacken knackte.

»Adam!«, hörte ich Jennings rufen.

»Dich mach ich fertig«, zischte er mir ins Ohr.

»Adam!«, wiederholte Jennings. »Lass ihn los.«

»Tätlicher Angriff auf einen Polizeibeamten«, knurrte Marjorie. »Das wirst du bereuen, Arschloch!«

»Ich habe meine Tochter nicht umgebracht!«, stieß ich hervor, die Lippen an der nackten Wand.

»Adam«, sagte Jennings. »Lass uns mal kurz rausgehen.«

Er hielt mich noch einen Augenblick lang fest, ehe er losließ. Dann verließen er und Jennings den Raum.

Keuchend lehnte ich mich gegen die Wand und versuchte wieder zu Atem zu kommen. So stand ich gute fünf Minuten da, bis sich die Tür öffnete und Detective Jennings allein hereinkam.

»Sie können gehen«, sagte sie.

»Was? Das war's?«

»Sie können gehen.«

»Was soll das?«

»Mr Blake …«

»Lassen Sie mich raten. Ihr Kollege will mich hinter Schloss und Riegel bringen, aber er hat keine Beweise. Bloß seine geisteskranken Theorien.«

»Am besten, Sie gehen jetzt einfach, Mr Blake.«

»Am liebsten würde er mich auf der Stelle verhaften, stimmt's? Sie lassen mich bloß gehen, weil Sie glauben, dass ich vielleicht einen Fehler mache, der mir das Genick bricht.«

Jennings schwieg.

»Ich habe einen Fehler gemacht«, sagte ich leise. »Und ich werde Ihnen auch sagen, welchen. Mein Fehler war, dass ich Ihnen vertraut habe. Mir ist bekannt, dass Eltern oft zu den Hauptverdächtigen zählen, wenn Kindern etwas zustößt, aber ich hatte nie den Eindruck, dass Sie mich für einen Kriminellen halten. Aber wenn Sie jetzt so denken wie Ihr Kollege – na schön, dann kann ich wohl nicht mehr auf Ihre Hilfe zählen.«

Sie hielt mir die Tür auf.

Ich ging, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

EINUNDDREISSIG

Ich schwitzte am ganzen Körper, als ich zu meinem Wagen ging, und das nicht nur, weil ich so wütend war. Es war brütend heiß. Kaum saß ich hinterm Steuer des Beetle, schaltete ich die Klimaanlage an, und zwar so, dass das Gebläse direkt auf mich gerichtet war, doch nach zwei, drei Minuten kam nur noch warme Luft heraus. Ich fummelte an den Reglern der Klimaanlage herum, aber es wurde einfach nicht besser.

»Bob, du verdammter Mistkerl«, sagte ich leise.

Ich fuhr direkt zu Riverside Honda, bog auf den Firmenparkplatz und parkte neben dem brandneuen blauen Civic Hybrid, den Andy Hertz momentan fuhr. Ich betrat den Ausstellungsraum und marschierte geradewegs auf Andys Schreibtisch zu, als Laura Cantrells Stimme an meine Ohren drang. »Tim?«

Ich fuhr herum.

»Was ist mit dem CR-V?«, fragte sie.

»Am besten, du fragst bei der Polizei nach«, sagte ich. »Ich weiß nicht, wann sie ihn wieder rausrücken.«

Andy saß an seinem Schreibtisch und telefonierte. Ich griff über seine Schulter, drückte auf die Gabel und beendete das Gespräch.

Überrascht sah er auf. Seine Augen weiteten sich, als er mich erkannte. »Tim? Was soll das, verdammt noch mal?«

»Ich muss mit dir reden«, sagte ich.

»He, ich hatte gerade einen ganz dicken Fisch an der An gel«, sagte er. »Der Typ wollte seiner Frau den neuen Pilot zum Geburtstag schenken, und …«

Ich ergriff ihn am Arm und zog ihn von seinem Stuhl. »Lass uns gehen«, sagte ich.

»Was? Wo willst du denn hin?«

»Tim!« Laura stand in ihrer Bürotür, die Hände in die Hüften gestützt. »Was machst du da?«

Ohne sie zu beachten, bugsierte ich Andy zur Tür hinaus und auf die andere Gebäudeseite, wo wir uns bereits neulich unter vier Augen unterhalten hatten.

»Was willst du?«, fragte er. »He, du arbeitest nicht mal mehr hier, schon vergessen?«

»Streng deine Birne an«, sagte ich. »Vor einem Jahr hast du Jeff Bluestein mit einem Typ zusammengebracht. Wegen eines Nebenjobs, erinnerst du dich?« »Hä?«

»Du kennst Jeff doch, nicht wahr? Er war eine Zeit lang mit Sydney zusammen.«

»Ja«, sagte er zögernd. »Ich weiß, wer das ist.«

»Offenbar kennst du ja so gut wie alle von Syds Freunden. Jeff hat mir erzählt, dass du öfter mit ihnen um die Häuser gezogen bist.«

»Ach was.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe ein, zwei Mal ein Bierchen mit ihnen gezischt, das war alles.«

»Wo du's gerade sagst.« Ich grinste freudlos. »Jeff meinte auch, du hättest Alkohol für sie gekauft.«

»Jetzt mach mal halblang, Tim. Du warst doch auch mal sechzehn, oder? Und eine Dose Bier hat ja wohl noch niemandem geschadet, oder?«

»Hätte ich davon gewusst, hätte ich dir einen neuen Darmausgang geschnitzt, aber momentan habe ich echt andere Sorgen«, sagte ich. »Also, wer war der Kerl, mit dem du Jeff zusammengebracht hast?«

»Irgendein Typ«, erwiderte er. »Ich kannte ihn gar nicht richtig.«

Ich stieß ihn gegen einen Kleintransporter. »Aber einen Namen hatte er doch bestimmt, oder?«

»Gary«, stammelte Andy. »Den Nachnamen weiß ich nicht.«

»Woher kanntest du ihn?«

»Aus einer Bar, wo ich ab und zu mal hingehe. Aber eigentlich habe ich ihn erst kennengelernt, als ich zufällig im Dairy Queen war und er mit Patty an einem Tisch saß.«

»Was?«

»Ja. Die beiden tranken Milkshakes und quatschten, und plötzlich winkt Patty mich herüber und stellt uns einander vor. Na ja, und das war's auch schon.«

»Patty?«, fragte ich. »Patty Swain?«

»Ja.«

»Hast du sie mal gefragt, woher sie ihn kannte?«

Andy schüttelte den Kopf. »Nein. Ich dachte einfach, sie wären befreundet. Hmm, und ein paar Tage später bin ich ihm in irgendeiner Kneipe über den Weg gelaufen. Und da sind wir ins Gespräch gekommen.«

»Dann weißt du ja auch bestimmt, womit er sein Geld verdient.«

»Na ja, er hatte eine ganze Reihe von Geschäften am Laufen. Jedenfalls hat er mich gefragt, ob ich Interesse an einem Nebenjob hätte, aber damals hatte ich gerade hier angefangen, und alles lief erste Sahne. Aber ich habe ihm versprochen, ich würde mich mal umhören, ob sich jemand was dazuverdienen will.«

»Dann hat er dir doch sicher auch seine Telefonnummer gegeben, oder?«

»Er hat sie auf der Rückseite einer Visitenkarte notiert«, sagte Andy. »Es war aber nicht seine eigene, sondern eine, die er bloß zufällig dabeihatte.«

»Hast du die Karte noch?«

»Ich glaube schon. Bei mir zu Hause habe ich einen ganzen Stapel alter Visitenkarten.«

»Weißt du noch, was das für eine Karte war?«

»Keine Ahnung. Wie gesagt, seine eigene war's nicht. Vielleicht von einer Parfümerie oder einer Anwaltskanzlei, keine Ahnung. Mann, das ist mehr als ein Jahr her!« Erst jetzt merkte ich, dass ich ihn immer noch gegen die Transporter drückte. Ich ließ ihn los und trat einen Schritt zurück.

»Okay, und jetzt erzähl mal von diesem Gary.«

»Er sagte, Patty hätte ihm erzählt, ich würde was mit Autos

machen, und fragte, ob ich eine Werkstatt oder eine Tankstelle hätte. Und als ich meinte, ich würde in einem Autohaus arbeiten, sagte er, dann würde ich leider nicht in Frage kommen. Er würde nach Leuten suchen, die in Restaurants, Tankstellen und so beschäftigt wären, also an Orten, an denen viel Zahlungsverkehr stattfindet.«

»Und du hast dich nicht gefragt, was er von dir wollte?«

»Eigentlich nicht«, sagte Andy. »Er hatte doch gesagt, dass er sowieso keine Verwendung für mich hätte.«

»Und weiter?«

»Na ja, eines Abends war ich unterwegs mit Jeff, Sydney und Patty, und Jeff erzählte, er würde für einen echt oberscharfen Laptop sparen, einen von diesen neuen, superflachen Macs, aber mit seinem Kellnerjob bekäme er die Kohle nie im Leben zusammen. Und da habe ich ihm die Nummer von dem Typ gegeben – das war alles.«

»Hast du die Nummer noch an andere Kids weitergegeben?«, fragte ich.

»Keine Ahnung. Schon möglich.«

»Sydney etwa?«, hakte ich nach.

Andy leckte sich über die trockenen Lippen. »Du liebe Güte, weißt du, wie viele Nummern ich an irgendwelche Leute weitergebe? Wie soll ich mich daran erinnern?«

»Bei Gott, Andy, wenn du nicht endlich …«

»Okay, okay … ehrlich, ich glaube nicht, dass ich ihr die Nummer gegeben habe, ich schwör's. Aber ich erinnere mich, wie ich sie Patty geben wollte, als sie gerade auf Jobsuche war, aber sie hatte sie schon. Na ja, ich will damit bloß sagen, dass Sydney sie von ihr bekommen haben könnte.«

Womit er wohl recht hatte.

»Aber warum machst du mir hier die Hölle heiß?«, fragte Andy. »Na schön, ich habe Jeff die Nummer gegeben, aber wo liegt das Problem? Es ging doch bloß um einen Job, sonst nichts.«

»Du weißt also nicht, was Jeff für den Kerl tun sollte?«,

fragte ich.

Andy schüttelte den Kopf. »Woher? Ich habe nichts mehr von der Sache gehört.«

»Jeff sollte für ihn Kreditkartendaten von Restaurantgästen kopieren.«

»Was?«, platzte Andy heraus. »Das ist doch illegal!«

Beinahe hätte ich gelacht. Stattdessen fragte ich Andy: »Hast du den Typ gesehen, mit dem ich vorgestern die Probefahrt gemacht habe, bei der er anschließend meine Nase ramponiert hat? Er sagte, er hieße Eric, aber es war nicht sein richtiger Name. Könnte das vielleicht dieser Gary gewesen sein?«

Andy runzelte die Stirn. »Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Glaubst du, Syd könnte sich mit ihm in Verbindung gesetzt haben?«

Ein angedeutetes Nicken. »Kurz vor den Ferien kam sie bei uns im Autohaus vorbei. Du warst gerade drüben in der Werkstatt, und als sie so lange mit mir geplaudert hat, habe ich sie gefragt, ob sie den Sommer über wieder bei uns arbeiten würde. Sie meinte, nein, ihr beiden müsstet euch ja nicht auch noch bei der Arbeit sehen, aber dass Patty ihr vielleicht einen Job vermitteln könnte, sie hätte da was in der Hinterhand, und das Beste wäre, dass man die Kohle in bar bekäme und nicht versteuern müsse.«

»Warum hast du mir nichts davon erzählt?«

»Wieso?«, gab Andy zurück. »Das war doch völlig harmlos. Ich habe mir nichts weiter dabei gedacht.«

Ich überlegte einen Moment. »Wann hast du Patty zuletzt gesehen?«

Irgendwie kam es mir vor, als würde er erröten. »Keine Ahnung. Wahrscheinlich an dem Tag, als sie hier mit Jeff vorbeikam, um mit dir zu reden.«

»Wahrscheinlich?« Er schien mit irgendetwas hinter dem Berg zu halten.

»Nein, ehrlich. Sie läuft mir ab und an über den Weg, aber

jetzt habe ich sie schon seit einer Weile nicht mehr gesehen. Warum?«

»Sie ist seit zwei Tagen spurlos verschwunden«, sagte ich.

Seine Augen weiteten sich. »Was? Das darf ja wohl nicht wahr sein.«

»So ist es aber«, sagte ich. »Wie gut kennst du Patty?«

»Na ja … geht so«, erwiderte er.

»Rück schon raus mit der Sprache«, sagte ich.

Er schien sich nicht sehr wohl in seiner Haut zu fühlen. »Wir haben uns ein paarmal getroffen«, sagte er. »Ehrlich, nicht der Rede wert.«

»Getroffen?«, gab ich zurück. »Hast du mit ihr geschlafen?«

»Komm schon, Tim«, sagte er. »Patty ist nun wahrlich nicht Mutter Teresa. Sie war mit mehr Typen im Bett als ich mit Mädchen, und dabei ist sie fünf Jahre jünger als ich.«

»Genau«, sagte ich. »Wo liegt dein Problem, Andy? Kriegst du keine gleichaltrigen Frauen in die Kiste, oder warum machst du mit Teenagern herum?«

»Blödsinn«, sagte er.

Es widerstrebte mir zutiefst, danach zu fragen, aber ich musste es tun. »Ist da was zwischen dir und Sydney gelaufen?«

Nachdrücklich schüttelte er den Kopf. »Nie im Leben, Tim! Ich hätte sie nie angerührt. Die Tochter eines Kollegen? Ich bin doch nicht verrückt!«

Ich glaubte ihm sogar. Ja, es war ziemlich blöd von ihm gewesen, mir meine Provision unterschlagen zu wollen, aber so blöd, sich mit meiner Tochter einzulassen, war er ganz bestimmt nicht.

»Du wirst mir einen kleinen Gefallen tun«, sagte ich.

»Was?«, fragte er.

»Du wirst diesen Gary für mich finden.«

»Und wie soll ich das anstellen?«

»Wie heißt die Bar, in der du ihn schon öfter gesehen

hast?«

»JD’s«, sagte er. Ich kannte das Lokal, auch wenn ich es noch nie betreten hatte. Die Zeiten, in der ich durch die Bars gezogen war, lagen lange zurück. »Ich könnte nach der Arbeit mal vorbeischauen und mich nach ihm umhören.«

»Gute Idee«, sagte ich. »Wenn er dir über den Weg läuft oder du sonst irgendwas rauskriegst, rufst du mich sofort an. Klar?«

»Klar. Und dann? Willst du die Cops einschalten?«

»Weiß ich noch nicht«, sagte ich. »Wir sind im Moment nicht sonderlich dicke.«

ZWEIUNDDREISSIG

Andys Schicht dauerte noch bis sechs. Er versprach mir, direkt im Anschluss zum JD's zu fahren, glaubte aber nicht, dass Gary vor acht auftauchen würde – immer vorausgesetzt, dass er sich überhaupt blicken ließ. Außerdem wollte er nachhaken, wo er Gary finden konnte, falls er jemanden wiedererkannte, den er schon einmal mit ihm zusammen gesehen hatte.

Ich nahm mir vor, in der Zwischenzeit mal ein Wörtchen mit Pattys Mutter zu reden. Ein Besuch bei ihr schien überfällig.

Ich ging zurück in den Showroom, bahnte mir den Weg durch die auf Hochglanz polierten Karossen und ließ mich auf meinen Schreibtischstuhl fallen. Offenbar hatte Laura noch keinen Ersatz für mich gefunden, also würde wohl niemand etwas dagegen haben, wenn ich mir kurz eine Telefonnummer heraussuchte.

Im Milforder Telefonbuch gab es einen Eintrag unter dem Namen »Swain«. Ich schrieb mir die Adresse auf; seltsamerweise hatte ich Syd nie bei Patty vorbeigebracht oder abgeholt.

Ich wollte gerade gehen, als Laura Cantrell plötzlich vor mir stand.

»Kann ich mal kurz mit dir reden?«, fragte sie. Ich folgte ihr in ihr Büro.

»Machst du bitte die Tür zu?«, sagte sie. »Was ist los? Hast du Streit mit Andy, oder was?«

»Privatsache«, sagte ich.

»Wo ist der CR-V?«, fragte sie. »Ich hatte dich doch gebeten, ihn zurückzugeben.«

»Der Wagen ist bei der Polizei«, sagte ich. »Das Rückfenster ist zerschossen worden?«

»Zerschossen? Mit einer *Waffe?«*

»Ja.«

»Tim«, sagte sie. »Du kannst wirklich nicht behaupten, ich hätte kein Verständnis für deine Situation gezeigt. Ich verstehe auch, dass die Suche nach deiner Tochter Vorrang vor deiner Arbeit hat. Aber ich kann nicht akzeptieren, dass unsere Vorführwagen beschädigt werden, und genauso wenig werde ich es dulden, dass du hier hereinschneist und uns mit deinem Mist behelligst!«

»Meinem Mist«, sagte ich.

»Wir wollen hier Autos verkaufen, und ich werde nicht zulassen, dass du weiter meine Mitarbeiter belästigst. Deine persönlichen Probleme haben in meinem Betrieb nichts zu suchen, kapiert?«

»Danke, Laura«, sagte ich. »Wusste ich's doch, dass ich auf dich zählen kann.«

***

Ich war auf dem Weg zum Just Inn Time, um nachzufragen, ob jemand Milt den Elch gefunden hatte, als mein Handy klingelte.

»Was machen Sie gerade?« Es war Arnie Chilton.

»Warum fragen Sie?«

»Ich habe was rausbekommen, das Sie interessieren dürfte.«

»Was?«

»Hören Sie, ich bin gerade bei meinem Bruder. In seinem Restaurant. Sie kennen das Dalrymple's doch, oder?«

»Können Sie mir nicht einfach erzählen, worum es geht, Arnie? Ich habe jede Menge zu erledigen.« »Es dauert nicht lange. Sie sollten sich wirklich anhören, was Roy zu sagen hat.«

Ich überlegte nicht lange, bog an der nächsten Kreuzung rechts ab und fuhr zum Dalrymple's.

***

Drei Minuten später klingelte mein Handy schon wieder. Da ich dachte, es sei noch mal Arnie, kam ich nicht auf die Idee, einen Blick aufs Display zu werfen. »Ja?«, sagte ich. »Hi.«

Es war Kate Wood.

»Hallo, Kate«, sagte ich so ruhig, wie ich nur konnte.

»Hör zu«, sagte sie. »Ich glaube, ich habe einen Fehler gemacht.«

»Was ist los, Kate?«

»Du wirst bestimmt stinksauer auf mich sein, aber ich wollte dich lieber vorwarnen.«

»Tatsächlich?«

»Na ja, die Polizei war bei mir, und jetzt glaube ich, dass ich sie auf falsche Gedanken gebracht haben könnte.«

»Inwiefern?«

»Es tut mir leid, aber manchmal reagiere ich über. Ich habe mich dann einfach nicht mehr im Griff.«

»Da könntest du recht haben«, bestätigte ich.

»Jedenfalls könnte ich die Polizei auf die Idee gebracht haben, dass es gar keinen Anruf aus Seattle gab – nun ja, dass du mir bloß etwas vorgespielt hast.« »Hmm.«

»Also, ich glaube, ich bin einfach ausgerastet, als ich dich mitten in der Nacht mit diesem Mädchen gesehen habe, und dann habe ich mir anscheinend lauter verrücktes Zeug zusammengereimt.« Sie hielt einen Moment inne. »Tja, ich wollte dir jedenfalls sagen, dass es mir echt leidtut, falls du deshalb Probleme bekommen solltest.«

Ich schwieg.

»Außerdem würde ich es gern wiedergutmachen«, fuhr sie fort. »Ja, ich weiß, letztes Mal, als ich uns etwas vom Chinesen mitgebracht habe, ist alles komplett in die Hose gegangen, aber ich habe mir gedacht, wir könnten es doch noch mal versuchen, und …«

Ich beendete das Gespräch und steckte das Handy wieder ein.

***

Das Dalrymple's war ein rustikales Restaurant mit verwitterten Balken und Fischernetzen über dem Eingang. Drinnen hingen Bilder mit Seemotiven, Rettungswesten und allerlei nautischer Schnickschnack an den Wänden. Es herrschte Hochbetrieb; zwischen den voll besetzten Tischen wuselten Kellner umher.

Arnie Chilton hatte offenbar bereits Ausschau nach mir gehalten, da er unvermittelt vor mir stand. Lächelnd schüttelte er mir die Hand. »Gut, dass Sie kommen konnten«, sagte er. »Roy wartet schon auf Sie.«

Er führte mich einen Korridor entlang zu einer Tür, auf der »Büro« stand.

Hinter einem Schreibtisch saß ein Bulle von Mann; er war komplett kahl, abgesehen von dem dicken Walrossschnäuzer, der seine Oberlippe zierte.

»Das ist er«, stellte Arnie mich vor.

»Mach die Tür zu«, erwiderte Roy. Arnie gehorchte, und im selben Moment war nichts mehr vom Restaurantbetrieb zu vernehmen. »Sie sind also Tim Blake.«

»Ja.«

Roy Chiltons Büro war fast genauso dekoriert wie das Restaurant. Noch mehr Seestücke, dazu Schiffsmodelle auf den Regalen hinter ihm. Auf seinem Schreibtisch stand ein besonders schönes Modell mit majestätisch geblähten Segeln.

»Die Bluenose«, erklärte er, als er meinen bewundernden Blick bemerkte. Er erhob sich und schüttelte mir die Hand. »Ein Schoner aus Nova Scotia. Hat an so mancher Regatta teilgenommen.«

»Sehr hübsch.«

Roy Chilton fuhr mit der Zunge über die Innenseite seiner

Wange. »Mein Bruder hat mir erzählt, dass Ihre Tochter verschwunden ist.«

»Ja. Sie steckt anscheinend in größeren Schwierigkeiten, und ich muss sie so schnell wie möglich finden.«

»Arnie meinte, ich hätte vielleicht eine wichtige Information für Sie, aber ich weiß nicht, ob es etwas mit Ihrer Tochter zu tun hat.«

»Komm doch einfach zum Thema«, warf Arnie ein.

»Über das, was sich Jeff Bluestein hier geleistet hat, wissen Sie ja schon Bescheid, stimmt's?«

»Ja.«

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie die Sache nicht groß herumposaunen würden. Schlecht fürs Geschäft, verstehen Sie?«

»Klar«, sagte ich.

»Der Bursche hat mir eine Menge Ärger bereitet. Bei den Kreditkartenfirmen stehe ich jetzt jedenfalls erst mal auf der schwarzen Liste.«

»Geht es um Jeff?«, fragte ich.

Roy schüttelte den Kopf. »Nicht direkt.« Er räusperte sich. »Arbeitskräfte kommen und gehen, so ist das nun mal, wenn man ein Restaurant betreibt. Am wichtigsten ist, dass der Koch nicht alle paar Monate wechselt, aber Kellner, Spüler, Putzfrauen kommen und gehen in einem fort. Außerdem muss man ein Auge drauf haben, dass man sich keine Illegalen ins Haus holt. Zugegeben, manchen Restaurantbetreibern ist es scheißegal, ob jemand Papiere oder eine Sozialversicherungsnummer hat – Hauptsache, sie müssen so wenig wie möglich zahlen. Ich habe das früher auch so gemacht, aber inzwischen lasse ich mich nicht mehr auf solche Geschichten ein.«

»Gab's Probleme?«

»Ich hab schon so manches erlebt, das können Sie mir glauben.«

»Was meinen Sie?«

»Eine Zeit lang hat mir so ein Typ Leute vermittelt. Er

meinte, er könne mir billige Arbeitskräfte besorgen, und ich dachte, ich probier's mal aus. Keine Ahnung, woher die Leute kamen – ich glaube, einer war Inder, ein paar andere kamen aus Thailand oder China. Wirklich fleißige Leute, die sich für keine Drecksarbeit zu schade waren. Merkwürdig war nur, dass sie nie mit einem redeten. Klar, Englisch war nicht gerade ihre Muttersprache, aber sie brachten es nicht mal fertig, einem in die Augen zu sehen. Ich brauchte eine Weile, aber schließlich ging mir auf, was mit ihnen los war.«

»Was?«

»Sie hatten Angst.«

»Kein Wunder«, sagte ich. »Schließlich waren sie ja auch illegal hier.«

»Nein, nein, es war mehr als das.« Er trat wieder hinter seinen Schreibtisch, blieb aber stehen. »Der Typ, der sie mir vermittelt hatte, brachte sie jeden Tag her und holte sie abends wieder ab. Ich habe dann einen Dienstplan gemacht, um zu besprechen, wann sie freihätten, aber der Typ meinte bloß, Scheiß drauf, die kannst du auch sieben Tage die Woche schuften lassen, und Doppelschichten sind auch kein Problem. Ich habe ihm gesagt, das wäre gegen das Gesetz, aber er zuckte nur mit den Schultern – ich bräuchte mir keine Sorgen zu machen, für die armen Schlucker würde das Gesetz eh nicht gelten.«

»An wen ging der Lohn? Direkt an die Arbeitskräfte oder an den Vermittler?«

Einen Moment lang senkte Roy Chilton den Blick, als würde er sich schämen. »An ihn«, sagte er dann. »Ich bin davon ausgegangen, dass er das Geld weiterverteilt.«

»Und? Glauben Sie, das hat er gemacht?«

Roy Chilton zuckte mit den Schultern. »Wie gesagt, er brachte sie zu Schichtbeginn her und holte sie anschließend wieder ab. Außer meinem Restaurant und dem Innenraum seines Transporters bekamen die armen Teufel nichts zu sehen. Die hatten Augen wie Tote. Da war kein Fünkchen

Leben mehr drin – so, als hätten sie alle Hoffnung aufgegeben.«

Er schluckte, sah zu Boden und holte tief Luft. »Eine Zeit lang war auch ein junges Mädchen dabei, eine Chinesin, glaube ich. Wirklich hübsch, jedenfalls wäre sie es gewesen, wenn sie nur mal den Anflug eines Lächelns zustande gebracht hätte. Sie arbeitete in der Küche, und ich bat einen von den Kellnern, sie hier zu mir ins Büro zu bringen. Einer der Spüler war ausgefallen, und das Mädchen schuftete sich halb zu Tode – na ja, und ich wollte mich bei ihr bedanken, auch wenn ich nicht wusste, ob sie mich überhaupt verstehen würde. Tja, und als sie vor mir steht und ich ihr sage, wie sehr ich ihren Einsatz zu schätzen weiß, obwohl ich genau sehe, dass sie kein Wort kapiert, kommt sie plötzlich um meinen Schreibtisch herum und kniet sich vor mich hin, als hätte ich von ihr verlangt, sie solle mir …« Er schüttelte den Kopf. »Sie haben keine Ahnung, wie peinlich mir das war. Aber anscheinend ging sie davon aus, dass es einfach zu ihrem Job gehört.«

Ich schwieg.

»Nun ja, ich habe sie ein bisschen im Auge behalten. Und eines Nachts, na ja, es war schon zwei Uhr morgens, steigt sie gerade mit den anderen in seinen Transporter, als ich bemerke, dass sie ihre Jacke vergessen hat. Ich laufe ihr also hinterher, und als ich an den Wagen komme, sehe ich, wie sich der Dreckskerl gerade einen von ihr blasen lässt.« Er seufzte. »Sie hatte keine Wahl. Das arme Ding musste alles tun, was er von ihr verlangte. Und wissen Sie auch, warum?«

»Sagen Sie's mir.«

»Weil sie sein *Besitz* war«, sagte Roy Chilton. »Sie gehörte ihm, so wie all die anderen auch. Sie waren seine Sklaven. Er konnte mit ihnen machen, was er wollte.«

»Menschenhandel«, überlegte ich laut.

»Hmm?«

»Menschenhandel. Man lockt Leute ins Land, lässt sie

Tausende von Dollars zahlen für das Versprechen, am amerikanischen Traum teilhaben zu dürfen, und wenn sie erst mal hier sind, gehören sie einem. Als wären sie Leibeigene.«

»Ich wollte jedenfalls nichts damit zu tun haben«, sagte Roy. »Und das habe ich ihm am nächsten Tag auch gesagt. Da beschäftige ich doch lieber legales Personal, auch wenn es ein paar Dollar mehr kostet.«

»Wahrscheinlich hat er seine Sklaven postwendend ins nächste Restaurant gekarrt«, sagte ich. »Oder sie gleich auf den Strich geschickt.« Ich wandte mich zu Arnie. »Aber warum haben Sie mich hierher gerufen? Was hat diese Geschichte mit Syds Verschwinden zu tun?«

»Das weiß ich auch nicht«, sagte Arnie. »Aber als ich neulich bei Ihnen war, haben Sie einen Namen erwähnt. Und an den habe ich mich sofort wieder erinnert.«

Stirnrunzelnd musterte ich ihn. Ich hatte keine Ahnung, worauf er hinauswollte.

»Tripe«, sagte er. »Randall Tripe. Sie haben ihn nur einmal erwähnt, aber den Namen habe ich mir gemerkt.«

Ich sah Roy an. Er nickte. »Ja, das war der Typ, der mir die Illegalen vermittelt hat. Und als ich Arnie davon erzählt habe …«

»… da hat's sofort bei mir geklingelt«, vollendete Arnie den Satz.

»Er ist übrigens tot«, sagte Roy. »Vor ein paar Wochen habe ich in der Zeitung davon gelesen. Jemand hat ihm eine Kugel verpasst und seine Leiche in einen Müllcontainer geworfen. Ich weiß, man soll nicht schlecht über Tote reden, aber genau da gehörte er auch hin, wenn Sie mich fragen.«

DREIUNDDREISSIG

Ich zerbrach mir den Kopf, als ich wieder im Wagen saß. Fest stand, dass Randall Tripe etwas mit Syds Verschwinden zu tun hatte. Blutspuren von ihm waren an ihrem Wagen entdeckt worden. Es gab definitiv eine Verbindung.

War Syd in die Fänge einer Menschenhandel-Organisation geraten? Und wenn ja, wie? Mit was für Leuten hatte sie verkehrt, um in den Dunstkreis eines Drecksacks wie Tripe zu geraten?

War es gar möglich, dass er versucht hatte, Syd zu einer seiner Sklavinnen zu machen? Ich erinnerte mich an einen Fernsehbericht, dem zufolge nicht nur illegale Einwanderer zu Opfern von Menschenhändlern wurden, sondern auch junge Menschen, die in den Vereinigten Staaten geboren waren. Solange die Dreckskerle Mittel und Wege fanden, jemanden gefügig zu machen, war es ihnen egal, woher derjenige stammte.

Ich wusste nicht genau, was ich mit den Informationen anfangen sollte, die ich von Roy Chilton erhalten hatte. Kurz überlegte ich, ob ich Kip Jennings benachrichtigen sollte, doch ich hatte das Vertrauen in sie verloren.

Und so beschloss ich, erst einmal wie geplant ins Just Inn Time zu fahren. Ich parkte vor dem Eingang des Hotels und betrat die Lobby.

Veronica Harp und Owen befanden sich hinter der Rezeption. Bei meinem Anblick lächelte Veronica, wenn auch ein wenig reserviert. Die Erinnerung an unser letztes Zusammentreffen, bei dem sie mir mehr oder weniger unverblümt angeboten hatte, mich mit einer kleinen Nummer zumindest vorübergehend über meinen Kummer hinwegzutrösten, machte uns beide ein wenig verlegen.

»Mr Blake«, sagte sie, ganz professionelle Freundlichkeit, während Owen ein paar Schritte entfernt damit beschäftigt war, ein Fax abzuschicken. »Was kann ich heute für Sie tun?«

Ich erklärte ihr die Sache mit Syds Kuscheltier, Milt dem Elch, den ich offenbar nach meiner Übernachtung hier im Hotel in meinem Zimmer vergessen hatte.

»Es ist Syds liebstes Stofftier«, sagte ich. »Ich hoffe bloß, er ist nicht verloren gegangen.«

Veronica nickte verständnisvoll. »Ich sehe mal bei unseren Fundsachen nach«, sagte sie und verschwand hinter der angrenzenden Tür.

Nervös tigerte ich vor der Rezeption auf und ab, bis Veronica mit leeren Händen zurückkehrte.

»Tut mir leid«, sagte sie.

»Ist das Zimmer belegt? Könnte ich vielleicht kurz hinaufgehen und nachschauen?«

Veronica ging an den Computer. »Einen Moment, Mr Blake … Nein, das Zimmer ist frei, aber unser verdammtes Zimmerschlüsselsystem ist zusammengebrochen. Ich komme mit Ihnen und lasse Sie mit meiner Generalschlüsselkarte herein.«

»Danke«, sagte ich. »Sehr nett von Ihnen.«

Als sie um den Empfang herumkam, hielt sie ihr Handy in der Hand, als würde sie einen Anruf erwarten.

»Möglich, dass eins der Zimmermädchen Ihr Stofftier gefunden, aber nicht abgeliefert hat«, sagte sie auf dem Weg zum Lift und lächelte bedauernd. »So was kommt leider schon mal vor.«

Die Fahrstuhltüren öffneten sich. Wir wollten gerade einsteigen, als Veronicas Handy klingelte. Sie warf einen Blick aufs Display und ging dran. »Einen Moment bitte«, sagte sie und reichte mir die Schlüsselkarte. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, selbst nachzusehen?«

»Kein Problem«, sagte ich. Ich fuhr nach oben, marschierte den Korridor entlang zu dem Zimmer, in dem ich unlängst die Nacht verbracht hatte, zog die Karte durch den Schlitz und wartete kurz, bis das grüne Licht aufblinkte.

Das Zimmer war für den nächsten Gast vorbereitet. Ich ließ

den Blick durchs Zimmer schweifen, konnte Milt aber nirgends entdecken. Ja, natürlich war es möglich, dass irgendein Zimmermädchen den Elch mit nach Hause genommen hatte. So abgegriffen Milt auch sein mochte, die Hilfskräfte hier verdienten bestimmt kein Vermögen, und ein Stofftier für die zu Hause wartende Tochter war immer noch besser, als mit leeren Händen heimzukehren.

Ich sah unter die beiden Stühle, in den Schrank – vergebens.

Dann begab ich mich auf alle viere und spähte unters Bett. Wobei sich herausstellte, dass die Hotelleitung offenbar nicht auf der täglichen Reinigung mit dem Staubsauger bestand. Unter dem Bett lagen Wollmäuse in der Größe von Golfbällen.

Außerdem fand ich ein Pornoheft, ein Päckchen Zigarettenpapier und ein Taschenbuch von John Grisham. An der Wand befand sich ein dunkler Schatten. Ich streckte den Arm aus und griff danach.

Es war tatsächlich Milt. Ich befreite ihn vom Staub, so gut es ging.

»Na endlich«, sagte ich. Milt sah mich unverwandt an, während ich den rechten Geweihteil berührte, der nur noch an ein paar Fäden hing. »Ich dachte schon, ich hätte dich verloren.«

Und während ich mit Milt auf dem Boden saß, brachen plötzlich alle Dämme bei mir.

Ich weinte wie ein kleines Kind.

Geschlagene drei Minuten hockte ich einfach nur da und ließ meinen Gefühlen freien Lauf, ehe ich mich mit aller Macht zusammenriss, ins Bad ging und mir das Gesicht wusch. Dann verließ ich das Zimmer.

***

Milt in der Hand, ging ich zum Aufzug, als ich plötzlich

gedämpfte Schreie hörte, die hinter einer Tür am Ende des Gangs hervordrangen.

Wieder hörte ich einen leisen Schrei.

Eine Frauenstimme. Und die Frau schrie nicht aus Lust oder Angst. Sondern vor Schmerzen.

Ich lief den Gang hinunter, blieb stehen und horchte, aus welchem Zimmer die unterdrückten Schreie kamen.

»Aah!«, schrie die Frau. Ein paar Sekunden war alles still, dann hörte ich sie wieder. *»Aah!«*

Leise setzte ich einen Fuß vor den anderen, während ich weiter lauschte. Im selben Augenblick drang eine andere Frauenstimme an meine Ohren. »Wann du nach Hause gehst, bestimme ich!«, keifte sie. »Hier wird gearbeitet, verstanden! Dir werde ich's zeigen, du Miststück!«

Jetzt wusste ich, welche Tür es war.

Dann hörte ich ein scharfes Zischen. *Zack!*

Die Frau schrie laut auf. *»Aaah!«*

Ich griff in die Tasche und zog die Codekarte heraus. Veronica hatte gesagt, es sei der Generalschlüssel – was bedeutete, dass ich damit alle Zimmertüren öffnen konnte.

Nur allzu gern hätte ich mir eingeredet, dass ich einer Frau in Not helfen wollte – Tatsache aber war, dass es mir in erster Linie um meine Tochter ging.

Syd. Ich hatte Angst, dass es Syd sein könnte.

Ich zog die Karte durch den Schlitz und wartete auf das Blinken des grünen Lichts.

Und da war es. Ich stieß die Tür auf und stürmte in das Zimmer.

»Was, zum Teufel, ist hier …«

Abrupt blieb ich stehen.

Vor mir stand die Frau, die mir zuletzt einen Kaffee am Frühstücksbüffet eingeschenkt hatte. Cantana. Sie trug ihre Hoteluniform. In der rechten Hand hielt sie einen dünnen Metallstab. Auf den zweiten Blick erkannte ich, dass es sich um eine alte Autoantenne handelte.

Vor dem Bett kniete eine andere Frau. Sie trug die gleiche Kleidung wie Cantana, mit dem Unterschied, dass der Stoff ihrer Uniform am Gesäß blutgetränkt war. Als sie den Kopf wandte, sah ich, dass es sich um eine junge Asiatin handelte. Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Was wollen Sie?«, herrschte Cantana mich an. »Wie sind Sie hier reingekommen?«

Ihr Auftritt verschlug mir die Sprache. Ich trat zwei Schritte zurück, während sie mich ankeifte: »Was haben Sie hier zu suchen? Machen Sie, dass Sie hier rauskommen!«

Ich war so perplex, dass ich mich von ihr auf den Gang drängen ließ. Dann schlug sie mir die Tür vor der Nase zu.

Verdattert stand ich da und musste mich einen Augenblick lang sammeln. Und als ich den Blick hob …

Verdammt, was war das?

Ich starrte auf ein kleines, quadratisches Glasfenster in der Wand, auf dem in Großbuchstaben »FEUERLÖSCHER« stand.

Und diese Aufschrift sah ich nicht zum ersten Mal, das wusste ich genau. Es fehlte das erste E.

VIERUNDDREISSIG

Das Foto.

Das Foto, das Yolanda Mills mir geschickt hatte, um mich glauben zu machen, dass sich Syd in Seattle aufhielt.

Auf dem Bild war Sydney mit ihrem korallenroten Halstuch zu sehen gewesen, wie sie gerade an einem Fenster mit der Aufschrift »FEUERLÖSCHER« vorbeiging. Und auch auf dem Foto hatte das erste E gefehlt.

Zwar konnte ich keinen direkten Vergleich anstellen, da ich die Aufnahme nicht bei mir hatte, aber ich war felsenfest davon überzeugt, dass es keinen Zweifel gab. Genau hier war das Bild von Syd gemacht worden.

Sie war in diesem Hotel gewesen.

Sie hatte hier gearbeitet.

Tatsächlich hier gearbeitet. Sie hatte mich nicht belogen.

Der Rest der Belegschaft hatte gelogen. Alle, die hier arbeiteten, waren darauf geeicht worden, dieselbe Lügengeschichte zu erzählen. Dass sie Syd nie im Leben gesehen hatten.

Alle hier hatten mir dieselben Lügen aufgetischt.

Doch wenn das tatsächlich der Wahrheit entsprach, war ich hier alles andere als sicher. Nicht, wenn jemand merkte, dass ich Bescheid wusste – ganz besonders nachdem ich Cantana bei der Züchtigung der jungen Asiatin erwischt hatte. Was auch immer sich in dem Zimmer abgespielt haben mochte, es handelte sich ganz bestimmt nicht um irgendeine perverse Lesbennummer. Die Schmerzensschreie der Frau waren echt gewesen. Sie hatte die Regeln gebrochen und dafür zahlen müssen.

Nichts wie weg hier, dachte ich. Sobald ich draußen war, konnte ich die Polizei einschalten.

»Mr Blake?«

Ich hatte gar nicht mitbekommen, wie sich der Fahrstuhl geöffnet hatte. Veronica Harp kam den Korridor entlang auf

mich zu.

»Haben Sie sich verlaufen?«, fragte sie. »Das Zimmer, in dem Sie übernachtet haben, liegt auf der anderen Seite des Gangs. Oh …« Sie deutete auf Milt. »Sie haben ihn ja doch gefunden.«

»Ja«, sagte ich. »Er lag unterm Bett.«

»Und was machen Sie dann hier?«, fragte sie stirnrunzelnd.

»Ich … ich war bloß ein bisschen geistesabwesend. Ich bin am Lift vorbeigelaufen, ohne ihn zu bemerken.«

»Haben Sie meine Schlüsselkarte?«, fragte sie.

Ich griff in die Tasche und reichte sie ihr. »Danke«, sagte ich.

»Nicht, dass sie noch in die falschen Hände gerät.« Sie steckte die Karte ein, während ich auf den Fahrstuhlknopf drückte. Die Türen, die sich eben erst geschlossen hatten, öffneten sich wieder. Veronica stieg mit mir ein.

»Alles okay mit Ihnen?«, fragte sie. »Sie sehen irgendwie beunruhigt aus.«

»Alles bestens«, sagte ich. »Nun ja, den Umständen entsprechend.«

»Verstehe«, sagte sie. »Übrigens möchte ich mich für mein Verhalten neulich bei Ihnen entschuldigen. Ich wollte nicht aufdringlich sein.«

»Kein Problem. Machen Sie sich keine Gedanken.«

Die Türen öffneten sich wieder, als wir im Erdgeschoss angekommen waren.

»Machen Sie's gut«, sagte ich zu Veronica und stürmte aus dem Aufzug, ohne ihr den Vortritt zu lassen. »Auf Wiedersehen«, rief sie mir hinterher.

***

Ich stieg in den Beetle, setzte Milt auf den Beifahrersitz und fuhr mit quietschenden Reifen davon. Nichts wie weg hier. Ich musste erst mal in Ruhe überlegen, was das alles zu

bedeuten hatte.

Allmählich hatte ich das Gefühl, einen Riesenschritt weitergekommen zu sein.

Aber ob ich dadurch meine Tochter wiederfinden würde, stand trotzdem in den Sternen.

In dem Hotel ging etwas ganz Übles vor sich, und ich war mir ziemlich sicher, dass Syd herausgefunden hatte, was dort faul war. Und da Eric – oder Gary oder wie auch immer er in Wahrheit heißen mochte – nach ihr suchte, standen die Chancen gar nicht schlecht, dass sie noch am Leben war.

Verdammt noch mal, Syd, ruf endlich an.

Außerdem brauchte ich Hilfe. Diese Sache war ein paar Nummern zu groß für mich allein.

Ja, ich würde in den sauren Apfel beißen und Kip Jennings anrufen.

Detective Marjorie hatte es auf mich abgesehen, aber vielleicht, ganz vielleicht glaubte ein Teil von ihr ja doch noch, dass ich unschuldig war und meine Tochter in höchster Gefahr schwebte.

Ich hatte keine andere Wahl. Ich musste ihr vertrauen und sie darüber informieren, was ich herausgefunden hatte.

Ich bog auf den nächsten Supermarktparkplatz ab und hielt an, weil ich zu nervös und aufgewühlt war, um gleichzeitig fahren und telefonieren zu können. Ich förderte mein Handy zutage und wählte Jennings' Nummer.

Ihre Voicemail sprang an.

»Detective Jennings, hier spricht Tim Blake«, sagte ich. »Es ist etwas passiert, und ich glaube, ich habe eine heiße Spur entdeckt. Jedenfalls muss ich dringend mit Ihnen sprechen – mit *Ihnen* und niemand anderem, schon gar nicht Ihrem Kollegen Marjorie. Wenn Sie mir helfen, können wir Syd finden. Bitte rufen Sie mich zurück, sobald Sie diese Nachricht abgehört haben. Danke.«

Ich steckte das Handy wieder ein und ließ den Kopf aufs Steuer sinken.

Plötzlich fiel mir ein, dass ich ja auch noch mit Carol Swain reden wollte. Bei allem, was sich in den letzten Stunden ereignet hatte, hätte ich beinahe vergessen, dass Patty ebenfalls spurlos verschwunden war. Ich war mir sicher, dass Pattys Verschwinden in unmittelbarer Verbindung mit Syd stand, und hoffte, von ihrer Mutter irgendetwas zu erfahren, was mich der Lösung des Rätsels näherbringen würde.

Zunächst aber fuhr ich nach Hause, um mir das Foto auszudrucken, das Syd vor dem Glaskasten mit dem Feuerlöscher zeigte. Sobald ich Detective Jennings sah, würde ich ihr die Aufnahme vorlegen und ihr erzählen, wo sie gemacht worden war. Und dann würden wir dem Hotel gemeinsam einen Besuch abstatten.

»O nein«, entfuhr es mir, als ich in die Hill Street einbog.

Vor meinem Haus stand Kates silberner Ford Focus.

»Na, super«, sagte ich leise.

Als ich in meine Einfahrt einbog, sah ich, dass Kate nicht im Wagen saß. Merkwürdig, da ich ihr nie einen Haustürschlüssel gegeben hatte. Vielleicht saß sie hinten auf der Veranda und wartete auf mich.

Ich ging ums Haus herum, um zu sehen, ob sie es sich auf einem der Gartenstühle bequem gemacht hatte.

Zuallererst fiel mir eine braune Tüte vom China-Restaurant ins Auge, die im Gras lag. Sie war halb aufgerissen, als hätte sich jemand ein paar Bissen herausgefischt und sie dann achtlos weggeworfen.

Die Schiebeglastür, die von meinem Wohnzimmer auf die Veranda führt, war eingeschlagen worden. Der Wohnzimmerteppich war von Glasscherben übersät. Jemand hatte die Scheibe zertrümmert, um die Tür von innen öffnen zu können.

Ich trat über die Schwelle.

»Kate?«, rief ich. »Kate?«

Keine Antwort.

Scherben knirschten unter meinen Sohlen. Ich durchquerte das Wohnzimmer und betrat die Küche.

Und dann sah ich sie. Sie lag auf dem Rücken, die Hände über dem Kopf ausgestreckt, die Beine merkwürdig abgewinkelt. Ihr Kopf lag in einer Blutlache.

Sie war mitten in die Stirn geschossen worden.

FÜNFUNDDREISSIG

Von Panik überwältigt, stürmte ich auf die Veranda. Mit ausgestreckten Händen stützte ich mich an die Wand und übergab mich. In mir drehte sich alles, während sich mein Magen krampfhaft zusammenzog. Als ich das Gefühl hatte, mich halbwegs erholt zu haben, richtete ich mich auf, doch im selben Augenblick wurde mir so schwindelig, dass ich mich auf meine Knie stützen musste. In dieser Stellung verharrte ich mehr als eine halbe Minute, ehe ich wieder einen klaren Gedanken fassen konnte.

Das war alles nur ein böser Traum.

Von wegen. In meiner Küche lag eine tote Frau – obendrein eine, die einmal Teil meines Lebens gewesen war.

Und nun hatte ihr jemand eine Kugel in den Kopf gejagt.

Ich war vor Schreck wie versteinert. Ich fror am ganzen Körper, und meine Hände zitterten. Ich war so durcheinander, dass ich ein paar Sekunden brauchte, um zu begreifen, was überhaupt passiert war. Obwohl man dazu wahrlich kein Genie sein musste. Der Mann, der sich sowohl »Eric« als auch »Gary« nannte, hatte auf mich gewartet – und stattdessen war Kate aufgetaucht.

Vielleicht hatte er befürchtet, dass einer der Nachbarn den Schuss gehört und die Polizei gerufen hatte – und beschlossen, sich meiner irgendwann später anzunehmen.

Ich stand auf der Veranda und fragte mich, was ich unternehmen sollte. Ins Haus gehen würde ich jedenfalls nicht noch einmal. Aus purer Angst, ganz abgesehen davon, dass ich es nicht ertragen hätte, noch einmal in Kates lebloses Gesicht zu blicken.

Und als plötzlich mein Handy klingelte, hätte ich mir um ein Haar in die Hose gemacht.

Ich griff in die Jackentasche, aber meine Hand zitterte so sehr, dass das Handy im Gras landete. Ich bückte mich, hob es auf und legte es ans Ohr, ohne nachzusehen, wer dran war.

»Hallo?« Meine Stimme war so leise, dass ich sie selbst kaum hören konnte.

»Mr Blake?«

Kip Jennings.

»Ja, ich bin's«, sagte ich.

»Sie hatten mich um Rückruf gebeten«, sagte sie. »Sie haben neue Informationen?«

»Ja«, sagte ich.

»Worum geht es denn, Mr Blake?«

Vor Sekunden noch hatte ich unter Schock gestanden, doch mit einem Mal war ich so konzentriert wie selten. *Denk scharf nach, was du jetzt sagst.*

In den letzten paar Stunden war Folgendes geschehen:

Ich hatte herausbekommen, dass Syd im Just Inn Time gewesen war. Es sah ganz danach aus, als wäre ich von sämtlichen Angestellten des Hotels nach Strich und Faden belogen worden.

Ich wusste, dass Randall Tripe in übelste Geschäfte mit illegalen Einwanderern verwickelt gewesen war – und Fakt war ebenso, dass Blutspuren von ihm in Syds Auto gefunden worden waren.

Andy Hertz wollte sich nach dem Dreckskerl namens Gary umhören, der nicht nur versucht hatte, mich zu töten, sondern Syd möglicherweise auch ihren Hoteljob verschafft hatte.

Bis zu dem Augenblick, an dem ich Kate tot aufgefunden hatte, war ich davon überzeugt gewesen, allmählich Licht ins Dunkel bringen zu können. Deshalb hatte ich auch vorgehabt, so schnell wie möglich mit Pattys Mutter zu sprechen. Vielleicht wusste Carol Swain ja etwas über ihre Tochter, was mir weiteren Aufschluss geben würde.

Jedenfalls konnte ich es mir definitiv nicht leisten, Zeit zu verlieren. Indem ich der Polizei lang und breit zu erklären versuchte, warum Kate Wood tot in meiner Küche lag.

»Mr Blake?«, sagte Detective Jennings. »Sind Sie noch dran?«

Und ich konnte mir lebhaft vorstellen, dass Marjorie mir liebend gern den nächsten Strick drehen würde.

Kate Wood, tot in meinem Haus – nur ein paar Stunden nachdem sie mich bei der Polizei reingeritten hatte. Und beim Verhör hatten sie zweifellos genau mitbekommen, wie sauer ich auf Kate gewesen war. Es lag auf der Hand: Kate war bei mir vorbeigekommen, um mit mir zu reden, aber ich war schlicht ausgeflippt, ausgerastet, durchgedreht. Marjorie erinnerte sich garantiert noch genau, wie ich ihm an die Kehle gegangen war.

Es war sinnlos, ihnen irgendetwas erklären zu wollen. Sie würden mich sofort verhaften.

Und damit war dann auch die Suche nach Syd gestorben. Sie würden alles daransetzen, um mir zu beweisen, dass ich meine Tochter umgebracht hatte.

»Mr Blake?«, sagte Kip Jennings erneut.

»Ich kann gerade nicht«, erwiderte ich. »Ich melde mich bei Ihnen.«

***

Ein paar Minuten später klingelte mein Handy schon wieder. Diesmal warf ich einen Blick aufs Display, ehe ich dranging.

»Hallo«, sagte ich, während ich den Motor des Beetle startete und losfuhr. Nichts wie weg hier.

»Hi, Tim. Andy hier.« »Hi, Andy.«

»Alles in Ordnung? Du klingst so komisch.«

»Was gibt's, Andy?«

»Ich bin gerade im JD's, aber dieser Gary ist bislang noch nicht aufgetaucht. Ich habe zwei, drei Leute nach ihm gefragt, aber keiner hat ihn in letzter Zeit gesehen.«

»Weiß jemand, wo man ihn finden kann? Oder wo er wohnt?«

»Nein. Aber ich zische jetzt erst mal noch ein, zwei Bier-

chen und warte ab, was sich so tut. Sag mal, die Drinks gehen auf dich, okay?«

Ich hatte wahrlich andere Sorgen, als jetzt auch noch darüber zu diskutieren. »Von mir aus.«

»Danke. Ich melde mich dann später wieder.«

Ich beendete das Gespräch. Und dann spielten meine Nerven plötzlich nicht mehr mit.

* * *

Die Tränen schossen mir derart in die Augen, dass ich nichts mehr sehen konnte. Ich fuhr auf den Seitenstreifen, stellte auf Leerlauf und zog die Handbremse an, ehe ich das Steuer mit beiden Händen umklammerte, so fest, als könnte ich meine gesamte Anspannung in den Wagen ableiten. Mein Atem schien immer schneller zu gehen, als wolle er mein rasendes Herz einholen.

»O Gott«, stieß ich hervor. »O Gott, o Gott, o Gott.« Wie ein Mantra sprach ich die immer gleichen Worte vor mich hin.

Fühlte sich so ein Herzinfarkt an?

Mit einem Mal schien sich der gesamte Stress der letzten Wochen Bahn brechen zu wollen. Erst war meine Tochter verschwunden, dann ein Anschlag auf mein Leben verübt worden, und nun lag auch noch meine Exfreundin tot in meinem Haus. Ich war schlicht am Ende.

Verdammt noch mal, ich war nur ein Autoverkäufer. Nichts in meinem Leben hatte mich auch nur entfernt auf die Situation vorbereitet, in der ich gerade steckte.

Reiß dich zusammen.

Ich löste die Hände vom Lenkrad und wischte mir die Tränen aus den Augen. Aber sie hörten einfach nicht auf zu fließen.

Reiß dich zusammen. Tu es für Syd. Du kannst dir jetzt keinen Nervenzusammenbruch leisten. Wenn du nicht nach ihr suchst, wer soll es sonst tun?

Abermals wischte ich mir die Augen und versuchte, so ruhig und gleichmäßig wie möglich zu atmen.

»Entspann dich«, sagte ich leise. »Du kriegst das hin.«

Nach und nach begann sich meine Atmung zu normalisieren. Auch mein Herz schlug wieder ruhiger.

»Syd«, sagte ich. »Syd.«

Dann fuhr ich wieder los.

***

Ein paar Minuten später bog ich in die Einfahrt des Hauses von Pattys Mutter ein. Es befand sich in einem der älteren, westlich gelegenen Viertel von Milford, wo die Häuser wie Strandhäuser aussehen, auch wenn sie nicht direkt am Wasser liegen.

In der Einfahrt stand kein Wagen, weshalb es mich nicht weiter wunderte, dass niemand an die Haustür kam. Ich überlegte, ob ich eine Nachricht an der Tür hinterlassen sollte, doch gerade als ich eine meiner Visitenkarten aus dem Portemonnaie kramte, bog ein rostiger alter Ford Taurus in die Einfahrt und hielt neben meinem Beetle.

Eine Frau um die vierzig stieg aus. Sie nahm zwei Einkaufstüten und ihre Handtasche vom Beifahrersitz und schwankte, ihre Sachen in der linken, die Schlüssel in der rechten Hand, auf ihren hochhackigen Sandalen zur Haustür.

»Kann ich Ihnen helfen?« Sie nahm ihre Sonnenbrille ab, während sie näher kam.

»Sind Sie Pattys Mutter?«, fragte ich.

»Ja, warum?« Plötzlich veränderte sich ihr Gesichtsausdruck. Ich hatte sie nie zuvor gesehen, doch sie schien mich zu kennen. Aber vielleicht war es auch nur meine lädierte Nase, die sie so verblüfft dreinschauen ließ.

»Ich bin Tim Blake«, sagte ich.

»Das tut bestimmt höllisch weh«, sagte sie.

»Sie sollten mal den anderen sehen«, sagte ich.

Ich trat zwei Stufen nach unten und nahm ihr die Tüten ab. Wahrscheinlich war sie früher mal eine echte Schönheit gewesen. Sie hatte immer noch eine tadellose Figur, doch ihre Beine in den weißen Shorts waren knochig, und ihrem Teint war deutlich anzusehen, dass sie zu viel Zeit in der Sonne verbracht hatte. Die ausgeprägten Wangenknochen und die dunklen Augen ließen mich sofort an Patty denken.

In der einen Tüte klirrten Flaschen.

Da sie nichts erwiderte, fuhr ich fort: »Patty hat Ihnen sicher erzählt, dass meine Tochter verschwunden ist. Tja, und wie ich gehört habe, ist Patty nun auch seit zwei Tagen unauffindbar.« Ich merkte, dass meine Stimme leicht bebte. »Mrs Swain?«

»Nennen Sie mich Carol«, sagte sie. »Tut mir leid. Im ersten Moment habe ich gedacht, Sie wären vielleicht von der Polizei.« Sie lächelte. »Kommen Sie doch einfach herein.«

Sie schloss auf und betrat die Diele. Ich folgte ihr in die Küche. »Sie müssen die Unordnung entschuldigen«, sagte sie und räumte im Vorübergehen ein paar Flaschen beiseite. »Ich bin in den letzten Tagen nicht zum Aufräumen gekommen.«

Tagen? Für mich sah das eher nach Jahren aus.

»Haben Sie etwas von Patty gehört?«, fragte ich.

»Nein.« Carol Swain schüttelte den Kopf und bedeutete mir, ihr ins Wohnzimmer zu folgen. »Bevor die Polizei mir davon erzählt hat, wusste ich nicht mal, dass Patty mit Ihrer Tochter befreundet ist.«

»Das meinen Sie nicht ernst, oder?«, gab ich zurück. »Die beiden kennen sich schon seit über einem Jahr. Hat Patty Ihnen nichts von Syd erzählt?«

»Patty erzählt mir überhaupt nichts«, sagte Carol. »Wenn sie mal was sagt, dann meckert sie höchstens rum.«

»Sie scheinen sich ja nicht besonders nahezustehen«, sagte ich.

»Die Gilmore Girls sind wir jedenfalls nicht.« Sie lachte. »Kann ich Ihnen etwas anbieten? Ein Bier oder so?«

»Nein, danke«, sagte ich. Um ein Haar hätte ich es mir doch noch anders überlegt. Vielleicht war ein Drink ja genau das Richtige, um meine flatternden Nerven zu beruhigen. Trotzdem, ich musste einen klaren Kopf bewahren. »Patty hat Ihnen nicht mal erzählt, dass ihre beste Freundin spurlos verschwunden ist?«

»Doch, sie hat schon was gesagt«, erwiderte Carol. »Aber sie hat den Namen nicht erwähnt, glaube ich. Hmm, ich hoffe, Sie halten mich für keine schlechte Gastgeberin, wenn ich mir selbst ein Gläschen einschenke.«

»Kein Problem«, sagte ich.

Carol Swain ging zurück in die Küche, öffnete den Kühlschrank und kam mit einer Flasche Bier zurück.

Sie runzelte die Stirn. »Wie lange kennt Patty Ihre Tochter schon, sagten Sie?«

»Etwas mehr als ein Jahr«, antwortete ich.

Verblüfft schüttelte sie den Kopf. »Nicht zu fassen.«

»Wieso überrascht Sie das?«, fragte ich.

»Äh, was? Nein, überhaupt nicht. Meine Kleine … sie ist ein ganz schönes Luder, was?«

»Zumindest hat sie einen ziemlich eigenen Kopf«, gab ich zurück.

»Das hat sie von ihrem Vater«, sagte Carol. »Verdammter Mistkerl.« »Kümmert er sich nicht um Patty?«, fragte ich.

»Ach was«, erwiderte sie. »Alle paar Wochen lässt er sich mal blicken, aber das war's zum Glück auch schon.« Sie hielt kurz inne. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Ja. Stressiger Tag, aber alles okay.«

Sie musterte mich skeptisch. »Ein Jahr«, sagte sie dann nachdenklich und verdrehte die Augen, als würde sie im Kopf zurückrechnen. »Wo hat Patty Ihre Tochter denn kennengelernt?«

»Im Sommerkurs an der Schule«, antwortete ich. »Nachprüfung in Mathematik.«

»Tatsächlich?« Carol schüttelte den Kopf. »Dabei war

Patty immer gut in Mathe.«

»Syd auch«, sagte ich. »Aber wer seine Hausaufgaben nicht macht, fällt eben trotzdem durch.«

»Da haben Sie wohl recht. Und bei diesem Sommerkurs haben sich die beiden miteinander angefreundet.«

»Genau«, sagte ich.

Sie schien einen Moment zu überlegen. »Irgendwie logisch«, sagte sie dann, was auch immer sie damit meinen mochte. »Wie auch immer«, fuhr sie fort. »Irgendwann endet Patty noch in der Gosse.«

»Jetzt übertreiben Sie mal nicht«, sagte ich. »Mag sein, dass Patty manchmal über die Stränge schlägt, aber alles in allem hat sie das Herz am rechten Fleck.«

»Sie kennen sie doch überhaupt nicht«, erwiderte Carol Swain. »Was ich an Zeit und Mühe in dieses Kind investiert habe, geht auf keine Kuhhaut – und nichts als Kummer hat sie mir bereitet!« Sie seufzte. »Heute war eine Frau von der Polizei bei mir, ich glaube, sie hieß Jennings. Sie meinte, Sie wären der Letzte gewesen, der Patty gesehen hat.«

»Ja, sieht ganz so aus«, sagte ich.

Sie trank einen Schluck Bier. »Hat sie irgendwas gesagt? Von wegen, was sie vorhatte?« »Nein. Wenn ich das wüsste, hätte ich die Polizei darüber informiert. Und Sie selbstverständlich auch.«

»Na ja, Patty ist schon öfter nicht nach Hause gekommen, ohne mir Bescheid zu sagen. Mich wundert bloß, dass sie nicht bei der Arbeit aufgetaucht ist. Zur Arbeit ist sie nämlich immer gegangen, selbst wenn sie bis frühmorgens gefeiert hatte. Muss sie von mir haben. In meiner Firma fliegt man nämlich sofort raus, wenn man sich nicht blicken lässt – es sei denn, man kann ein Attest vom Arzt vorlegen.«

»Patty hat sich also nicht bei Ihnen gemeldet.«

»Nein.«

»Machen Sie sich Sorgen wegen ihr?«

»Wieso fragen Sie? Machen Sie sich keine wegen Ihrer

Tochter?«

»Doch. Große Sorgen sogar.«

»Na, also.« Sie nahm noch einen Schluck. »Tja, auf den ersten Blick sieht es so aus, als hätten wir nicht viel gemein, aber vielleicht verbindet uns doch mehr, als Sie glauben.«

»Möglich«, sagte ich, ohne weiter darüber nachzudenken. »Jedenfalls dachte ich, Sie hätten vielleicht eine Idee, was mit Patty passiert ist.«

»Keine Ahnung«, sagte Carol und setzte sich aufs Sofa. »Aber bestimmt nichts Gutes, wenn Sie mich fragen.«

Ich nahm ein paar alte Zeitungen von einem Stuhl und setzte mich ihr gegenüber. »Was meinen Sie damit?«

»Na ja, meine Kleine ist leider nicht sehr vernünftig.« Sie sah mich an. »Alles musste sie ein Jahr früher ausprobieren als die anderen Kids. Dabei wollte ich immer nur das Beste für sie. Sie war mein Gottesgeschenk, wissen Sie. Ich hatte mir nichts mehr gewünscht als ein Baby, und als meine Gebete schließlich erhört wurden, habe ich alles komplett versaut.«

»Inwiefern?«

»Tja, vielleicht wäre alles ganz anders gelaufen, wenn Ronald nicht abgehauen wäre.«

»Ronald?«

»Mein Exmann«, erklärte sie. »Es ist eben nicht gut, wenn ein Kind ohne Vater aufwächst. Haben Sie eine Ahnung, was es bedeutet, ein Kind allein aufzuziehen?«

In den vergangenen fünf Jahren hatten Susanne und ich uns zwar unabhängig voneinander um Syd gekümmert, aber stets gemeinsam Entscheidungen getroffen, wenn es ein Problem gab.

»Das kann ich mir gut vorstellen«, sagte ich.

»Schließlich muss ich auch Geld verdienen und mich um den Haushalt kümmern.« Mit der Rechten beschrieb sie einen großen Bogen, als würde sie das Hilton betreiben. Sie stellte ihre Bierflasche auf dem Tisch ab, aber so nahe an der Kante,

dass sie auf den Boden fiel. Blitzschnell griff sie nach der Flasche, ehe allzu viel auslaufen konnte.

»Scheiße!«, entfuhr es ihr.

Ich erwiderte nichts, sah sie nur an.

Sie lehnte sich zurück, bemerkte, wie ich sie anstarrte, und missdeutete meinen Blick. »Ja, ich habe schon bessere Zeiten gesehen«, räumte sie ein. »Aber früher sind die Männer echt auf mich geflogen.«

»Tut mir leid«, sagte ich. »Mir ist bloß aufgefallen, wie ähnlich Sie Patty sehen.«

»Stimmt«, sagte sie. »Aber sie hat auch etwas von ihrem Vater.«

»Haben Sie irgendeine Idee, wo die Mädchen sein könnten?«

Carol schüttelte den Kopf. »Das hat mich die Polizei auch schon gefragt. Und ich wünschte, ich wüsste etwas. Aber vielleicht hat sie sich ja bloß in irgendeinen Typ verknallt und kommt bald wieder. Wahrscheinlich schwanger, aber wenigstens ist sie dann wieder zu Hause.«

»Glauben Sie das wirklich?«

Sie stellte ihr Bier auf den Tisch und musterte mich eingehend. »Ich weiß nicht.« Sie hörte nicht auf, mich anzustarren.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Sie sind ein gut aussehender Mann«, sagte sie. »Selbst mit gebrochener Nase.«

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte.

»Wie?«, sagte sie. »Sie könnten sich doch wenigstens bedanken.«

»Hmm«, sagte ich. »Ich fand's nur merkwürdig, dass Sie das sagen.«

»Sie glauben bestimmt, ich will Sie anmachen, oder?«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll«, erwiderte ich.

Sie gab ein leises Schnauben von sich. »Es ist mir einfach aufgefallen, ob Sie's nun glauben oder nicht. Es ist schließlich

das erste Mal, dass ich Sie aus der Nähe sehe.«

Ich runzelte die Stirn. »Was meinen Sie damit?«

»Ich bin mal in Ihrer Firma vorbeigekommen, um Sie mir anzusehen. Zehn Jahre muss das jetzt her sein.« Damals hatte ich noch für einen Toyota-Händler gearbeitet. »Sie waren ein echter Spitzenverkäufer, stimmt's?«

Ich hatte keine Ahnung, worauf sie hinauswollte. »Wie, Sie kennen mich? Tut mir leid, normalerweise vergesse ich selten Gesichter, aber an Sie kann ich mich nicht erinnern.«

»Nein, ich war nicht wegen eines Wagens bei Ihnen. Als ich reinkam, habe ich Sie an Ihrem Schreibtisch gesehen, aber dann habe ich doch nicht den Mut aufgebracht, mit Ihnen zu reden. Ich muss die Nerven verloren haben.«

»Ich verstehe kein Wort, Mrs Swain.«

»Das habe ich auch nicht erwartet«, sagte sie. »Na ja, eigentlich wollte ich mich damals nur bei Ihnen bedanken.«

»Wofür?«

»Dafür, dass Sie Patty gezeugt haben«, sagte sie.

SECHSUNDDREISSIG

Sydney, vier Jahre alt:

Ich bringe sie ins Bett. Normalerweise bittet sie mich, ihr noch eine Geschichte zu erzählen, heute aber nicht, was immer der Grund dafür sein mag. Was mir eigentlich ganz recht ist; es war ein langer Tag, und meistens will Syd nicht nur eine, sondern gleich zwei oder drei Geschichten hören. Kinder können ganz schön anstrengend sein.

Aber mir ist keineswegs eine Verschnaufpause gegönnt. Syd will nämlich nur deshalb keine Geschichte hören, weil ihr etwas anderes im Köpfchen herumgeht.

»Warum gibt es nur mich?«, fragt sie, als ich sie zudecke.

»Was meinst du damit?«, sage ich. »Du tust ja gerade so, als wäre ich gar nicht hier. Und was ist mit Mommy? Und deinen Freunden im Kindergarten, und mit …«

»Warum habe ich keine Brüder und Schwestern?«

»Hmm«, sage ich. »Vielleicht kriegst du ja noch welche.« Obwohl ich mir da alles andere als sicher bin. Susanne und ich verstehen uns einfach nicht mehr so wie früher. Pausenlos haben wir uns wegen Geldsachen in den Haaren, permanent liegt sie mir in den Ohren, dass ich noch mehr erreichen könnte.

»Alle anderen Kinder haben Brüder und Schwestern«, sagt Syd.

»Und wie gefällt ihnen das?«, frage ich.

Sie überlegt. »Anita hasst ihren Bruder«, sagt sie dann. »Er ist größer als sie und ärgert sie immer.«

»Das ist aber nicht nett von ihm.« »Und Trixie sagt, dass ihre Mom sich nur noch um ihre kleine Schwester kümmert, seit sie da ist. Sie wünscht sich, dass sie nicht mehr da ist.«

»Hmm.« Ich schüttele den Kopf. »So was sagt man aber nicht.«

Ich nehme Milt den Elch, und sie streckt die Arme nach ihm aus, lächelt und drückt ihn eng an sich.

»Wenn ich eine Schwester hätte, würde ich sie nicht hassen«, erklärt sie.

»Ganz bestimmt nicht«, sage ich.

Sie überlegt. »Aber ich will trotzdem keine«, sagt sie dann.

»Warum denn nicht?«

»Weil du und Mommy dann nicht mehr genug Liebe für mich übrig hättet«, sagt sie.

Ich beuge mich zu ihr und gebe ihr einen Kuss auf die Stirn. »Ach was. Wenn zwei Kinder da sind, ist auch doppelt so viel Liebe da.«

Sie nickt. Irgendwie sieht sie aus, als würde sie gerade denken, dass man Liebe wie Plätzchen backen kann.

»Na gut«, sagt sie. Und damit scheint ihre Welt wieder in Ordnung zu sein.

***

Einen Moment lang blieb mir die Spucke weg. »Was?«, platzte ich dann heraus.

»Sie sind Pattys Vater«, sagte Carol Swain. Sie grinste. »Sie sollten Ihr Gesicht mal sehen«, fügte sie hinzu. »Sie sind komplett rot angelaufen.«

»Mrs Swain«, sagte ich. »Sie wissen genau, dass wir uns nie zuvor begegnet sind.«

»Das war ja auch nicht notwendig«, gab sie lächelnd zurück.

Ich schüttelte den Kopf und stand auf, aber mit einem Mal wurde mir schwindelig, so dass ich mich an der Wand abstützen musste.

»Vorsicht, Mr Blake«, warnte Carol Swain. »Nicht, dass Sie mir hier noch ohnmächtig werden.«

»Ich glaube, ich sollte jetzt lieber gehen«, sagte ich, während ich mit aller Macht gegen das Schwindelgefühl ankämpfte. »Das ergibt doch überhaupt keinen Sinn.«

»Tun Sie ruhig so, als ob Sie nicht wüssten, wovon ich

rede«, sagte sie. »Aber Sie belügen sich nur selbst.«

»Unsinn.« Mein Puls begann zu rasen. »Das ist unmöglich.«

»Was ist unmöglich? Dass ich herausfinden konnte, wer der Vater meiner Tochter ist?«

Ich wollte auf dem Absatz kehrtmachen und das Haus verlassen, blieb aber wie angewurzelt stehen.

»Alle Informationen standen in dem Formular, das Sie ausgefüllt haben«, sagte sie. »Bis auf Ihren Namen, natürlich. Aber so gut wie alles andere. Was wollen Sie über sich wissen?«

»Ich …«

»Ihr Vater starb mit siebenundsechzig Jahren an Lungenkrebs, aber da er starker Raucher war, konnte man davon ausgehen, dass keine genetische Disposition vorlag. Ihre Mutter war damals vierundsechzig und erfreute sich bester Gesundheit, auch wenn es eine erbliche Vorbelastung für Herzkrankheiten in ihrer Familie gab, die aber bei ihr nicht durchzuschlagen schien. Na, alles richtig so weit?«

»Absolut«, erwiderte ich tonlos.

»Sie waren neunzehn, als Ihr Vater starb, richtig?«

»Ja.«

»Sie hatten die üblichen Kinderkrankheiten gehabt, Masern und Windpocken, und mit sechs Jahren waren Ihnen die Mandeln entfernt worden. Heutzutage wird das ja nur noch höchst selten gemacht, stimmt's?«

Ich nickte.

»Okay. Sie waren fast zwanzig und gingen aufs Bridgeport Business College. Natürlich stand das nicht in den Unterlagen, aber es war ziemlich leicht herauszubekommen, allein schon deshalb, weil das College in unmittelbarer Nähe der Klinik lag. Viele der Spender waren Studenten. Hmm, ein paarmal habe ich mich gefragt, ob sie die Klinik absichtlich dort eröffnet haben, wegen all der Jungs, die sich ein bisschen Geld dazuverdienen wollen. Aber wie auch immer, dort haben

wir mit der Suche angefangen, und das hat sich ausgezahlt.«

Ich atmete ein gutes Dutzend Mal langsam ein und aus, bevor ich mich wieder setzte. Carol musterte mich stirnrunzelnd, als hätte sie Angst, ich könne jeden Augenblick umkippen.

»Tja, das ist alles ziemlich aufregend, was?« Sie lächelte, doch dann senkten sich ihre Mundwinkel wieder. »Wäre es unter anderen Umständen zumindest gewesen.« Sie beugte sich vor. »Wollen Sie nicht lieber doch einen Drink?«

»Nein, danke«, sagte ich. »Diese Informationen waren vertraulich.«

»Waren sie auch«, erwiderte sie. »Niemand in der Klinik hat preisgegeben, dass Sie der Samenspender waren. Aber als ich mich entscheiden musste, welchen Spender ich nehme, wurden mir auch die dazugehörigen Unterlagen mitgeliefert. Alter, Rasse, Familiengeschichte, Bildungsprofil. Sie hatten angegeben, dass Mathe Ihr Lieblingsfach gewesen war – ein weiterer Grund, warum wir aufs Business College tippten.«

»Wir?«

»Ich und der Detektiv, den ich angeheuert hatte.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte ich. »Das ist jetzt ungefähr zehn, elf Jahre her.«

»Ja, das stimmt«, sagte Carol Swain. »Woher wissen Sie das?«

»Mir ist damals zugetragen worden, dass sich jemand nach mir umhört. Ich habe mich gefragt, ob irgendein Headhunter Informationen über mich einholt, aber dann versandete die ganze Geschichte, und ich habe nicht weiter darüber nachgedacht. Vor ein paar Wochen hat mich meine Exfrau daran erinnert, aber auch da habe ich keinen weiteren Gedanken daran verschwendet, weil ich glaubte, es hätte sowieso nichts mit Syds Verschwinden zu tun.«

»Hat es auch nicht«, sagte sie.

»Wieso haben Sie einen Privatdetektiv engagiert?«

»Weil ich wissen wollte, wer Pattys wirklicher Vater war. Ein, zwei Jahre nach unserer Hochzeit beschlossen Ronald

und ich, dass wir ein Kind haben wollten. Tja, aber wie sich herausstellte, waren seine Spermien dem Job nicht gewachsen. Obwohl wir erst dachten, es läge an mir.« Sie lachte. »Immer dasselbe – wenn irgendwas nicht klappte, hatte grundsätzlich ich den Schwarzen Peter. Jedenfalls ging ich zum Frauenarzt, und als sich herausstellte, dass mit mir alles völlig okay war, willigte Ronald ein, ebenfalls zum Arzt zu gehen. Tja, und da wussten wir, an wem es lag.«

»Und weiter?«

»Nun ja, schließlich habe ich einen Termin in der Mansfield-Klinik gemacht. Die Ärzte dort meinten, eine künstliche Befruchtung sei kein Problem, aber es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis Ronald sich mit dem Gedanken anfreunden konnte.«

»Weil ihm die Vorstellung widerstrebte, nicht der richtige Vater zu sein?«

Carol überlegte einen Augenblick. »Er war sich einfach nicht sicher, ob er das Kind so lieben könnte, als wäre es sein eigenes. Wir führten endlose Gespräche, aber schließlich erklärte er sich bereit. Jedenfalls habe ich mich dann für Ihre Samenprobe entschieden – und raten Sie mal, was passierte!«

»Er fühlte sich nie wirklich als Vater des Kindes.«

»Genau. Plötzlich hatten wir unsere süße kleine Patricia, aber er bekam es einfach nicht auf die Reihe. Einmal hätte er sie um ein Haar umgebracht.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Er hat sie im Auto vergessen, obwohl es draußen brüllend heiß war.«

»Hat Patty Ihnen das erzählt?«

»Ja.«

»Der verdammte Schwachkopf! Na schön, im Zweifelsfall für den Angeklagten, aber die Geschichte stank doch zum Himmel. Unsere Ehe stand zu diesem Zeitpunkt ohnehin schon ziemlich auf der Kippe, aber das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Ich hatte die Nase gestrichen voll von ihm, und er hat dann seine Sachen gepackt.«

»Das tut mir leid«, sagte ich.

»Ach, was.« Sie winkte ab. »Ohne ihn war ich sowieso besser dran. Außerdem verdienten wir beide damals ziemlich gut. Ich arbeitete bei einer Firma für Kunststoffverarbeitung, und Ronald war bei Sikorsky, finanziell lief also alles bestens. Er schickte sogar den einen oder anderen Scheck, aber er war nicht mit dem Herzen dabei – Patty war eben nicht seine richtige Tochter. Während ich mir immer wieder wünschte, einen Mann an meiner Seite zu haben, der Patty ein echter Vater sein konnte. Du meine Güte, ein Kind braucht Eltern – richtige Eltern, die sich um ihr Kind kümmern, verstehen Sie?«

»Nur allzu gut«, sagte ich.

»Jedenfalls begann ich mich zu fragen: Wer ist Pattys richtiger Vater? Was für ein Mensch ist er? Würde es ihm nicht gefallen, seine Tochter kennenzulernen, ja, würde er sich nicht vielleicht sogar in seine Kleine verlieben und für sie sorgen wollen?« Sie griff über den Wohnzimmertisch und strich über meine Hand. »Haben Sie sich nie gefragt, ob da draußen nicht irgendwo ein Kind herumläuft, das von Ihnen stammt? Wollten Sie nie wissen, wie es aussieht? Haben Sie sich nie gefragt, ob das womöglich Ihr Sohn sein könnte, wenn Sie irgendeinen Jungen im Supermarkt gesehen haben?«

Ich brauchte einen Moment, ehe ich meine Stimme wiedergefunden hatte. »Ja«, sagte ich. »Manchmal schon.«

»Und? Wollten Sie nichts Genaueres wissen?«

»Na ja«, erwiderte ich. »Vielleicht. Aber … Ich weiß nicht genau, wie ich es sagen soll … Natürlich macht man sich manchmal solche Gedanken, aber wenn man sich vor Augen führt, welche Verpflichtungen auf einen zukommen würden …« Ich hielt kurz inne, ehe ich fortfuhr. »Aber am Ende war es eben doch nur eine Möglichkeit, ein paar Dollar dazuzuverdienen, um am Wochenende ein Bierchen mehr zischen zu können. Die Tragweite solcher Dinge wird einem erst viel später klar.«

»Haben Sie je mit Ihrer Frau darüber gesprochen? Dass es vielleicht noch mehr Kinder geben könnte, die von Ihnen stammen?«

»Nein«, antwortete ich. »Nie.«

»Tja«, sagte sie. »Pausenlos habe ich darüber nachgedacht, wer Pattys leiblicher Vater sein könnte. Ja, ich habe davon geträumt, dass ich Sie finde, dass Sie sich in mich und Ihre Tochter verlieben, so wie im Film. Eine Freundin gab mir schließlich die Adresse eines Privatdetektivs. Denton Abagnall hieß er. Anfangs zögerte ich, aber dann wandte ich mich doch an ihn. Erst sagte er, die Chancen stünden schlecht, da es solche Kliniken mit der Vertraulichkeit sehr genau nehmen, aber als ich ihm das Formular mit den Informationen über Sie zeigte, meinte er, es ließe sich vielleicht doch etwas machen – im Ausschlussverfahren, wie er es nannte. Zunächst besorgte er sich eine Liste mit den Namen aller Studenten, die in den Jahren zuvor das College besucht hatten, und suchte nach jemandem, der neunzehn gewesen war, als er seinen Vater verloren hatte – der wiederum zu jenem Zeitpunkt, wie wir wussten, siebenundsechzig gewesen war. Und als Mr Abagnall Sie schließlich ausgesiebt hatte, war es ein Klacks, Sie aufzustöbern. Sie arbeiteten damals bei dem Toyota-Händler, den ich schon vorhin erwähnt hatte. Er hat Sie aufgesucht, so getan, als würde er sich für ein Auto interessieren, und Sie haben ihm Ihre Visitenkarte gegeben, sogar eine mit einem Foto drauf. Und in dem Moment, als ich Ihr Gesicht gesehen habe, wusste ich Bescheid.«

Patty und ich sahen uns ähnlich? Das war mir gar nie aufgefallen, auch wenn ich mir ziemlich sicher war, dass ich – zumindest unterbewusst – eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihr und Syd bemerkt hatte. Die Art, wie sie die Augenbrauen hochzogen oder die Nase rümpften.

»Mr Abagnall schrieb einen ausführlichen Abschlussbericht, in dem natürlich auch stand, dass Sie verheiratet waren und selbst eine Tochter hatten. Und in dem Moment

platzte die ganze Seifenblase, der hübsche Tagtraum, dem ich mich hingegeben hatte. Mir war klar, dass ich mich nicht plötzlich in Ihr Leben drängen konnte. Außerdem hätte ich ja Ihrer eigenen Tochter den Vater weggenommen, und das wollte ich natürlich nicht.«

»Trotzdem sind Sie in das Autohaus gekommen, in dem ich damals beschäftigt war.«

»Ich wollte Sie einfach nur einmal sehen. Von Angesicht zu Angesicht. Nur einmal. Und dabei habe ich es ja auch bewenden lassen.«

Ich lehnte mich zurück und atmete tief durch.

Und dann traf mich die Erkenntnis wie ein Vorschlaghammer. Ich hatte nicht nur eine Tochter, die verschwunden war und sich in höchster Gefahr befand.

Nun waren es zwei.

SIEBENUNDDREISSIG

»Haben Sie Patty je davon erzählt?«, fragte ich.

»Nein, nie«, erwiderte Carol. »Ich wollte nicht, dass sie davon erfährt.«

»Aber sie muss es herausgefunden haben«, sagte ich. »Warum hat sie sich sonst mit Sydney angefreundet?«

»Das frage ich mich schon, seit Sie hier sind. Aber Sie kennen bestimmt diese Geschichten, die man manchmal in der Zeitung liest – über zwei Menschen, die sich zufällig begegnen und sich Hals über Kopf ineinander verlieben, dann aber herausfinden, dass sie tatsächlich Bruder und Schwester sind. Solche Dinge passieren eben, so merkwürdig sie auch sein mögen.«

»Keine Ahnung«, sagte ich. Ich glaubte nicht recht an Zufälle. »In dem Bericht, den Sie damals von dem Detektiv bekommen haben, standen doch sicher auch die Namen meiner Frau und Tochter, oder?«

»Ja.«

»Sind Sie nicht hellhörig geworden, als Patty Ihnen erzählt hat, sie hätte eine neue Freundin namens Sydney?«

»In dem Bericht stand, Ihre Tochter hieße Francine«, sagte Carol Swain.

Francine war in Sydneys Geburtsurkunde als erster Vorname eingetragen. Aber irgendwie hatte uns ihr zweiter Vorname doch besser gefallen, so dass wir sie schließlich nur noch Syd genannt hatten.

Ich erklärte es Pattys Mutter.

»Tja, wie hätte ich da auch nur den geringsten Verdacht schöpfen sollen?«, sagte sie. »Vielleicht wäre mir etwas aufgefallen, wenn Patty ihre neue Freundin mal mit nach Hause gebracht hätte. Aber das hat sie ja nie getan.«

»Haben Sie den Bericht von dem Privatdetektiv noch?«, fragte ich.

Sie nickte.

»Dann hat Patty ihn vielleicht gefunden«, sagte ich.

»Das glaube ich nicht«, gab sie zurück. »Ich habe ihn versteckt.«

Sie erhob sich, ging nach oben und kam kurz darauf mit einem DIN-A4-Umschlag zurück, auf dem ihre Adresse stand. Sie legte ihn auf den Wohnzimmertisch. »Bitte sehr. Alles, was Sie schon immer über Timothy Justin Blake wissen wollten. Ich habe den Umschlag all die Jahre in einer alten Reisetasche unter meinem Bett aufbewahrt.«

Ich zog den Bericht aus dem Umschlag, während Carol sich wieder ihrem Bier widmete.

Es waren fast zwei Dutzend Seiten. Fotokopien meiner Geburtsurkunde und der Sterbeurkunde meines Vaters, ein Foto, das mich bei der Abschlussfeier der Bridgeport Business School zeigte, Bilder des Hauses, in dem ich aufgewachsen war. Dazu kamen Abagnalls Bericht und eine Kopie seiner Rechnung.

»Haben Sie diesen Privatdetektiv irgendwann mal wiedergesehen?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Er ist vor zwei, drei Jahren ermordet worden. Stand damals in allen Zeitungen. Er hatte Nachforschungen für eine Frau angestellt, die auf der Suche nach ihrer Familie war.«

Ich meinte mich vage an den Vorfall zu erinnern. »Ihre Tochter weiß also nichts von diesen Unterlagen?«

»Das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen«, erwiderte sie.

»Wer könnte noch davon gewusst haben?«, hakte ich nach. »Dass Sie jemanden beauftragt hatten, Pattys biologischen Vater aufzuspüren.«

Abermals schüttelte Carol Swain den Kopf. »Niemand«, sagte sie. »Es sei denn, Abagnall hätte nicht dicht gehalten. Und das glaube ich nicht. Auf mich wirkte er wie ein echter Profi.«

»Was ist mit Ihrem Exmann?«, sagte ich.

»Vergessen Sie's«, erwiderte sie. »Ich wüsste nicht, wie er Wind davon bekommen haben sollte.«

»Haben Sie noch Kontakt mit ihm?«

»Ja«, sagte sie. »Ab und an.«

Ihre Lider zuckten, und das machte mich stutzig. »Ab und an?«, fragte ich. »Was meinen Sie damit?«

Sie senkte den Blick. »Na ja … Er ist ein echtes Arschloch, aber ab und zu steigen wir eben noch mal in die Kiste.« Sie verdrehte die Augen. »Keine große Sache. Schwanger kann man von ihm ja nicht werden.«

»Wie oft sehen Sie sich denn?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Nicht besonders oft, und dann auch nur für ein paar Tage. Das letzte Mal vor einem guten Jahr.«

»Und wo treffen Sie sich?«

»Raten Sie mal. Oder glauben Sie, seine neue Schlampe macht mir das Gästezimmer fertig?«

»Ein paar Tage? Ist er länger hier abgestiegen?«

»Er hatte Stunk mit seiner Neuen und wollte sich mal eine Auszeit nehmen. Patty habe ich so lange bei meiner Schwester in Hartford untergebracht.«

»Hat er in Ihrem Bett geschlafen?«

Sie runzelte die Stirn.

»Ich frage bloß, weil Sie ja dort auch den Bericht versteckt hatten.«

»Vergessen Sie's.« Sie schüttelte den Kopf.

»Nichts liegt mir ferner, als ihn zu beschuldigen«, sagte ich. »Aber möglich wäre es trotzdem. Vielleicht hat er ja nach etwas anderem gesucht und ist dabei zufällig …«

»Wonach denn? Alten Slips vielleicht?«

»Ich hatte eher an Geld gedacht. Und stattdessen fiel ihm der Umschlag in die Hände.«

»Na, wenn schon«, gab sie zurück. »Das wird ihn wohl kaum aus der Fassung gebracht haben. Schließlich wusste er längst, dass er nicht Pattys Vater war.«

»Aber meine Identität war ihm nicht bekannt. Und ebenso wenig wusste er, dass ich eine Tochter im selben Alter habe.« Meine Gedanken überschlugen sich. »Nehmen wir mal an, er hätte die Unterlagen gesehen. Glauben Sie, er könnte Patty davon erzählt haben?«

»Niemals«, sagte sie entschieden. »Auch wenn er als Vater weiß Gott versagt hat, fühlte er sich mehr für sie verantwortlich als irgendjemand sonst. Er hätte Ihre Existenz schlichtweg verdrängt.«

Das leuchtete mir ein. »Hmm«, sagte ich. »Aber wäre es möglich, dass er die beiden Mädchen irgendwie zusammengebracht hat?«

»Warum hätte er das tun sollen?«

»Keine Ahnung«, räumte ich ein, während ich mich fragte, ob Carol Swains Exmann vielleicht sogar etwas mit dem Verschwinden der beiden Mädchen zu tun hatte. Aber ich sprach es nicht aus, auch, um mich selbst nicht noch mehr zu verwirren. »Haben Sie mit Ronald gesprochen, seit Patty verschwunden ist?«

»Ja«, erwiderte sie. »Ich habe ihn gleich am ersten Tag angerufen, noch bevor ich die Cops informiert habe. Ich dachte, Patty wäre vielleicht bei ihm, obwohl ich genau wusste, dass allein die Idee blanker Schwachsinn war. Und als ich ihn bei der Arbeit angerufen und gefragt habe, ob Patty bei ihm steckt, hat er nur gesagt: ›Soll das ein Witz sein? Das wäre ja wohl das erste Mal.‹«

»Sie hat also keinen Kontakt zu ihm.«

»Nein«, erwiderte sie. »Und das ist auch gut so. Er ist kein übler Kerl, aber als Vater eine totale Niete.«

Ich steckte die Unterlagen in den Umschlag zurück und stand auf. »Wir müssen mit ihm reden«, sagte ich.

»Warum?«

»Ich möchte, dass Sie mich mit ihm bekannt machen. Wir erzählen ihm ganz einfach die Wahrheit. Dass ich Tim Blake bin, dass meine Tochter Sydney mit Patty befreundet ist und

beide Mädchen spurlos verschwunden sind. Ich bin gespannt, was er für ein Gesicht macht, wenn Sie ihm sagen, wen Sie mitgebracht haben.«

»Was soll das schon beweisen?«, fragte sie.

»Wer weiß«, sagte ich. »Arbeitet er immer noch bei Sikorsky?«

»Davon träumt er höchstens. Momentan jobbt er in einem Getränkehandel.«

Mein Handy klingelte.

»Hallo?«

»Wollten Sie mich nicht zurückrufen?« Es war Detective Jennings.

Ich fühlte mich, als hätte sich gerade eine Falltür unter mir geöffnet. »Tut mir leid, ich habe zu tun«, sagte ich. »Ich rufe Sie später an, okay?«

»Wo sind Sie, Mr Blake?«

»Unterwegs«, sagte ich. Carol Swain warf mir einen fragenden Blick zu.

»Ich muss mit Ihnen sprechen«, sagte Jennings. »Und zwar sofort.«

»Weshalb?«

»Ich bin eben bei Ihnen zu Hause vorbeigefahren«, sagte sie.

»Oh.« Ich schluckte.

»Also«, sagte sie mit fester Stimme. »Entweder Sie kommen jetzt auf der Stelle hierher, oder ich schreibe Sie zur Fahndung aus.«

Ich beschloss, mich dumm zu stellen. »Was ist denn los?«

»Mr Blake, einer Ihrer Nachbarn hat beobachtet, wie Sie vor etwa einer Stunde nach Hause gekommen sind. Wir wissen also, dass Sie hier waren.«

»Entschuldigen Sie, Miss Jennings, aber ich habe jetzt wirklich keine Zeit.«

»Kate Wood ist tot, Mr Blake. Haben Sie mich verstanden?«

»Besser, als mir lieb ist.«

»Und Sie sind der Hauptverdächtige.«

»Ich war es nicht«, sagte ich.

»Ach, und Sie glauben, damit ist alles erledigt?«, gab sie zurück. »Ich kann Ihnen nur raten, schleunigst Ihren Anwalt anzurufen und sich der Polizei zu stellen.«

Ich sparte mir eine Antwort und beendete das Gespräch. Carol Swain sah mich stirnrunzelnd an.

»Also los«, sagte ich. »Fahren wir zu Ihrem Ex.«

***

Ich verfrachtete Milt auf den Rücksitz des Beetle und fuhr los. Carol wies mir den Weg. Der Getränkehandel befand sich in Devon, nicht weit von Riverside Honda entfernt.

An einer Ampel hielt ein Streifenwagen neben uns. Ich merkte, wie ich das Lenkrad unwillkürlich fester umklammerte. Am liebsten hätte ich mich unsichtbar gemacht, doch dann sprang die Ampel auch schon auf Grün, und die beiden Cops bogen links ab.

Carol schien meine Nervosität zu spüren. »Stimmt irgendwas nicht?«, fragte sie.

»Alles bestens«, sagte ich. Obwohl ich mich alles andere als gut fühlte. Höchstens noch ein paar Minuten, dann würde jeder einzelne Cop in Milford und Umgebung Ausschau nach mir halten. Und es würde garantiert nicht lange dauern, bis sie herausgefunden hatten, was für einen Wagen ich fuhr, nachdem sie den CR-V beschlagnahmt hatten.

Der Getränkehandel befand sich zwischen der Filiale eines Paketdienstes und einem Haushaltswarengeschäft. Carol stieg aus, noch ehe ich den Motor ausgeschaltet hatte. Ich eilte hinter ihr her.

Ein älterer Herr mit einer in braunes Papier eingeschlagenen Flasche drängte sich an uns vorbei nach draußen, als wir den Laden betraten. Anscheinend war er der

einzige Kunde gewesen, da sonst niemand zu sehen war – abgesehen von dem Mann hinter dem Verkaufstresen.

Das also war der Kerl, der ab und an mit Pattys Mutter in die Kiste zu steigen pflegte. Früher musste er recht gut ausgesehen haben. Er war etwa 1,85 groß, hatte ein markantes Kinn und blaue Augen. Nun aber war er so dünn, dass er beinahe ausgemergelt wirkte; sein Haar war schütter, und offenbar hatte er sich ein, zwei Tage lang nicht rasiert. Er musterte uns durch seine billige Lesebrille.

»Hi«, sagte er. Zuerst fiel sein Blick auf seine Exfrau, dann auf mich und schließlich auf meine Nase. Er wirkte weder erfreut noch überrascht, weder verärgert oder irritiert. Seine Miene war völlig ausdruckslos.

»Hi, Ron«, sagte sie.

»Na?«, sagte er.

Ich war davon ausgegangen, dass er als Erstes nach Patty fragen würde, aber offenbar kam ihm das nicht in den Sinn.

»Ron, das hier ist Tim Blake«, sagte Carol. »Er ist auf der Suche nach seiner Tochter … Francine heißt sie.«

Es war meine Idee gewesen, den Namen zu erwähnen, der auch im Bericht des Privatdetektivs vorkam.

Ronald starrte uns nur weiter ausdruckslos an.

»Sie war mit Patty befreundet«, fuhr Carol fort. »Und nun sind beide spurlos verschwunden.«

»Kids«, sagte er schulterzuckend. Er sah mich an. »Und Sie glauben, die beiden sind zusammen abgehauen?« Die Frage schien ehrlich gemeint zu sein.

»Wir wissen es nicht«, antwortete ich. »Ich habe Ihre Exfrau aufgesucht, weil ich herausfinden wollte, ob sie vielleicht irgendeine Idee hat, wo die beiden stecken könnten.«

»Ich kenne Ihre Tochter nicht«, sagte er, »aber Patty feiert wahrscheinlich bloß irgendwo für ein paar Tage. Danach taucht sie garantiert wieder auf, da bin ich mir ganz sicher. Und falls Ihre Tochter mit ihr abfeiert, kommt sie danach auch wieder nach Hause.« Er warf Carol einen Blick zu.

»Joyce holt mich später ab. Ich glaube, es wäre nicht so gut, wenn sie dich hier vorfindet.«

»Schon gut«, sagte Carol. »Wir wollten eigentlich nur wissen, ob du etwas von Patty gehört hast.«

»Nein«, gab er zurück, während sein Blick unschlüssig von ihr zu mir schweifte.

»Wissen Sie, wer ich bin, Mr Swain?«, fragte ich.

»Was meinen Sie?«

»Haben Sie meinen Namen schon mal gehört?«

Er schwieg einen Moment. »Ja«, sagte er dann.

»Wo?«

Schweigend musterte er Carol, ehe er sich wieder zu mir wandte. »Sie sind der Kerl, ohne den es Patty nicht geben würde.«

Carol schnappte hörbar nach Luft.

»Woher wissen Sie das?«, fragte ich.

Ein angedeutetes Schulterzucken. »Aus dem Bericht. Den dieser Detektiv für Carol geschrieben hat. Er war in einer Reisetasche unter ihrem Bett.«

»Du verdammtes Schwein«, platzte Carol heraus, aber Ronald schien die Schmähung nicht sonderlich zu beeindrucken.

»Wann haben Sie die Unterlagen in die Finger bekommen?«, fragte ich.

Abermals zuckte er die Achseln. »Vor einem Jahr oder so.«

»Und? Was ist Ihnen durch den Kopf gegangen, als Sie den Bericht gelesen haben?«, setzte ich nach. »Waren Sie wütend?«

»Warum? Ich wusste doch sowieso, dass ich nicht Pattys Vater war.«

»Und Sie waren nie neugierig, wer es sein könnte?«

Er schüttelte den Kopf. »Neugierig genug, um den Bericht zu lesen. Damit hatte sich die Sache aber auch schon.«

»Tatsächlich? Pattys Halbschwester hat Sie kein bisschen interessiert? Haben Sie nicht mit dem Gedanken gespielt, die

beiden zusammenzubringen?«

Er sah mich nur stumpf an. »Wieso das denn?«

»Hast du Patty den Bericht gezeigt?«, fragte Carol. »Wusste sie davon?«

Ronald Swain gab einen müden Seufzer von sich. »Wie kommst du denn auf so einen Schwachsinn? Warum hätte ich Patty etwas erzählen sollen?« Er sah mich an. »Na schön, hätte ich es zehn Jahre eher gewusst, wäre ich vielleicht bei Ihnen vorbeigekommen und hätte Sie gefragt, ob Sie vielleicht doch Pattys Daddy spielen wollen. Vielleicht wäre unsere Ehe dann auch nicht gescheitert. Aber jetzt … mal ernsthaft, was hätte mir das gebracht? Wohl gar nichts, oder?«

Carol Swain warf mir einen Blick zu und zuckte mit den Schultern. Tja, das war's dann wohl, schien sie sagen zu wollen.

Ronald Swain sah seine Exfrau an. »Ruf mich doch mal an, wenn du Zeit hast«, sagte er. »Aber hier im Laden – bloß nicht bei mir zu Hause, okay?«

»Mach ich«, sagte sie und zwinkerte ihm zu. »Sobald Patty wieder aufgetaucht ist.«

Der Himmel war verhangen, als wir nach draußen traten und wieder in den Wagen stiegen.

»Ich fasse es nicht«, sagte sie. »Was denn?«

»Er hat den Bericht tatsächlich gelesen.

« Sie schüttelte den Kopf. »Dabei war Lesen noch nie seine Stärke.«

ACHTUNDDREISSIG

Als wir um die Straßenecke bogen, sah ich, dass vor Carol Swains Haus ein Streifenwagen stand. Ich bremste und fuhr an den Straßenrand.

»Was machen die denn da?«, fragte sie. Dann schien es ihr zu dämmern. »Oh, sie haben bestimmt Patty gefunden!«

Sie hatte die Hand bereits am Türgriff, als ich sie festhielt.

»Ich glaube, die suchen nach mir«, sagte ich. »Wahrscheinlich überprüfen sie gerade alle Orte, an denen ich mich aufhalten könnte.«

Carol sah mich irritiert an. »Warum?«

»Das ist eine lange Geschichte«, erwiderte ich.

»Na schön«, sagte sie. »Dann gehe ich den Rest eben zu Fuß.«

»Ja, das wäre wohl besser«, sagte ich. »Und wenn die Cops Sie fragen, ob Sie mich gesehen …«

»Wen soll ich gesehen haben?« Sie lächelte. »Sie glauben doch nicht im Ernst, dass ich den Vater meiner Tochter an die Polizei ausliefern würde.«

»Danke«, sagte ich.

»Kein Problem«, gab sie zurück. Sie wollte aussteigen, hielt jedoch noch einmal inne. »Nett, Sie endlich kennengelernt zu haben, auch wenn die Umstände alles andere als erfreulich sind. Immerhin haben Sie einiges für mich getan.«

Ich lächelte verlegen.

»Ich verstehe Sie«, sagte Carol Swain. »Ich wüsste auch nicht, was ich an Ihrer Stelle sagen sollte.«

»Nun ja, ich hätte damit rechnen müssen, dass es Kinder gibt, die mit meinem Sperma gezeugt wurden«, räumte ich ein. »Aber dass ich eins dieser Kinder eines Tages tatsächlich kennenlernen würde, wäre mir nicht im Traum eingefallen.«

»Vielleicht ist Patty ja nicht das einzige«, sagte sie.

»Vielleicht haben Sie ja Dutzende von Nachkommen, von denen Sie nichts wissen. Lauter kleine Tims.«

»Das bezweifle ich«, sagte ich. »Kaum anzunehmen, dass die Klinik meine Gene gleich dutzendweise an die Frauen gebracht hat.«

»Was auch immer.« Carol zuckte mit den Schultern. »Wissen Sie, was ich mich frage? Ob Patty vielleicht ganz anders geworden wäre, wenn Sie nicht nur ihr biologischer Vater gewesen wären.«

Durch die Blume schien sie mir damit sagen zu wollen, dass ich versagt hatte. Und ich hätte Carol wiederum fragen können, ob Patty ein anderer Mensch geworden wäre, wenn sie nicht dauernd zu tief ins Glas gesehen hätte.

Aber ich verschwieg ihr meine Gedanken lieber. Weil ich mich sehr wohl verantwortlich fühlte.

Pattys Existenz war mir zu verdanken. Und ich hatte nichts getan, um ihr zu helfen, seit sie auf die Welt gekommen war.

Die Hände am Steuer, sah ich zu Carol Swains Haus und dem Streifenwagen hinüber. »Tja«, sagte ich. »Irgendwann in grauer Vorzeit hat man mal etwas Bestimmtes getan, ohne sich darüber groß Gedanken zu machen, und Jahre später …«

»Bekommt man auf einmal die Quittung.« Unvermittelt beugte sie sich zu mir und küsste mich auf die Wange. »Wenn Sie meine Kleine finden, sagen Sie ihr, dass sie mich sofort anrufen soll, okay?«

»Mach ich.« Ich spürte den kühlen Abdruck ihrer Lippen auf der Haut.

Als sie ausstieg, klingelte wieder mein Handy. Diesmal warf ich einen Blick auf das Display. Ich hatte wahrlich keine Lust, weitere Gespräche mit Detective Jennings zu führen.

»Hallo?«, sagte ich.

»Tim?«

»Ja?«

»Ich bin’s, Andy.«

Ich hatte beinahe vergessen, dass Andy unterwegs war, um

diesen Gary zu finden. In den letzten Stunden war einfach so viel passiert, dass ich nicht mehr wusste, wo mir der Kopf stand.

»Was gibt's?«, sagte ich.

»Hör zu. Im JD's hat sich nichts ergeben, aber wenigstens habe ich rausgekriegt, dass Gary jetzt öfter im Nasty's abhängt. Kennst du den Laden?«

»Ja.«

»Jedenfalls bin ich hingefahren, habe noch ein Bierchen getankt und ein bisschen rumgefragt. Und ich glaube, jetzt habe ich eine Spur.«

»Und?«

»Hmm, das ist ein bisschen kompliziert. Ich fahre jetzt erst mal zum Autohaus zurück, um noch etwas zu checken.«

»Wieso das denn?«

»Ich glaube, dieser Gary hat letzten Sommer eine Probefahrt mit Alan gemacht.« Alan war einer unserer anderen Verkäufer. »Ich könnte mir vorstellen, dass sich seine Visitenkarte in Alans Rolodex befindet.«

Ich hatte wenig Lust, jetzt zum Autohaus zu fahren. Gut möglich, dass die Polizei dort nach mir Ausschau hielt.

»Hast du seinen Nachnamen, Andy? Was hast du sonst noch herausbekommen?«

»Ich kann jetzt nicht richtig reden, Tim. Treffen wir uns in der Firma, dann erkläre ich dir alles, okay?«

»Da ist doch um diese Uhrzeit geschlossen.«

»Ich habe einen Schlüssel«, sagte er. »Klopf einfach an die Tür zur Werkstatt, dann lasse ich dich rein.«

Die Idee gefiel mir nicht besonders. Einen Augenblick lang fragte ich mich, ob das eine Falle war. Vielleicht steckte ja Jennings hinter seinem Anruf. Andererseits benötigte ich dringend weitere Anhaltspunkte. »Okay«, sagte ich kurz entschlossen. »In zwanzig Minuten bin ich da.«

»Bis gleich.« Andy legte auf.

Ich startete den Beetle, lauschte dem Klappern des Motors

und setzte zurück, um nicht an Carols Haus vorbeifahren zu müssen, wo immer noch der Streifenwagen stand.

Wenn Andy mir den Nachnamen und die Adresse des ominösen Gary liefern konnte, bestanden gute Chancen, dass sich das Blatt zu meinen Gunsten wendete. Selbst wenn mich Andys Informationen nicht direkt auf Syds Spur führten, hatte ich auf jeden Fall mehr in der Hand als jetzt. Aber wie auch immer, ich durfte auf keinen Fall der Polizei begegnen. Statt nach Syd zu suchen, hatten es die Cops nun auf mich abgesehen. Und ich war mehr und mehr davon überzeugt, dass ich der Einzige war, der sie finden konnte.

Erst einmal fuhr ich am Autohaus vorbei und hielt Ausschau, konnte aber nirgends Streifenwagen oder zivile Polizeifahrzeuge entdecken. Im Schein der Straßenlaternen funkelten die Gebrauchtwagen am westlichen Ende des Hofs genauso wie die neuesten Modelle. Kauf nie einen Wagen am Abend, hatte mein Vater immer gesagt. Die Beleuchtung im Autohaus selbst war gedimmt, um Strom zu sparen, aber im Halbdunkel konnte ich Andy hinter seinem Schreibtisch erkennen.

Ich fuhr noch einen Block weiter, wendete und fuhr zurück. Andy sah auf, als ich auf das Gelände bog. Ich parkte hinterm Haus und stieg aus. Als ich an die Tür zur Werkstatt kam, erwartete Andy mich bereits.

»He«, sagte er. »Auf die Minute pünktlich. Wo warst du den ganzen Tag?«

»Unterwegs.« Ich schlüpfte hinein, schloss die Tür und schob den Riegel vor. »Und? Hast du seine Visitenkarte gefunden?«

»Ja.« Andy ging voran in den Showroom. »Ich habe sie.«

»Perfekt.«

Seltsamerweise ließ die gute Nachricht mein Herz kein bisschen schneller schlagen. Ich war einfach zu erschöpft nach dem heutigen Tag, um noch etwas zu empfinden.

Wir betraten den schwach beleuchteten Ausstellungsraum.

Andy ging zu seinem Schreibtisch. Er wirkte irgendwie unkonzentriert. Bisher hatte er sich kein einziges Mal zu mir umgedreht.

»Also, wo hast du die Karte?«, fragte ich, während er in ein paar Unterlagen auf seinem Tisch kramte.

»Die muss hier irgendwo liegen.« Er klang nervös.

Im selben Moment hörte ich, wie mehrere Autotüren geöffnet wurden. Und zwar nicht draußen auf dem Hof, sondern direkt hier im Showroom – ziemlich ungewöhnlich für diese Tageszeit, zu der weder Kunden noch andere Verkäufer anwesend waren.

Ich fuhr herum. Drei Männer stiegen aus einem Odyssey-Van, einem Pilot und einem Accord. Zwei hielten Waffen in der Hand. Ich kannte alle drei: Carter, der Rezeptionist aus dem Just Inn Time. Der zweite war Owen, der junge Typ mit dem aknenarbigen Gesicht, der an jenem Abend von Syds Verschwinden zusammen mit Carter am Empfang gestanden hatte. Und der dritte war der Kerl, der die Probefahrt mit mir gemacht hatte.

»Du suchst nach mir?«, fragte er.

»Sie sind also Gary«, erwiderte ich. Ich sah von ihm zu Carter, der neben dem Odyssey stand. »Hey«, sagte ich.

Carter schwieg, und auch Owen gab keinen Ton von sich.

Ich sah zu Andy, doch er wich meinem Blick aus. Er hatte also tatsächlich ein falsches Spiel gespielt. Mit dem kleinen Unterschied, dass er mich nicht an die Cops verpfiffen hatte.

Was mir nun entschieden lieber gewesen wäre.

»Tut mir leid, Tim«, sagte er.

NEUNUNDDREISSIG

»Was ist passiert, Andy?«, fragte ich. »Haben sie versprochen, ein Auto bei dir zu kaufen, wenn du mich hinhängst?«

Gekränkt sah er mich an. »Die hätten mich alle gemacht«, sagte er. »Als ich in der zweiten Bar nach Gary gefragt habe, hat ihn jemand angerufen, und plötzlich kreuzte er mit den beiden anderen auf.« Er schniefte. »Keine Sorge, sie wollen bloß mit dir reden.« Sein Blick schweifte zu den anderen. »Oder?«

Gary zündete sich eine Zigarette an und trat mit der Pistole in der Hand auf mich zu. Er blickte auf meine Nase und grinste. »Ich hätte da mal ’ne Frage«, sagte er.

Ich nickte.

»Wo hatte deine Freundin den Chinesenfraß her? Die Frühlingsrollen waren erstklassig.«

»Warum haben Sie sie umgebracht?«

»Tja«, sagte er. »Ich habe auf dich gewartet, und plötzlich kreuzte sie mit dem Essen auf. Und als sie hysterisch wurde …« Er schüttelte den Kopf. »Ich musste mich leider erst mal verziehen, man weiß ja nie, ob nicht irgendein Nachbar hellhörig wird. Aber du läufst einem ja nicht weg, wie man sieht.«

»Moment mal«, platzte Andy heraus. »Du hast gesagt, du willst bloß mit ihm reden.«

»Halt’s Maul, Andy«, sagte Gary. Er bemerkte, wie ich zu einer der Sicherheitskameras an der Decke blickte. »Vergiss es«, sagte er. »Dein Kollege war so nett, die Kameras abzuschalten. Extrem hilfreich, das muss man schon sagen.«

»Was wollen Sie von mir?«, fragte ich.

»Hör endlich auf, im Hotel herumzuschnüffeln«, gab er zurück. »Und zwar ein für alle Mal – bevor die Cops oder

irgendwelche Typen von der Einwanderungsbehörde antanzen.«

»Was haben Sie mit dem Hotel zu tun?«, fragte ich.

»Ich bin so eine Art Zulieferer«, sagte Gary.

»Ach ja? Wofür?«

Er zuckte mit den Schultern. »Das Hotel braucht billige Arbeitskräfte …«

»Illegale«, sagte ich.

»Und bevor wir ihnen Arbeit beschaffen, benötigen die armen Schweine Kleidung und Essen, und ich helfe bei der Finanzierung.«

»Indem Sie irgendwelche Kids dazu bringen, Ihnen Kreditkartendaten zu verschaffen.«

Er inhalierte tief und blies Zigarettenrauch in meine Richtung.

»Meine Tochter hat im Just Inn Time gearbeitet«, sagte ich. »Und jetzt tut die gesamte Belegschaft so, als wäre sie nie dort gewesen.«

»Mach keine Witze«, sagte Gary. »Deine Tochter kann froh sein, dass wir die Sache unter den Teppich gekehrt haben.«

Ich wartete.

»Wenn du jemanden umgebracht hättest, würde es dir auch nicht gefallen, wenn es jemand an die große Glocke hängt.«

Langsam dämmerte es mir. »Randall Tripe«, sagte ich.

Gary nickte.

»Dafür wird sie mit Sicherheit einen sehr guten Grund gehabt haben«, sagte ich.

»Ich werde dir sagen, was sie getan hat. Sie hat ihn abgeknallt. Tja, leider hat sie nicht richtig gezielt. Zwei Zentimeter näher am Herzen, und der Dreckskerl wäre um einiges schneller abgekratzt.«

»Was hat er gemacht?«, fragte ich. »Warum hat sie ihn erschossen? Oder wollen Sie mir erzählen, Syd hätte ihm grundlos eine Kugel in die Brust gejagt?«

Gary überlegte einen Moment. »Spielt das eine Rolle?«, sagte er dann. »Tot ist tot, oder? Hätte sie sich um ihre eigenen Angelegenheiten gekümmert und einfach ihren Job gemacht, wäre nichts von alledem passiert.«

»Was war denn ihr Job?«

»Aushilfe am Empfang«, sagte Gary mit einer Kinnbewegung zu Carter und Owen hinüber. »Zusammen mit den beiden Clowns da. Da arbeiten doch sonst nur Schlitzaugen und Pakis, aber an der Rezeption braucht man Leute, die Englisch können. Und dafür war deine Tochter genau die Richtige. Aber sie musste ja unbedingt ihre Nase in Sachen stecken, die sie nichts angehen.«

»Was ist mit Tripe passiert?«

Gary zog eine Grimasse, als wäre es ihm unangenehm, ins Detail zu gehen. »Tja, manchmal wurde Randy ein bisschen … nun ja, zudringlich. Aber im Grunde hatte er ja recht. Schließlich hat es dieses Pack uns zu verdanken, dass es am amerikanischen Traum teilhaben darf – also irgendwie logisch, dass Randy bei der einen oder anderen Lady drauf bestand, dass sie sich erkenntlich zeigt. Und dabei ist ihm deine Kleine in die Quere gekommen.«

»Was? Syd hat auf ihn geschossen, während er eine Frau vergewaltigt hat?«

Statt meine Frage zu beantworten, wedelte Gary mit der Waffe in Andys Richtung. »Wie bist du überhaupt auf die Idee gekommen, diese Dumpfbacke nach mir suchen zu lassen?«

Ich schwieg.

»Lass mich raten. Du hast mit dem Burschen geredet, der die Sache im Dalrymple's versaut hat – Jeff, so heißt er doch, oder?«

Ich erwiderte nichts, da ich nicht wollte, dass Jeff noch mehr Probleme bekam, als er ohnehin schon hatte. Aber Gary schien mein Schweigen als Zustimmung aufzufassen.

»Der verdammte Schwachkopf«, sagte er. »Wie kann man

nur so abartig blöd sein?«

»Was ist mit Patty?«, fragte ich. »Hmm?«

»Patty Swain. Wo steckt sie?«

Er grinste. »Um die brauchst du dir keine Sorgen mehr zu machen.«

Mein Herzschlag setzte für einen Moment aus.

»Und das Problem mit deiner Tochter lösen wir auch noch«, fügte Gary hinzu. Er warf einen Blick auf die Uhr. »Alles bloß eine Frage der Zeit. Möglich, dass wir sie bereits haben.«

»Wissen Sie, wo Syd ist?«

Gary warf Owen einen Blick zu und schnippte mit den Fingern. Als Owen näher trat, sah ich, dass er eine Rolle Isolierband in der Hand hielt.

»Streck die Hände aus«, blaffte Owen mich an. Da Gary die Waffe auf mich gerichtet hielt, blieb mir keine andere Wahl. Ein halbes Dutzend Mal wickelte er das Band um meine Hände.

»He, Leute«, hörte ich Andy sagen. »Was macht ihr da?«

»Halt die Fresse«, zischte Gary ihn an.

»Seid ihr verrückt geworden? Ihr wollt ihn doch wohl nicht umbringen, oder? Das könnt ihr nicht machen!«

»Nein?«, sagte Gary, richtete die Pistole auf Andys Stirn und drückte ab.

Andy wurde vom Aufprall der Kugel nicht einmal zurückgeschleudert. Nur sein Kopf wurde abrupt nach hinten gerissen, während dem Rest seines Körpers keine Chance blieb, irgendwie zu reagieren. Es ging so schnell, dass nicht mal ein Anflug von Überraschung auf seine Miene trat. Er sackte zusammen und stürzte zu Boden, ehe sich innerhalb von Sekundenbruchteilen eine dunkle Lache um seinen Kopf ausbreitete.

Gary warf seine Zigarette auf die Fliesen und trat sie aus. »Dass mir auch immer der Geduldsfaden reißen muss.« Er schüttelte den Kopf. »Tja, man kann eben nicht aus seiner

Haut.«

Ein paar Tröpfchen Blut waren mir ins Gesicht gespritzt. Sie fühlten sich warm und feucht an.

Auch Carter und Owen standen da wie vom Donner gerührt.

»O Gott!«, entfuhr es Carter. Owen stand mit weit aufgerissenen Augen da und bekam keinen Ton heraus. Der Schuss hallte noch in meinen Ohren wider; offenbar ging es den beiden genauso.

»Was jetzt?«, fragte Carter.

»Hast du noch mehr blöde Fragen parat?«, schnauzte Gary ihn an.

»Jetzt sag bloß nicht, wir sollen ihn auch in irgendeinem Müllcontainer in Bridgeport entsorgen. Wenn wir unterwegs von den Bullen angehalten werden, sind wir geliefert.«

Mit gehetztem Blick sah Gary von einem zum anderen. Bis jetzt hatte er sich einigermaßen im Griff gehabt, doch nun schien er sich selbst aus dem Konzept gebracht zu haben.

»Lasst mich überlegen«, sagte er.

»Von mir erfährt niemand etwas«, sagte ich. »Lassen Sie Syd am Leben, mehr will ich gar nicht. Sie wird niemandem verraten, was im Just Inn Time vor sich geht. Außerdem haben Sie ja selbst gesagt, dass sie jemanden getötet hat. Noch ein Grund mehr, warum wir nicht zur Polizei gehen werden.«

»Hör bloß auf mit dem Gelaber«, fuhr er mich an und richtete die Waffe auf Andys Leiche. »Das hier geht auf deine Kappe. Hättest du ihn nicht nach mir suchen lassen, wäre er jetzt noch am Leben.«

Womit er nicht ganz unrecht hatte.

»Sperr das Arschloch weg!«, schnauzte er Owen an. »Ich muss nachdenken!«

Owen packte mich am Arm, führte mich zu dem Odyssey-Van, stieß mich hinein und schlug die Tür hinter mir zu. Die Fenster waren geöffnet, so dass ich hören konnte, wie Carter

sagte: »Na gut, wenn du willst, ziehen wir's halt durch. Dann fahren wir eben ein bisschen langsamer, damit die Cops uns nicht anhalten.«

Asche fiel von Garys Zigarette auf den Boden, als er den Kopf schüttelte. »Wozu? Genauso gut können wir die Leichen einfach hierlassen. Sollen die Bullen sie doch ruhig sofort finden. Die Kameras sind abgeschaltet. Kein Mensch hat uns gesehen.«

Owen hatte mich so grob in den Odyssey gestoßen, dass ich halb auf der Mittelkonsole lag. Langsam richtete ich mich hinter dem Lenkrad auf, was mit zusammengebundenen Händen gar nicht so einfach war. Dann warf ich einen Blick durch die Windschutzscheibe. Der Odyssey stand zwischen vier anderen Fahrzeugen; vor dem Van stand ein Pilot, dahinter ein Civic, rechts ein Accord und links ein kastenartiger Honda Element. Gary, Carter und Owen standen rechts vor dem Van und diskutierten, was sie jetzt machen sollten.

Andys Leiche lag zwei Meter neben dem Element.

Gary hatte sein Leben eiskalt ausgelöscht.

Die Hände unterm Steuer, versuchte ich das Isolierband zu lockern, mit dem Owen meine Hände verschnürt hatte. Eigentlich hätte ich die Zähne zu Hilfe nehmen müssen, befürchtete aber, dass einer von den dreien etwas bemerken würde.

Na schön, aber was sollte ich unternehmen, wenn ich meine Hände tatsächlich freibekam? Sie waren zu dritt und zwei von ihnen obendrein bewaffnet. Ein Fluchtversuch schien mir nicht sonderlich ratsam. Die nach draußen führenden Türen waren abgeschlossen, und ich glaubte kaum, dass ich es bis in die Werkstatt schaffen würde.

»Lass uns hier schleunigst abhauen«, sagte Carter.

»Ja«, meinte Owen. »Am besten, wir erledigen Blake gleich hier, und Schluss.«

Gary nickte. »Okay, okay.«

Ich zerrte weiter an dem Isolierband. Aber vielleicht gelang

es mir ja sogar mit gefesselten Händen, ihnen die Tür entgegenzutreten, aus dem Wagen zu springen und …

Nein. Das konnte ich komplett vergessen.

Blieb die Möglichkeit, die Hupe zu betätigen. Aber ob ich damit irgendwelche Aufmerksamkeit erregen würde? Und wie lange würde es mir gelingen, auf die Hupe zu drücken? Eine Kugel durch die Windschutzscheibe, und das Problem war erledigt.

Fieberhaft fragte ich mich, wie viel Zeit mir überhaupt noch blieb.

Ich warf einen Blick auf meine Handgelenke. So schlecht sah es gar nicht aus; vielleicht noch ein, zwei Minuten, lange konnte es jedenfalls nicht mehr dauern, bis ich mich befreit hatte. Es ziepte ziemlich schmerzhaft, aber in Aussicht dessen, was mir bevorstand, war es bestenfalls ein bisschen unangenehm.

Im selben Moment fiel mein Blick auf die Mittelkonsole.

Sie stand einen Spalt offen. Gerade weit genug, dass mir etwas ins Auge stach, das matt im Dunkel schimmerte.

Mit einem Mal schlug mir das Herz bis zum Hals. Ich bewegte meine gefesselten Hände nach rechts und klappte die Konsole auf.

Und da waren sie.

Die Autoschlüssel.

Ich beugte mich über die Konsole und griff mir die Schlüssel mit Daumen und Zeigefinger, sorgsam darauf bedacht, bloß kein Geräusch zu verursachen. Dann steckte ich den Schlüssel so vorsichtig wie möglich ins Zündschloss.

Trotzdem benötigte ich beide Hände für mein Vorhaben. Nur so konnte ich gleichzeitig den Motor starten, die Türen verriegeln und die offenen Fenster hochfahren.

Ich hoffte bloß, dass der Wagen aufgetankt war.

VIERZIG

Endlich hatte ich das Isolierband so weit gelockert, dass ich meine rechte Hand befreien konnte. Meine Linke platzierte ich über den Fensterhebeln an der Fahrertür. Ich hätte den Knopf für die Zentralverriegelung schon jetzt drücken können, doch Gary, Carter und Owen hätten das charakteristische Klacken gehört und sich sofort gefragt, was los war.

Der Wagen war erstklassig ausgestattet. Trotzdem hatte er keine kugelsicheren Scheiben. Selbst wenn ich sie hochfuhr, war ich damit keineswegs geschützt.

Meine Rechte berührte den Zündschlüssel.

Die drei schienen sich einig geworden zu sein, da Gary von Andys Leiche zu mir herübersah und Carter und Owen leicht zunickte.

Sie wandten sich zu mir um und starrten mich durch die Windschutzscheibe an.

Ich drehte den Zündschlüssel.

Das plötzliche Röhren des Motors hätte im Showroom ohnehin extrem laut geklungen, da die Wände das Echo zurückwarfen – doch unter diesen Umständen klang es, als würde eine Bombe hochgehen.

Die drei Männer schraken zusammen. Sie brauchten eine gute halbe Sekunde, um zu begreifen, was passiert war.

Und innerhalb dieser Zeit hatte ich die Fenster bereits halb hochgefahren.

Carter reagierte am schnellsten. Er hechtete zu meiner Tür, packte den Türgriff mit der Linken und versuchte mir eins mit der Waffe zu verpassen, die er in der Rechten hielt.

Seine Hand schnellte durch das Fenster, das erst zu zwei Dritteln geschlossen war.

Im selben Moment zog Carter den Abzug durch.

Der Schuss klang wie ein Kanonenschlag, doch Carters Hand wurde vom Fenster nach oben gerissen, so dass die Kugel in die Decke des Odyssey ging.

»Scheiße!«, brüllte Gary, der immer noch vor dem Van stand.

Gleichzeitig schrie Carter laut auf, als sein Handgelenk zwischen Fenster und Rahmen eingequetscht wurde.

Ich legte den Rückwärtsgang ein und trat aufs Gas. Normalerweise hätte ich in den Rückspiegel gesehen, doch ich hielt den Blick auf Gary gerichtet, der seine Zigarette auf den Boden warf und die Pistole auf mich richtete.

Mit kreischenden Reifen schoss der Van nach hinten. Carters Schädel schlug gegen das Fenster, als er mitgeschleift wurde. Owen sprang zurück.

Die Reise endete bereits nach drei Metern, als der Van rückwärts in den Civic knallte. Der Aufprall erstickte Carters Schreie für einen Moment. Hart schlug mein Kopf gegen die Nackenstütze.

Carter gelang es, ein zweites Mal abzudrücken. Ich hatte keine Ahnung, wohin der Schuss gegangen war, aber da er mich offensichtlich nicht erwischt hatte, legte ich kurz entschlossen den ersten Gang ein.

Während Carter noch versuchte, die Fensterscheibe mit seiner freien Hand einzuschlagen, stieg ich hart aufs Gas, so dass er die Balance verlor. Owen blickte irritiert zwischen Gary und Carter hin und her; da er keine Waffe besaß, wusste er anscheinend nicht, was er unternehmen sollte.

Jetzt erst registrierte ich das ohrenbetäubende Geheul um mich herum. Als ich den Civic gerammt hatte, war dessen Alarmanlage losgegangen.

Um ein Haar hätte ich Gary erwischt, doch er brachte sich mit einem Sprung nach links in Sicherheit, während er gleichzeitig einen Schuss abfeuerte. Lange Risse zogen sich quer über die Windschutzscheibe, als die Kugel in der rechten oberen Ecke einschlug. Im selben Moment sah ich, wie Gary

in Andys Blut ausrutschte und zu Boden ging.

Carter stieß einen gellenden Schrei aus, als ich frontal in den Pilot krachte, der durch den Aufprall einen guten halben Meter nach vorn gestoßen wurde. Ich wusste, dass ich mit diesem Manöver den Airbag auslösen würde, und so war es ein bisschen, als würde ich auf das Blitzlicht bei einem Foto-Shooting warten – man glaubt, man müsse nicht blinzeln, aber dann kann man es doch nicht unterdrücken.

Ich zuckte zusammen, als urplötzlich ein riesiges weißes Etwas vor mir explodierte, das sich wie ein Kissen um mein Gesicht legte. Einige Sekunden lang konnte ich nichts erkennen, bis der Airbag wieder in sich zusammenschrumpfte; blindlings legte ich den Rückwärtsgang ein, schlug das Steuer leicht nach rechts ein und trat abermals aufs Gas.

Erneut knallte mein Kopf gegen die Nackenstütze, als ich den Civic zum zweiten Mal rammte. Carter fiel die Pistole aus der Hand; sie prallte gegen meine Schulter und landete zwischen Tür und Fahrersitz.

Mir blieb keine Zeit, mich um die Waffe zu kümmern.

Ich glättete den Airbag, um wieder freie Sicht zu bekommen. Carter war nun meine geringste Sorge, da er keine Waffe mehr hatte – außerdem hatte er ein ziemliches Problem, solange sein Handgelenk in meinem Fenster steckte.

Owen war ans andere Ende des Showrooms gelaufen und stand nun in der Nähe meines ehemaligen Schreibtischs. Gary kniete mit blutverschmierten Klamotten neben Andys Leiche und gab den nächsten Schuss auf mich ab, aber es erklang nur ein blechernes *Ping!*, als die Kugel die Karosserie traf.

Dann drang ein tierisches, nahezu unirdisches Gebrüll an meine Ohren. Ich brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, dass es meine eigene Stimme war.

Gary kämpfte sich auf die Beine und richtete abermals die Waffe auf mich. Ich legte den ersten Gang ein, trat aufs Gaspedal und fuhr geradewegs auf ihn los.

Er feuerte, und diesmal hatte er besser gezielt. Die Kugel

schlug fast genau in der Mitte der Windschutzscheibe ein, die in Tausende von Splittern zerbarst. Gary tauchte nach rechts ab, während ich das Heck des Element seitlich rammte und weiteres Glas splittern hörte.

Carters Handgelenk blutete. Mit der Linken drosch er immer wieder gegen die Scheibe, während er wie am Spieß schrie.

Ich musste hier raus.

Ich stieg auf die Bremse und legte den Rückwärtsgang ein. Meine Gedanken überschlugen sich. Es blieb nur eine Chance. Ich musste durch eines der Panoramafenster fahren – am besten rückwärts, weil der Van keine Windschutzscheibe mehr hatte und ich Gefahr lief, mich selbst zu köpfen, wenn ich frontal durch die Fensterfront preschte.

Wenn es mir gelang, genug Geschwindigkeit aufzunehmen, würde ich mir eine Bresche zwischen dem Civic und dem metallicblauen Accord freischlagen können.

»Lass das Fenster runter!«, schrie Carter.

»Leck mich!«, brüllte ich zurück.

Hart stieg ich aufs Gas. Carter taumelte neben dem Odyssey her, als ich das Steuer leicht nach links zog und den Van zwischen den Accord und den Civic zu quetschen versuchte.

Abrupt wurde Carter von den Beinen gerissen, als ich zwischen die beiden Wagen krachte.

Der Accord bewegte sich etwa einen halben Meter, aber noch war die Lücke nicht breit genug.

Benzingestank stieg mir in die Nase.

Halbrechts von mir tauchte Gary wieder auf. Ich riss das Steuer nach links, fest entschlossen, ihn zu Brei zu fahren, doch er brachte sich mit einem Hechtsprung in Sicherheit, während ich durch die Glaswand von Lauras Büro brach. Scherben regneten über die zerbeulte Motorhaube und das Armaturenbrett.

Carter war verstummt. Wie eine Stoffpuppe hing er an der

Tür neben mir.

Urplötzlich explodierte das Beifahrerfenster neben mir. Mit kreischenden Reifen setzte ich zurück, während mir der Knall des Schusses noch in den Ohren widerhallte, fuhr rückwärts durch den halben Showroom und knallte erneut gegen den Element.

Wieder legte ich den ersten Gang ein und fuhr vorwärts, während Gary hinter dem zu Schrott gefahrenen Civic in Deckung ging und mehrere Schüsse hintereinander auf mich abgab. Ich duckte mich, so gut ich konnte, hinters Steuer.

Die Alarmanlagen heulten ohne Unterlass.

Als ich erneut zurücksetzte, fiel mir Andy ein – ich riss das Steuer nach rechts, da ich unter keinen Umständen über seine Leiche fahren wollte, und rammte abermals den Element.

Ich trat auf die Bremse und schaltete in den Vorwärtsgang. Im selben Augenblick erblickte ich Gary.

Er befand sich zwischen mir und dem Accord, die Pistole in den ausgestreckten Händen. Ich sah genau in den Lauf.

Er versuchte nach links auszuweichen, aber ich hatte bereits zu viel Tempo drauf. Im selben Augenblick, in dem er feuerte, erwischte ich ihn, so dass die Kugel durch die Decke des Vans ging. In einer Hundertstelsekunde wurde er gegen den Accord geschmettert.

Falls er einen Schrei von sich gab, als sein Leben aus ihm wich, ging dieser in der allgemeinen Geräuschkulisse unter, im fürchterlichen, blechernen Krachen der Kollision. Seine Pistole flog in hohem Bogen durch den Raum und landete irgendwo außerhalb meiner Sichtweite.

Sein Gesicht war blutverschmiert und erstarrt in einem verzerrten Grinsen, das ich wohl nie mehr vergessen würde.

Ich sah zum Seitenfenster. Carter schien ebenfalls tot zu sein. Möglich, dass ihm der Aufprall auf den Civic das Rückgrat gebrochen hatte. Als ich das Fenster ein paar Zentimeter herunterließ, sackte er leblos zu Boden.

Endlich konnte ich durchatmen.

»Keine Bewegung, du miese Drecksau!«

Ich warf einen Blick in den Rückspiegel. Owen. In der Hand hielt er Garys Pistole.

Und plötzlich ging etwas sehr, sehr Seltsames in mir vor. Die ganze Zeit über hatte ich mir vor Angst fast in die Hose gemacht, doch nun … war ich nur noch genervt.

Ich legte den Rückwärtsgang ein und trat mit aller Macht aufs Gas.

Die Reifen quietschten, als ich mit Vollgas zurücksetzte, vorbei am Wrack des Pilot und meinem Schreibtisch – und dann ertönte ein ohrenbetäubendes Krachen, als das Heck des Vans eine der riesigen, massiven Fensterscheiben des Autohauses zerschmetterte.

Der Odyssey geriet ins Schlingern, und um ein Haar hätte ich die Kontrolle über den Wagen verloren.

Dann hatte ich wieder alles im Griff. Ich spähte in den Spalt zwischen Tür und Fahrersitz. Wo war Carters Pistole hingerutscht?

Ich nahm noch etwas anderes wahr. Die gellende Alarmanlage von Riverside Honda, die ich ausgelöst hatte, als ich durch das Fenster gebrochen war.

Owen hatte ich aus den Augen verloren. Ich streckte die linke Hand aus und tastete den Boden zwischen Tür und Sitz ab.

Dann hatte ich die Waffe gefunden. Meine Finger berührten den harten, kalten Lauf der Pistole, doch sie entglitt mir wieder, als sich der Knauf am Sitzhebel verhakte.

Im selben Moment erblickte ich Owen, der auf den Van zukam.

»Hier kommst du nicht raus!«, brüllte er.

Hinter ihm registrierte ich ein Flackern. Ich brauchte einen Moment, bis ich begriff, dass es Flammen waren.

Erneut tastete ich den Boden nach der Waffe ab. Dann hatte ich sie. Diesmal ergriff ich sie am Knauf und legte den Finger um den Abzug.

Plötzlich wurde meine Tür aufgerissen.

»Verdammtes Arschloch!«, schrie Owen. »Ich werde dich …«

Ich drückte ab.

Ein gellender Schmerzensschrei entfuhr ihm. Er stürzte zu Boden, während ich aus dem Van sprang.

Im Showroom brannte es mittlerweile lichterloh.

Owen lag auf dem Rücken. Er blutete an der linken Schulter. Zumindest hatte ich ihn nicht tödlich getroffen. In der Rechten hielt er immer noch die Pistole, doch bevor er sie auf mich richten konnte, zielte ich mit Carters Waffe direkt auf seinen Kopf.

»Wirf das Ding weg«, sagte ich.

»Was?« Über das Geheul der Alarmanlagen konnte er mich nicht hören.

»Weg mit der Knarre!«, brüllte ich.

Er warf sie außer Reichweite.

»Wo ist meine Tochter?«, schrie ich ihn an.

»Ich weiß es nicht!«

Ich feuerte einen Schuss zwischen seine Beine ab.

»Nein!«, brüllte er.

»Zum letzten Mal: Wo ist sie?«

»Hören Sie, ich …«

»Okay«, sagte ich. »Der nächste Schuss geht in dein Knie.«

»Die machen mich fertig, wenn ich es Ihnen sage.«

Ich richtete die Waffe auf sein Knie und drückte ab. Sein Schrei war so laut, dass er die Alarmanlagen einen Augenblick lang übertönte.

»Also?«, sagte ich. »Wo ist sie?«

Er wälzte sich auf dem Asphalt. »O Gott!«

»Wo ist meine Tochter?«, wiederholte ich.

»In Vermont«, stieß er unter Tränen hervor.

»Wo in Vermont?«

»In Stowe«, stöhnte er.

»Wo in Stowe?«

»Sie wissen es nicht! Einfach irgendwo!«

»Wer sind ›sie‹? Wer ist hinter ihr her?«

Aber bevor er antworten konnte, verlor er das Bewusstsein. Vielleicht war er sogar tot; ich wusste es nicht.

Ich hob Garys Pistole auf. Möglicherweise brauchte ich zwei Waffen. Als ich zu meinem Beetle lief, ertönte hinter mir gewaltiger Donner, der mir durch Mark und Bein ging, begleitet von einem gleißenden Feuerball. Ein weiteres Fenster zersplitterte; anscheinend war ein Autotank explodiert.

Ich setzte mich hinters Steuer des Beetle, kramte mein Handy heraus und wählte eine mir wohlbekannte Nummer.

Von weitem drang Sirenengeheul an meine Ohren.

Susanne ging dran. »Hallo?«

»Hi, Susanne«, sagte ich. »Kann ich kurz mal mit Bob sprechen?«

»O Gott, Tim – die Polizei war hier, und …«

»Gib mir einfach Bob, okay?«

Zehn Sekunden später war Bob am Telefon. Er klang nicht besonders erfreut. »Verdammt, Tim, die gesamte Polizei von Bridgeport und Umgebung ist hinter dir her. Was zum Teufel …«

»Ich habe jetzt keine Zeit für große Erklärungen«, unterbrach ich ihn. »Ich brauche einen anderen Wagen. Eine zuverlässige Kiste – je mehr PS, desto besser.«

EINUNDVIERZIG

Auf der Route I kam mir ein Streifenwagen entgegen. Was mich erst beunruhigte, als ich in den Rückspiegel blickte und sah, dass plötzlich die Bremslichter des Wagens aufleuchteten.

Ich fing an zu beten, dass die Cops nicht wenden würden.

Aber genau das taten sie.

Ich hatte noch ein paar Meilen vor mir. Ich beschleunigte sanft, um ein wenig Distanz zwischen mich und den Streifenwagen zu bringen, ohne gleich auffällig zu werden.

Vergebens. Im selben Moment flackerte das Blaulicht auf.

Ich trat hart aufs Gas, bog nach rechts in die nächste Straße ab und schaltete die Scheinwerfer aus. Das Licht der Straßenlaternen war ohnehin hell genug.

Die Cops folgten mir auf dem Fuß.

Ich bog aufs Geratewohl rechts ab, dann noch einmal rechts, dann links. Alle paar Sekunden blickte ich in den Rückspiegel, hielt Ausschau nach dem Blaulicht, das jeden Augenblick wieder hinter mir auftauchen konnte.

Mir war völlig klar, dass ich auf ziemlich verlorenem Posten stand. Der Fahrer des Streifenwagens hing garantiert gerade am Funkgerät und forderte Verstärkung an. Es würde mir nie im Leben gelingen, unbemerkt Bobs Haus zu erreichen.

Ich bog abermals links, dann wieder rechts ab und befand mich nun in der Nähe des Hafens, nur einen Steinwurf von Carol Swains Haus entfernt. Dort konnte ich mich auf keinen Fall blicken lassen.

Als ich mich der nächsten Kreuzung näherte, raste ein Streifenwagen mit rotierendem Blaulicht vorbei. Wären meine Scheinwerfer eingeschaltet gewesen, hätte ich perfekte Sicht auf den Fahrer gehabt.

Fakt war, dass ich es niemals bis zu Bobs Haus schaffen

würde. Kurz entschlossen lenkte ich den Beetle in die nächste Einfahrt, fuhr ihn so nah an die Garage wie möglich und schaltete den Motor ab. Dann steckte ich die beiden Pistolen ein, nahm Milt vom Rücksitz und stieg aus.

Ich überlegte, ob ich Bob anrufen und ihn bitten sollte, mich von hier abzuholen. Blieb die Frage, ob er mitspielen würde. Die Cops – womöglich sogar Detective Jennings höchstpersönlich – waren garantiert bei ihm und Susanne vorstellig geworden. Und selbst wenn die beiden im Dunkeln gelassen worden waren, warum nach mir gefahndet wurde, hatten sie garantiert mitbekommen, wie ernst die Lage war.

Ich lief in Richtung Hafen. Bobs Haus lag drüben in Stratford – mit einem Boot konnte ich ans andere Ufer übersetzen und die restliche Strecke zu Fuß zurücklegen. Dann musste ich ihn nur noch überreden, mir einen anständigen fahrbaren Untersatz zu überlassen.

Stowe. Ich musste nach Stowe.

Kurz darauf war ich unten am Hafen angekommen. Es war ein angenehm warmer Abend, und jede Menge Leute waren auf ihren Booten, saßen mit Freunden zusammen und genossen kalte Drinks. Stimmengemurmel wehte zu mir herüber – nicht gerade ideale Bedingungen, um ein Boot zu klauen.

Im Schatten einer Baumreihe stahl ich mich am Rand eines Parkplatzes entlang. Auf Zehenspitzen schlich ich über den Kies und spähte in die Wagen – in der Hoffnung, dass jemand seinen Schlüssel hatte stecken lassen, obwohl die Wahrscheinlichkeit zugegebenermaßen nicht sehr hoch war.

Dann aber fiel mir etwas ganz anderes auf.

Ein Transporter, auf dessen Hecktüren »Shaw Flowers« stand.

Als ich vorsichtig an die Fahrertür trat, sah ich zwei Gestalten, die eng umschlungen auf die Marina hinausblickten.

Mit dem Knauf der einen Pistole klopfte ich ans Fenster. Der Fahrer schrak zusammen; als er zu mir herumfuhr, sackte seine blonde Gefährtin leblos aufs Armaturenbrett.

»Hi, Ian«, sagte ich.

Er ließ das Fenster herunter. »O nein«, stöhnte er. »Sie schon wieder.«

»Alles im grünen Bereich«, sagte ich. »Wie ich sehe, ist das ja nicht meine Tochter neben dir.«

»Meine Tante hat mich gezwungen, bei der Polizei auszusagen«, erklärte er ängstlich. »Aber ich habe ihnen erzählt, es sei eine Verwechslung gewesen.«

»Ich weiß«, antwortete ich. »Und ich habe niemandem etwas von deiner Freundin verraten.«

»Gott sei Dank«, sagte er. »Was wollen Sie? Was haben Sie hier überhaupt zu suchen?«

»Mach die Hecktür auf«, sagte ich. »Ich will, dass du mich ein Stück mitnimmst.«

Ich stieg hinten ein, legte die Waffen auf den Boden und setzte Milt auf den Beifahrersitz.

Argwöhnisch runzelte Ian die Stirn.

»Und Sie halten mich für pervers«, sagte er.

***

Wir sichteten drei Streifenwagen, die das Viertel durchkämmten, ehe wir auf die Route I gelangten.

»Wie? Die suchen alle nach Ihnen?«, fragte Ian, während ich von hinten über die Sitzlehne spähte.

»Je weniger du weißt, desto besser«, sagte ich. »Wieso liegt hier eigentlich ein Blumenstrauß?«

»Sollte ich heute liefern«, erwiderte Ian. »Aber es war niemand zu Hause.«

Ich erklärte ihm den Weg. »Aber erst mal fahren wir einfach die Straße runter, um zu checken, ob Bobs Haus observiert wird«, fügte ich hinzu. »Wenn die Luft rein ist, drehen wir um und parken in der Einfahrt.«

»Okay.« Er runzelte die Stirn. »Um diese Uhrzeit habe ich noch nie Blumen geliefert. Glauben Sie nicht, wir könnten

irgendwie auffallen?«

»Ich hoffe nicht«, sagte ich.

Kurz darauf fuhren wir an Bobs Haus vorbei. »Hübsche Gegend«, bemerkte Ian. »Hier habe ich schon öfter Blumen geliefert.« Er wandte sich kurz zu mir um. »Alles ruhig. Ich sehe nichts Verdächtiges.«

»Also los«, erwiderte ich. »Du kannst ja mit deiner Vanessa kurz auf mich warten. Dauert nicht lange.«

»Sie heißt Juanita«, sagte er.

Er bog in die Einfahrt ab und parkte neben Bobs Hummer. Ich schnappte den Blumenstrauß, stieg aus und ging zur Haustür.

Susanne öffnete. Sie sah mich überrascht an – im ersten Moment schien sie tatsächlich zu glauben, einen Blumenboten vor sich zu haben.

»O Gott«, stieß sie hervor. »Was ist denn mit dir passiert?« Bob erschien hinter ihr. Sie nahm mir die Blumen ab und deponierte sie auf einem Beistelltischchen.

Als ich in ihr bestürztes Gesicht sah, ging mir auf, dass sie nicht nur meine lädierte Nase meinte. Ich trat vor den Spiegel über dem Dielentischchen. Es war kein schöner Anblick. Meine Wangen waren übersät von kleinen Schnitten, und auf meiner Stirn prangte ein fetter Bluterguss. Mein Zusammenstoß mit Gary, Carter und Owen hatte deutliche Spuren hinterlassen.

Von meinem linken Handgelenk hingen die Überreste des Isolierbands, mit dem sie mich gefesselt hatten.

»Ich erkläre euch alles«, sagte ich zu Susanne. »Aber später.« Ich wandte mich zu Bob. »Hast du dich um einen Wagen gekümmert?«

»Wo ist der Beetle?«, fragte er.

Ich ignorierte seine Frage. »Ich weiß, wo Syd ist«, sagte ich, an Susanne gewandt. »Sie ist in Vermont. In Stowe. Und anscheinend sind irgendwelche üblen Typen hinter ihr her. Wir können es uns nicht leisten, Zeit zu verlieren.«

Ich hätte geglaubt, dass sie mich mit Fragen bombardieren würde, doch offenbar hatte Suze genau verstanden, was auf dem Spiel stand. »Dann nimm Bobs Auto«, sagte sie.

Sie meinte den Hummer, Bobs sündteuren Geländewagen. Es war gut gemeint, aber der Vorschlag gefiel mir nicht besonders. Mit dem Hummer würde ich auffallen wie eine Giraffe in einer Rinderherde, ganz abgesehen davon, dass der Wagen alles andere als wendig war und so viel verbrauchte, dass er alle hundert Meilen aufgetankt werden musste.

»Vergiss es, Suze«, sagte ich. »Habt ihr nichts anderes?«

Sie verstand sofort. »Wir haben gerade einen Ford Mustang reinbekommen. Achtzylinder-Maschine, erstklassiger Zustand.«

»He«, protestierte Bob, »jetzt mach aber halblang, Suze.« Er sah mich an. »Die Polizei war heute schon zweimal bei uns! Wegen dir! Verdammt noch mal, was geht hier eigentlich vor?«

»Eine ganze Menge«, erwiderte ich. »Aber im Augenblick zählt für mich nur, dass ich schleunigst nach Stowe komme.«

Susanne stützte sich auf die Türklinke. »Nimm den Mustang«, sagte sie. »Der geht ab wie eine Rakete.«

»Wo steht der Wagen?«

»Mir gefällt das nicht«, sagte Bob. »Die Polizei sucht nach ihm, das weißt du genau. Wir machen uns der Beihilfe zur Flucht schuldig.«

Susanne starrte Bob trotzig an. »Na schön«, sagte sie kühl. »Wenn du mir nicht helfen willst, dann holen wir den Mustang eben alleine.«

Evan kam die Treppe herunter. »Was ist denn hier los?«

»Wir müssen kurz weg«, sagte Bob mürrisch.

»Geh nicht ans Telefon«, sagte Susanne. »Und wenn die Polizei vorbeikommen sollte, sagst du, dass du nicht weißt, wo wir sind – und Tim hast du natürlich auch nicht gesehen.«

»Wie? Ihr wollt, dass ich die Cops anlüge?« Evan war völlig von den Socken. »Cool.«

Als wir zu seinem Geländewagen marschierten, sagte Bob: »Glaubst du nicht, dass du uns eine Erklärung schuldig bist, Tim? Du kreuzt hier aus heiterem Himmel auf, willst einen Wagen und erzählst uns, Syd wäre in Vermont …«

»Augenblick«, sagte ich und ging zu Ians Transporter hinüber. »Ich muss noch meine Waffen holen.«

Womit ich Bob tatsächlich für ein Weilchen zum Schweigen brachte.

***

Ich bedankte mich bei Ian und wünschte ihm eine gute Heimfahrt. Natürlich vergaß ich Milt den Elch nicht; ich drückte ihn Susanne in die Hand und bat sie, ihn für Syd aufzubewahren. Auf dem Weg zu Bob's Motors berichtete ich in aller Kürze, was geschehen war. Bob murmelte, ich solle lieber sofort die Polizei einschalten. Ich gab zurück, wir würden nur wertvolle Zeit verlieren – die Cops würden mich durch die Mangel drehen, statt sich um Syd zu kümmern.

Susanne sah Bob an. »Tim hat recht.« Sie wandte sich wieder zu mir. »Der Kerl, dem du ins Knie geschossen hast … ist er tot?«

»Owen?«, sagte ich. »Das glaube ich nicht. Wenn der Krankenwagen rechtzeitig eingetroffen ist, müsste er noch am Leben sein. Aber die beiden anderen sind definitiv tot.«

»Und Andy auch«, stellte Susanne fest.

»Ja«, sagte ich. »Und es kommt noch schlimmer.«

»Wieso?«

»Patty«, sagte ich. »Ich weiß nicht, wie sie in die Sache hineingeraten ist, aber anscheinend ist ihr etwas zugestoßen. Seit achtundvierzig Stunden hat sie niemand mehr zu Gesicht bekommen. Und dieser Gary hat gesagt, um sie bräuchte ich mir keine Sorgen mehr zu machen.«

»O Gott«, sagte Susanne.

»Ja«, sagte ich. Noch etwas anderes ging mir durch den

Kopf, aber ich brachte es nicht über mich, ihr zu erzählen, was ich sonst noch über Patty erfahren hatte.

Später, dachte ich.

»Ich kann das alles nicht glauben«, sagte sie. »Das ist wie ein böser Traum.«

Wir schwiegen eine Weile. Dann sagte Susanne: »Also hat tatsächlich jemand unser Haus beobachtet.«

»Ja«, erwiderte ich. Bob sah ziemlich schuldbewusst drein. »Die Kerle dachten, sie könnten Syd schnappen, wenn sie nach Hause kommt.«

»Aber warum hat sie uns nicht einfach angerufen?«, fragte Susanne.

Ich zögerte, doch mir blieb keine Wahl. »Weil sie anscheinend einen Mann getötet hat.«

Susanne wollte etwas erwidern, aber die Worte blieben ihr im Hals stecken.

»Ich nehme an, sie hat in Notwehr gehandelt«, sagte ich. »Vielleicht ist es auch passiert, als sie jemand anderem helfen wollte.«

»Aber …« Susanne rang nach Worten. »Warum hat sie sich nicht gemeldet? Sie hätte doch wissen müssen, dass wir ihr helfen würden.«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Ich weiß es nicht.«

Ich fragte mich, ob wir dasselbe dachten. Dass womöglich irgendetwas anderes Syd daran gehindert hatte, mit uns Kontakt aufzunehmen – etwas, von dem auch die Typen nichts wussten, die hinter ihr her waren.

»Vielleicht ist sie ja zu allem Überfluss auch noch schwanger«, mutmaßte Susanne.

Bob verzog unwillkürlich das Gesicht.

»Das glaube ich nicht«, sagte ich. »Na ja, möglich wär's, aber ich glaube nicht, dass sie deswegen nicht angerufen hat.«

Wir bogen auf den Hof von Bob's Motors ab. Bob hielt neben einem dunkelblauen Ford Mustang, der um die zehn Jahre alt sein musste. »Ich hole die Schlüssel«, sagte Susanne.

Sie stieg aus und eilte zum Büro.

»Du hast doch noch nicht mal die Kohle für den Beetle überwiesen«, sagte Bob.

»Ist das deine größte Sorge?«, gab ich zurück.

Ich lehnte den Kopf an die Nackenstütze. Ich war hundemüde, ausgelaugt, völlig fertig. Dazu kam, dass es nach Stowe gute vier Autostunden waren. Ich brauchte dringend Schlaf, konnte es mir aber nicht leisten, auch nur ein Auge zuzutun.

Außerdem hatte ich nicht den geringsten Anhaltspunkt, wo in Stowe ich nach Syd suchen sollte.

»Hör zu«, sagte Bob. »Mach, was immer du willst, aber lass Susanne da raus. Oder willst du, dass die Polizei ihr die Hölle heißmacht?«

»Haben die Cops euch gesagt, warum sie nach mir fahnden?«

»Nein. Sie meinten bloß, sie hätten noch ein paar Fragen an dich. Detective Jennings und ein anderer Cop, ein großer, stämmiger Typ mit Bürstenhaarschnitt.« Er hielt einen Moment inne. »Wieso? Was wollen sie dir denn anhängen?«

»Jede Menge«, sagte ich. »Insbesondere den Mord an einer Frau, mit der ich befreundet war. Kate Wood hieß sie.«

»Du liebe Güte.«

Ich schloss die Augen, um mich einen Augenblick lang auszuruhen. Aber ich kam nicht lange dazu, da ich kurz darauf hörte, wie jemand an die Fensterscheibe klopfte. Susanne hielt die Schlüssel für den Mustang in der Hand.

Ich stieg aus dem Hummer. »Ist der Wagen aufgetankt?«, fragte ich.

»Du träumst wohl«, sagte sie. »Glaubst du, Bob macht seinen Kunden Geschenke?«

Ich drückte kurz auf den Schlüssel, entriegelte den Mustang, stieg ein und startete den Motor. Ein Blick auf die Benzinanzeige sagte mir, dass der Tank knapp halb voll war.

»Die Pistolen liegen noch in deinem Wagen«, sagte ich zu Bob.

Er ging zurück, um sie zu holen. »Ich komme mit dir«, sagte Susanne leise.

»Das halte ich für keine gute Idee«, sagte ich. »Das würdest du nicht durchstehen.«

»Hör auf, mich zu bevormunden, Tim.«

»Susanne.« Ich senkte die Stimme. »Ich werde Sydney aus der Sache herausboxen. Aber wenn mir dabei etwas zustößt, musst du für sie da sein.« »Tim …«

»Nein, hör mir zu. Ich meine es ernst. Du musst hierbleiben, für den Fall, dass Sydney allein zurückkehrt. Außerdem kannst du mir von hier aus viel besser helfen – zum Beispiel, indem du im Autoatlas nachsiehst, welche die kürzeste Route nach Stowe ist. Klar, ich muss erst auf die 9 5 und anschließend auf die 91, aber den Rest der Strecke kenne ich nicht auswendig.«

Susannes Augen schimmerten feucht. »Du weißt, dass ich dich immer lieben werde.« Sie überlegte einen Moment. »Und was soll ich sagen, wenn die Polizei noch mal auftaucht?«

»Gar nichts«, schärfte ich ihr ein. »Aber wenn Detective Jennings sich persönlich blicken lässt, kannst du ihr erzählen, was passiert ist. Aber kein Wort über das, was ich vorhabe – sie versuchen sonst nur, mich aufzuhalten. Jeder einzelne Streifenbulle im Staat Connecticut wird hinter mir her sein, verstehst du?«

Susanne nickte.

»Wenn der Bursche, dem ich ins Knie geschossen habe, wieder zu sich kommt, wird Jennings wahrscheinlich ohnehin herausfinden, dass ich auf dem Weg nach Stowe bin«, fuhr ich fort. »Wenn sie dich unter Druck setzen sollte, sagst du einfach, ich wäre nach wie vor mit dem Beetle unterwegs. Dann halten sie wenigstens nicht Ausschau nach dem Mustang.«

Susanne musterte mich ernst. »Ich lasse dich nicht allein fahren«, sagte sie kopfschüttelnd. »Da mache ich nicht mit.«

»Du kannst nicht mitkommen, Suze.«

»Dann musst du Bob mitnehmen.«

Bob trat mit den Pistolen zu uns. Er hielt sie, als bestünden sie aus Plutonium. »Was?«, sagte er.

»Du musst Tim begleiten.«

»Im Leben nicht«, gab Bob zurück. »Wie kommst du denn auf die Schnapsidee?«

»Ich fürchte, da muss ich Bob zustimmen«, sagte ich.

»Wenn du nicht mit Tim fährst, dann tu ich's.« Müde stützte sie sich auf ihren Stock.

Bob schwieg einen Augenblick. Dann, die beiden Waffen immer noch in Händen, umarmte er Suze ungelenk, ehe er die Beifahrertür des Mustang öffnete und einstieg.

»Lass uns fahren«, sagte er.

ZWEIUNDVIERZIG

Es war bereits halb elf, als wir auf die I-95 fuhren; vorher hatten wir den Wagen aufgetankt. Als wir uns auf dem Highway befanden, trat ich aufs Gas, bis wir mehr als neunzig Meilen draufhatten. Der Mustang kam leicht ins Schwimmen, doch ich ging davon aus, dass ich diese Geschwindigkeit problemlos durchhalten konnte.

»Das ist doch sinnlos«, sagte Bob. »Wir wissen nicht mal, wo wir genau hinwollen. Vor zehn Jahren war ich mit meiner Exfrau in Stowe. Nichts als Ferienhäuser, Pensionen und Hotels, und Hunderte von Villen oben in den Bergen.«

»Ich glaube nicht, dass Sydney sich in einem Hotel aufhält«, sagte ich.

»Wieso?«, fragte Bob. »Vielleicht arbeitet sie ja in einem. Manche Hotelbesitzer bezahlen ihre Aushilfen unter der Hand. Tja, und dabei bräuchte sie nicht mal ihren richtigen Namen anzugeben – und da sie ja auf der Flucht ist, würde ihr das doch bestens in den Kram passen, oder?«

Es war gar kein so dummer Gedanke.

»Einer von Evans Freunden hatte dort mal einen Ferienjob«, fuhr er fort. »Eigentlich ist Stowe ja ein Skiort, aber im Sommer soll es dort auch sehr hübsch sein.«

Während ich Bobs Small Talk lauschte, konzentrierte ich mich auf die Straße. Wenn man mit neunzig Sachen und mehr über den Highway donnert, sollte man gut aufpassen – vor allem nachts.

»Wenn uns bei dem Tempo ein Hirsch vor den Wagen läuft, sehen wir echt alt aus«, sagte Bob plötzlich, als könne er meine Gedanken lesen.

Ich warf ihm einen kurzen Blick zu. »Ich kann dich gern an der nächsten Raststätte rauslassen.«

»Ich sag’s ja nur«, sagte er. »Wenn du Pech hast, geht so

ein Hirsch frontal durch die Windschutzscheibe. Und mit einem Geweih im Schädel wirst du Syd wohl kaum noch was nützen.«

Er beugte sich vor und nahm eine der Pistolen vom Boden.

»Vorsicht, Bob«, warnte ich.

»Keine Sorge«, sagte er. »Ich bin ja kein Vollidiot.« Eingehend begutachtete er die Waffe im fahlen Licht der Instrumentenanzeige. »Kannst du mal kurz die Beleuchtung anmachen?«

»Nein«, gab ich zurück, da das Innenraumlicht nur meine Sicht behindert hätte.

»Ich glaube, das ist eine Ruger«, sagte Bob. »Und die andere Knarre auch.«

»Kann schon sein«, sagte ich. »Ich habe keine Ahnung von Waffen.«

»Ich auch nicht viel«, fuhr er fort. »Aber dafür reicht's. Erstklassige Pistole – 22-Kaliber-Halbautomatik mit Zehn-Schuss-Magazin, wenn ich nicht völlig danebenliege. Die Typen hatten Geschmack, das muss man schon sagen.«

»Wenn du meinst.«

»Sind sie voll geladen?«

»Wohl kaum«, sagte ich. »Ich weiß nicht, wie viele Schüsse Gary und Carter auf mich abgegeben haben, aber es würde mich nicht wundern, wenn gar keine Patronen mehr drin wären. Carter hat nur zwei Schüsse abgefeuert, glaube ich. Und ich dann noch mal drei.«

»Also wäre es sogar möglich, dass wir zwei Pistolen mit leeren Magazinen dabeihaben«, sagte Bob.

»Ja.«

Ein Mini-Hurrikan drang herein, als er sein Fenster herunterließ. Er streckte den Arm aus und feuerte in die Nacht hinaus.

»Verdammt noch mal!«, brüllte ich ihn an. »Was soll das?«

Er schloss das Fenster wieder. »Hier ist jedenfalls noch Munition drin«, verkündete er.

»Na toll«, schnauzte ich ihn an. »Und was, wenn es die letzte Kugel war?«

»Auch egal.« Er zuckte mit den Schultern. »Mit einer Kugel hättest du sowieso nicht viel anfangen können.«

Ich war drauf und dran, Susanne anzurufen und ihr zu sagen, dass sie ihren Freund zwanzig Meilen nördlich von New Haven an der I-9 5 aufsammeln konnte, riss mich dann aber zusammen.

»Ich glaube, ich weiß, wie man das Magazin entfernt«, sagte er. »Dann können wir nachsehen.«

»Herrgott noch mal, Bob«, sagte ich. »Pass bloß auf, dass du uns am Ende nicht noch umbringst.«

Zwar hielt ich den Blick auf die Straße gerichtet, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, dass er mich von der Seite musterte. »Ich weiß, was ich tue«, sagte er. »Man drückt bloß auf den kleinen Knopf hier, und schon springt das Magazin heraus. Na also.« Er hielt mir das Magazin hin, das etwa die Größe eines Schokoriegels hatte. »An der Seite befindet sich ein kleiner Schlitz, der einem zeigt, wie viele Patronen noch übrig sind. Aber dazu musst du das Licht anmachen. Nur eine Sekunde, okay?«

Zögernd streckte ich die Hand aus und knipste die Innenbeleuchtung an. Besser, Bob sah etwas, ehe er uns beide noch versehentlich verletzte.

»Dann wollen wir doch mal sehen«, sagte er. »Also, in dem Magazin hier ist noch eine Patrone.« Ein weiteres Klicken drang an meine Ohren. »Und hier hätten wir noch mal drei. Macht zwei für jeden von uns.«

»Na, super«, sagte ich.

»Was glaubst du, mit wie viel Arschlöchern wir es zu tun bekommen?«, fragte er.

»Keine Ahnung«, erwiderte ich.

»Wenn es mehr als vier sind, müssen sie sich hintereinander aufstellen.«

Beinahe hätte ich gelächelt. »Wieso siehst du das Ganze so

locker?«, fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern. »Glaubst du etwa ernstlich, wir treffen auf eine ganze Horde Bösewichter?«

Ich schwieg. Wäre Bob ein ähnlicher Abend wie mir beschieden gewesen, hätte er sicher keine solchen Fragen gestellt.

***

Mein Handy klingelte.

Ich ließ die eine Hand am Steuer und kramte es mit der anderen heraus.

»Ich bin's.« Susanne war dran. »Wie steht's?«

»Bob ballert hier wild in die Landschaft, aber sonst ist so weit alles okay.«

»Ich habe im Internet nachgesehen. Also, nach Stowe kommt man ganz einfach. Ihr bleibt jetzt erst mal auf der 91. Wenn ihr nach Vermont kommt, fahrt ihr auf der 89 weiter bis Montpelier und nehmt ein paar Meilen später die Ausfahrt nach Waterbury. Von dort ist es nur noch ein Katzensprung nach Stowe. Soll ich das noch mal wiederholen?«

»Danke, Suze«, sagte ich. »Nicht nötig.«

»Laut Streckenberechnung dauert die Fahrt etwas über vier Stunden.«

»Wir schaffen es in drei«, gab ich zurück. »Vorausgesetzt, dass wir nicht irgendwo von den Cops angehalten werden.«

»Wo du vom Teufel sprichst«, erwiderte sie. »Detective Jennings hat eben erst angerufen.«

»Ach ja?« »Sie klang echt sauer.«

»Na so was.«

»Offenbar glaubt sie, dass du dich noch in Milford aufhältst. Dort wimmelt es wahrscheinlich nur so von Cops.«

»Was hast du ihr erzählt?«

»Nur was drüben bei Riverside Honda passiert ist.«

»Das hat ihr bestimmt nicht gefallen.«

»Nein. Sie hat mich angeschnauzt, sie würde mich wegen Beihilfe zur Flucht drankriegen. Genau wie Bob es vorausgesagt hat.«

»Was ist mit Owen? Dem Typ, den ich in die Schulter und ins Knie geschossen habe. Ist er tot?«

»Keine Ahnung«, sagte Susanne. »Aber Detective Jennings hat erwähnt, jemand wäre ins Krankenhaus gebracht worden.«

Mir schwante Böses. Wenn Detective Jennings von Owen erfuhr, dass Sydney in Stowe war, würde sie alle Hebel in Bewegung setzen, um mich aufzuhalten.

»Glaubst du, sie weiß, wo Syd ist?«, fragte Susanne.

»Schwer zu sagen.« Bob bedeutete mir, dass er ebenfalls mit Suze sprechen wollte. »Moment, ich gebe dich mal an Bob weiter.«

»Hi«, sagte er. »Einer von Evans Freunden hatte doch mal einen Ferienjob in Stowe, erinnerst du dich? Frag Evan nach dem Hotel, ja?« Er wandte sich zu mir. »Vielleicht hat Syd ja über Evan davon gehört und versteckt sich dort.«

Dann wurde er plötzlich sehr, sehr still. »Ja«, sagte er dann. »Ich … aber das weißt du doch … ja … okay.« Mit nachdenklicher Miene reichte er mir das Handy zurück.

»Gibt's noch was?«, fragte ich.

»Ich rufe an, wenn sich etwas tut«, sagte sie.

»Bis dann«, sagte ich und beendete das Gespräch. Ich warf Bob einen Seitenblick zu. »Alles in Ordnung?«

Bob schwieg einen Moment. »Sie … sie hat sich nur dafür bedankt, dass ich dich begleite«, sagte er. Erneut schwieg er einige Sekunden, ehe er fortfuhr. »Suze glaubt, sie hat einen Fehler gemacht, als sie dich verlassen hat.«

»Unsinn«, sagte ich.

»Leider nein«, gab er zurück. »Und nach all dem, was sich Evan geleistet hat, würde es mich nicht wundern, wenn sie ihre Sachen packen und wieder zu dir ziehen würde.«

Ich sah, wie sich der Seitenstreifen näherte, und korrigierte die Spur. »Ich weiß, dass du sie liebst«, sagte ich. »Ich hab's

mit eigenen Augen gesehen – neulich, als sie zusammengebrochen ist.«

Wir fuhren eine weitere Meile, ehe Bob wieder das Wort ergriff. »Tja, du glaubst, dass ich auf dich herabsehe. Dass ich mich für was Besseres halte. Aber mit Susannes Erinnerungen an dich kann ich einfach nicht konkurrieren.«

Abermals klingelte mein Handy.

»Ja?«, sagte ich.

»Mr Blake.«

»Detective Jennings«, sagte ich.

»Können Sie sich denken, wo ich gerade bin?«

»Entweder im Krankenhaus – oder bei Riverside Honda.«

»Ich bin hier im Autohaus«, sagte sie. »Der Ruine von Riverside Honda, um genau zu sein. Das gesamte Gebäude steht in Flammen. Ihre Exfrau hat mich unterrichtet, dass wir drei Leichen finden werden, sobald der Brand gelöscht ist. Außerdem haben wir einen Schwerverletzten, der umgehend in die nächste Klinik gebracht worden ist. Aber das sind sicher keine Neuigkeiten für Sie, richtig?«

»Soweit ich weiß, hat Susanne Ihnen schon alles erzählt. Unter den Toten befindet sich auch ein Kollege von mir, Andy Hertz. Er wurde von einem gewissen Gary erschossen – der im Übrigen auch Kate Wood getötet hat.«

»Wir müssen dringend miteinander reden, Mr Blake.«

»Das werden wir auch«, sagte ich. »Sobald ich Zeit dafür habe.«

»Es hat aber keine Zeit«, erwiderte sie scharf. »Ich will Sie jetzt sprechen – also kommen Sie gefälligst aufs Revier, und zwar sofort, verstanden?«

»Wohl kaum«, sagte ich. »Ich habe nämlich einfach kein Vertrauen mehr zu Ihnen – Sie und Ihr Kollege Marjorie scheinen doch nur darauf zu warten, mir die nächsten Morde anhängen zu können. Statt sich endlich darum zu kümmern, was im Just Inn Time vor sich geht.«

Detective Jennings schwieg einen Moment. »Wovon reden

Sie?«

»Von Menschenhandel«, gab ich zurück. »Wie wär's, wenn Sie das verdammte Hotel endlich mal unter die Lupe nehmen, statt mich …«

»Menschenhandel?«, unterbrach sie mich. »Und Ihre Tochter wurde darin verwickelt?«

»Sie hat tatsächlich dort gearbeitet«, sagte ich. »Die gesamte Belegschaft des Hotels hat gelogen. Und das ziemlich überzeugend.«

»Mr Blake, ich bitte Sie. Kommen Sie aufs Revier, und wir besprechen das Ganze in aller …«

»Sie müssen das Hotel durchsuchen«, unterbrach ich sie. »Zimmer für Zimmer.« Ich spürte, wie sich ein Kloß in meiner Kehle bildete. »Es geht um Patty.«

»Wieso? Glauben Sie, dass sie sich dort versteckt?«

»Nein. Ich … ich glaube, sie ist tot.«

Jennings wartete.

»Gary hat gesagt, sie wäre tot«, fuhr ich fort.

Jennings schwieg.

»Detective?«

»Ich bin noch dran«, sagte sie.

»Und?«

Wieder schwieg sie einen Moment. »Wir haben die Anrufe auf Pattys Handy überprüft.«

»Ich habe schon x-mal versucht, sie zu erreichen«, sagte ich. »Aber sie ist nicht drangegangen.« »Auf ihrem Handy sind in den letzten „Wochen mehrere Anrufe aus Vermont eingegangen. Aus Stowe, um genau zu sein.«

»Haben Sie herausbekommen, von wo angerufen wurde?«, fragte ich so ruhig wie möglich.

»Von mehreren Telefonzellen. Dabei wurden verschiedene Prepaid-Karten benutzt.«

»Und umgekehrt?«, fragte ich. »Hat Patty in Stowe angerufen?«

»Nein«, antwortete Jennings.

»Tja«, sagte ich. »Dann war es vielleicht nur ein Freund oder ein Verwandter.«

»Sie sind nicht zufällig auf dem Weg nach Stowe, Mr Blake?«

»Wie kommen Sie denn darauf?«, gab ich zurück. »Hören Sie, Detective, ich bin in Eile.« Und damit beendete ich das Gespräch.

Sekunden später klingelte mein Handy von neuem. Ein Blick aufs Display sagte mir, dass es wieder Jennings war.

»Willst du nicht drangehen?«, fragte Bob.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte ich.

***

»Tim!«, brüllte Bob ein paar Meilen später.

»Hmm?«, sagte ich.

Jetzt erst sah ich, dass wir uns auf dem Seitenstreifen befanden und geradewegs auf die Böschung zurasten. Abrupt riss ich das Steuer nach links und lenkte den Wagen zurück auf die Straße.

»Verdammt noch mal!«, schrie Bob mich an. »Du bist eingeschlafen!«

Ich blinzelte und schüttelte den Kopf. »Ach was«, gab ich zurück. »Alles okay.«

»Jetzt fahre ich mal ein Stück«, sagte Bob.

Ich wollte widersprechen, doch im selben Moment ging mir auf, dass er recht hatte. Ich fuhr rechts heran, ließ den Motor im Leerlauf, stieg aus und reckte mich in der kühlen Nachtluft. Bob stieg ebenfalls aus und setzte sich hinters Steuer. Als ich einstieg, trat er aufs Gas, noch bevor ich den Sicherheitsgurt angelegt hatte.

»Weißt du, wie du fahren musst?«, fragte ich.

Bob warf mir einen Seitenblick zu. »Ich weiß, du hältst mich für einen Idioten. Den Weg kenne ich aber trotzdem.«

»Tja, jetzt bin ich wieder hellwach«, sagte ich.

Eine halbe Minute später war ich eingeschlafen.

DREIUNDVIERZIG

In der Nähe von Brattleboro ging uns allmählich das Benzin aus; der Mustang fraß bei diesem Tempo jede Menge Sprit. Einige Meilen weiter fanden wir eine heruntergekommene SB-Tankstelle. Bob stellte eine Stange Wasser in die Büsche, während ich auftankte.

Bob, inzwischen selbst hundemüde, warf mir die Autoschlüssel zu und ging bezahlen. Als er zurückkam, reichte er mir einen Mars-Schokoriegel und stellte einen Kaffeebecher in den Getränkehalter. »Damit hältst du erst mal bis Stowe durch.«

»Weißt du überhaupt, wie ich meinen Kaffee trinke?«, fragte ich.

»Schwarz«, gab er zurück. »Wenn Suze mir Kaffee macht, vergisst sie die halbe Zeit, dass ich ihn mit Milch nehme. Als ob sie immer noch mit dir verheiratet wäre.«

Ich riss die Verpackung des Mars-Riegels mit den Zähnen auf, während ich den Mustang zurück auf den Highway steuerte. Ich nahm einen großen Bissen und kaute gedankenverloren, während Bob an seinem eigenen Kaffee nippte. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich zuletzt etwas gegessen hatte.

Dann trank ich einen Schluck Kaffee.

»Wow«, sagte ich. »Das ist so ziemlich die übelste Brühe, die ich je im Mund hatte.« Tatsächlich musste ich sogar gegen einen leichten Würgereflex ankämpfen.

»Kann man wohl sagen.« Bob nickte. »Aber die hält wach, darauf kannst du Gift nehmen.«

Den Becher an den Lippen, warf ich ihm einen Seitenblick zu. »Danke«, sagte ich.

Wortlos fuhren wir ein, zwei Meilen, ehe ich das Schweigen wieder brach. »Tja«, sagte ich. »Ich weiß, ich habe

mich dir gegenüber das eine oder andere Mal … hmm …«

»Wie ein echtes Arschloch verhalten?«, fragte Bob.

»Na ja, eher nicht sonderlich respektvoll gezeigt.«

»Ist irgendwie dasselbe, oder?«, erwiderte er, während er sich zurücklehnte.

»Ich fürchte, ich werde mich nicht ändern«, fuhr ich fort. »Aber ich wollte mich bei dir bedanken. Du kümmerst dich wirklich aufopferungsvoll um Suze, und ich weiß das wirklich zu schätzen.«

»Scheiße«, sagte er.

»Was denn?«, sagte ich. »Ich meine es ernst.«

»Und ich erst recht. Wir haben die Cops am Hacken.«

Ich warf einen Blick in den Rückspiegel. Blaulicht. Ziemlich weit hinter uns, vielleicht eine halbe, möglicherweise sogar eine Dreiviertelmeile entfernt, aber es gab keinen Zweifel daran, dass es sich um einen Streifenwagen handelte. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Ich fasste es selbst nicht. Nachdem ich dem Tod heute gleich mehrmals von der Schippe gesprungen war, machte ich mir wegen eines Strafzettels in die Hose.

Es sei denn, es ging um mehr als die bloße Tatsache, dass ich zu schwer aufs Gas getreten hatte. Vielleicht wusste Jennings ja inzwischen, wohin wir unterwegs waren, und hatte ihre Kollegen in Vermont alarmiert.

»Verdammter Mist«, stieß ich hervor. Wobei mir durch den Kopf schoss, dass wir im Grunde froh sein konnten, dass wir nicht schon früher angehalten worden waren.

Ich schluckte. Weit und breit gab es keine Ausfahrt, die es uns erlaubt hätte, der Polizei zu entkommen. Ich ging vom Gas und hoffte darauf, dass die Cops ein Auge zudrücken würden, wenn sie uns eingeholt hatten.

Und wenn es bloß um einen Strafzettel wegen Geschwindigkeitsübertretung ging – na schön, den würde ich nur allzu gern zahlen.

»Was machst du da?«, fragte Bob, als wir langsamer und

langsamer wurden.

»Siehst du doch«, sagte ich. »Ich halte mich an die Verkehrsregeln, das ist alles.«

»Du spinnst«, erwiderte Bob. »Du musst sie abhängen.«

»Ach ja? Dann sei doch so freundlich, mir die nächste Ausfahrt zu zeigen.«

»Okay«, sagte er zögernd. »Ich fürchte, ich muss dir reinen Wein einschenken. Ich bin mir nicht sicher, ob wir mit dem Fahrzeugschein durchkommen.«

»Wovon redest du?«

»Ich sage bloß, dass es besser wäre, wenn wir nicht angehalten würden.«

»Wie? Der Wagen ist gestohlen?«

»Das habe ich nicht gesagt«, gab er zurück. »Aber es wäre möglich, dass wir Probleme bekommen, wenn die Cops sich den Fahrzeugschein genauer ansehen.«

Das Blaulicht hinter uns rückte näher. »Super«, sagte ich. »Und du hast mir erzählt, mit linken Touren hättest du nichts mehr am Hut. Verdammt noch mal, ich schwöre …«

»He, krieg dich wieder ein«, sagte Bob. »Vielleicht merken die ja nichts, okay?«

»Die Karre ist geklaut«, stellte ich fest.

»Mir persönlich ist nichts davon bekannt«, sagte er.

»Was du nicht sagst«, bemerkte ich.

Ich spürte, wie mir der kalte Schweiß auf die Stirn trat. Wir konnten nur noch beten, dass die Cops Tomaten auf den Augen hatten.

Und nun hörten wir auch noch die Sirene.

»Mit dem Wagen ist alles in Ordnung«, fuhr Bob fort. »Nur seine Herkunft ist nicht ganz geklärt.«

»Wie viele solcher Autos stehen bei dir auf dem Hof?«, fragte ich. »Hast du sie in Kategorien eingeteilt? Diese hier haben einen Wasserschaden, dort stehen die geklauten, und bei denen da drüben kriegen Sie gratis einen Feuerlöscher dazu, weil sie Ihnen jederzeit um die Ohren fliegen könnten.«

»Siehst du?«, sagte Bob. »Jetzt führst du dich mal wieder wie ein echtes Arschloch auf.«

Der Streifenwagen hatte uns beinahe eingeholt. Das Blaulicht stach mir in die Augen, die Sirene hallte schrill in meinen Ohren.

»Noch was«, sagte Bob. »Wenn die Cops die Waffen entdecken, sehen wir erst recht alt aus.«

»Na, bestens«, sagte ich. »Geschwindigkeitsübertretung, gefälschter Fahrzeugschein und zwei Pistolen, mit denen nachweislich mindestens zwei Menschen ermordet worden sind.«

»Tja«, sagte Bob. »Manchmal klebt einem echt das Pech am Stiefel.«

Und dann geschah ein Wunder. Der Streifenwagen überholte und raste an uns vorbei.

»Was ist denn jetzt los?«, platzte Bob heraus.

Etwa eine Meile später sahen wir, was passiert war. Ein Pick-up war von der Straße abgekommen und in den Graben gefahren. Der Officer sprach mit zwei Leuten, die offenbar kleine Verletzungen davongetragen hatten.

»Na also«, sagte Bob. »Alles im Lack.«

Den Rest des Wegs fuhr ich nur ein paar Meilen über der Geschwindigkeitsbegrenzung. Das schien mir sicherer.

***

Lange Zeit sprachen wir kaum ein Wort. Ich verputzte den Rest meines Mars-Riegels und trank sogar die inzwischen kalt gewordene Kaffeebrühe, die Bob an der Tankstelle gekauft hatte. Während ich auf das lange Band der Straße starrte, blieb mir jede Menge Zeit, über alles nachzudenken, was bislang geschehen war. Über Syds Verschwinden. Über Gary, Carter und Owen. Und über Andy Hertz.

Nicht zuletzt kam mir immer wieder Patty in den Sinn. Das Mädchen, dessen biologischer Vater ich war. Und kaum dass

ich die Wahrheit erfahren hatte, schien ich sie für immer verloren zu haben.

Der Gedanke schnürte mir die Kehle zu.

Unter normalen Umständen wäre Bob der letzte Mensch gewesen, dem ich mich anvertraut hätte. Aber im Augenblick war schlicht kein anderer da.

»Was würdest du tun, wenn du herausfändest, dass du eine erwachsene Tochter hast – eine Tochter, von deren Existenz dir bislang nichts bekannt war?«

Bob sah mich nervös an. »Woher willst du wissen, ob ich …«

»Ich rede nicht von dir«, sagte ich. »Ist bloß eine Frage. Wie würdest du in so einer Situation handeln?«

»Keine Ahnung«, sagte er. »Erst mal würde ich wahrscheinlich aus allen Wolken fallen.«

»Mal angenommen, du würdest kurz darauf herausfinden, dass dem Mädchen etwas Schlimmes zugestoßen wäre.«

»Was denn?«, fragte Bob.

»Dass sie ums Leben gekommen wäre«, fuhr ich fort. »So dass ihr euch niemals richtig kennengelernt hättet.«

Ich spürte, wie Bob mich anstarrte. »Ehrlich, Tim, ich verstehe kein Wort. Du redest doch wohl nicht von Evan und Sydney, oder?«

»Nein.«

»Und? Kannst du vielleicht mal deutlicher werden?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich musste ein paarmal blinzeln, da die Straße vor meinen Augen zu verschwimmen begann.

»Vergiss es«, sagte ich dann. »War nicht so wichtig.«

Wir nahmen die Ausfahrt Waterbury, fuhren in nördlicher Richtung weiter und kamen kurz darauf an einer großen Eisfabrik vorbei. Es waren kaum Autos unterwegs. Kein Wunder um drei Uhr morgens.

Die Straße schlängelte sich über anmutige Hügel, durch Wälder und an Lichtungen entlang. Ein paarmal erfassten die Scheinwerfer die Augen von Nachttieren – meist Waschbären

–, die verschreckt ins Licht starrten.

Eine Viertelstunde später begann die Straße abwärtszuführen, und kurz darauf hatten wir Stowe erreicht. Häuser im Kolonialstil, Geschäfte und Restaurants säumten die Straße. Schließlich erreichten wir eine T-förmige Kreuzung; direkt vor uns lag ein Gebäude, bei dem es sich möglicherweise um das Rathaus handelte; rechts befand sich eine Kirche, gleich daneben eine Pension. Rechts ging die Straße in einen Fußgängerweg über, links führte sie über eine kleine Brücke weiter.

»Wo fangen wir an?«, fragte Bob.

Ein Handy klingelte. Automatisch griff ich in meine Tasche, aber es war gar nicht meins.

»Oh«, sagte Bob und fischte sein Handy heraus. »Hallo? Ja, wir sind vor ein paar Minuten angekommen. Ja, alles so weit okay, obwohl wir um ein Haar von den Cops angehalten worden wären. Hmmm. Okay, verstanden. Konntest du noch mehr aus Evan rauskriegen? Wunderbar. Logo, klar sind wir vorsichtig. Keine Sorge. Bis dann. Ciao.«

»Und?«, fragte ich, als er das Handy wieder eingesteckt hatte. An der Straßenecke erspähte ich ein Münztelefon und fragte mich kurz, ob die auf Pattys Handy eingegangenen Anrufe von hier aus getätigt worden waren.

»Susanne hat mit Evan gesprochen«, erwiderte Bob. »Evan hat dann versucht, seinen Freund zu erreichen, der hier den Ferienjob hatte. Stewart heißt er. Er war natürlich längst im Bett, aber Gott sei Dank ist er trotzdem ans Telefon gegangen.«

»Wo hat er gearbeitet?«, fragte ich.

»Das Hotel heißt Mountain Shade«, sagte Bob. »Stewart hat da offenbar gutes Geld verdient. Bar auf die Kralle, steuerfrei.«

Anscheinend war es im Hotelgewerbe ziemlich en vogue, das Finanzamt außen vor zu lassen.

»Kannten sich Stewart und Sydney?«, fragte ich. »Hat er

ihr von dem Hotel erzählt?«

»Sieht so aus. So wie ich es verstanden habe, sind sie sich im Starbucks über den Weg gelaufen, als Syd gerade auf der Suche nach einem Ferienjob war. Und Stewart hat dabei das Mountain Shade erwähnt.«

Ich überlegte einen Moment. Es klang perfekt für jemanden, der auf der Flucht war. Der ideale Ort, um sich ein bisschen Geld dazuzuverdienen und unter dem Radar zu bleiben.

»Und wo, zum Teufel, ist dieses Hotel?«, fragte ich.

Das Fremdenverkehrsamt hatte zu dieser nachtschlafenden Zeit garantiert nicht geöffnet. Etwas weiter entfernt befand sich eine Tankstelle, aber auch dort war alles dunkel. Ich fuhr über die kleine Brücke und folgte der Straße, doch nach weniger als einer Meile hatten wir Stowe bereits wieder verlassen. Ich wendete, fuhr zurück in den Ort und bog schließlich in die Mountain Road ein.

Hier wimmelte es nur so von Hotels, Gasthöfen und Pensionen. Ich hielt links Ausschau, während Bob die andere Straßenseite ins Auge nahm.

»Partridge Inn … Town and Country … Stoweflake …«

»Da vorn ist es«, sagte ich. »Siehst du das Schild hinter der Pizzeria?«

»Mountain Shade«, sagte Bob. »Ich fasse es nicht.«

Kies knirschte unter den Reifen, als ich auf den Parkplatz des kleinen Hotels einbog. Ich hatte bereits die Hand am Türgriff, als Bob mir auf die Schulter tippte. »He, wie wär's hiermit?«

Er hielt die beiden Pistolen in Händen. »Verdammter Mist«, sagte er. »Jetzt habe ich vergessen, in welcher wie viele Patronen sind.«

Ich nahm die eine Ruger. Als wir aus dem Wagen gestiegen waren, überlegten wir, wo wir die Waffen verstauen sollten.

»In meine Jackentasche passt sie jedenfalls nicht«, sagte

ich.

»Versuch mal das hier«, sagte Bob, drehte mir den Rücken zu und steckte sich die Knarre hinten in den Hosenbund.

»Am Ende schießt du dir noch in die Arschbacke«, sagte ich.

»So machen das die Profis«, sagte er. »Jacke drüber, und kein Mensch sieht den Ballermann. Und wesentlich besser, als wenn du ihn dir vorn in den Gürtel steckst. Da hast du einiges mehr zu verlieren.«

Nervös tat ich es ihm nach, obwohl ich mich alles andere als wohl dabei fühlte.

Wir schlugen die Autotüren zu; das Echo hallte in der nächtlichen Stille wider. Über dem Eingang des Hotels brannte Licht, doch drinnen war alles dunkel.

»Und jetzt?«, sagte Bob.

»Lassen wir mal den Weckdienst kommen«, sagte ich.

Ich klopfte an die Eingangstür, in der Hoffnung, dass der Besitzer in einem der angrenzenden Räume schlief. Als Betreiber eines Hotels musste man schließlich für alle Eventualitäten gewappnet sein – ob es sich nun um einen Wasserrohrbruch oder einen Gast mit Herzinfarkt handelte.

Ich wartete ein paar Sekunden, ehe ich abermals klopfte. Kurz darauf ging im Flur Licht an.

»Na also«, sagte ich. »Da kommt jemand.«

Eine dunkle Gestalt schlurfte durch den Flur und knipste das Licht an der Rezeption an. Es war ein Mann Anfang sechzig mit zerzaustem grauen Haar; er band sich seinen gestreiften Morgenmantel zu, während er an die Tür kam.

»Wir haben geschlossen«, brüllte er durch die Glasscheibe.

Ich klopfte abermals.

»Verdammt noch mal«, knurrte er und öffnete die Tür einen Spaltbreit. »Wissen Sie eigentlich, wie spät es ist?«

»Entschuldigen Sie die Störung, aber es ist wichtig«, sagte ich. »Mein Name ist Tim Blake, und das ist Bob Janigan. Wir sind auf der Suche nach meiner Tochter.«

»Was?«, sagte der verschlafen wirkende Hotelmanager.

»Wir suchen nach meiner Tochter«, wiederholte ich. »Es wäre möglich, dass sie bei Ihnen arbeitet, und wir müssen sie unbedingt finden.«

Der Manager schüttelte den Kopf, halb um einen klaren Kopf zu bekommen, halb um uns zu zeigen, wie genervt er war. »Wie heißt das Mädchen denn?«

»Sydney Blake«, antwortete ich.

»Nie gehört«, gab er zurück.

Er wollte die Tür wieder schließen, aber ich stellte meinen Fuß in den Spalt. »Warten Sie. Vielleicht kennen Sie Syd ja unter einem anderen Namen.«

»Hä?«, meinte er. »Wieso das denn?«

»Möglich wär's«, sagte ich, zog eins der Fotos von Syd heraus, die ich stets bei mir trug, und hielt es ihm durch den Spalt hin.

Zögernd nahm er das Bild entgegen und kniff die Augen zusammen. »Augenblick«, sagte er, ging zur Rezeption und holte seine Lesebrille. Was uns erlaubte, die Tür zu öffnen und die kleine Lobby zu betreten.

Er betrachtete das Foto.

»He«, sagte er, und ich spürte, wie sich mein Puls beschleunigte. »Ja, die Kleine habe ich schon mal gesehen.«

»Wo?«, fragte ich. »Wann?«

»Sie war hier. So vor, hmm, zwei Wochen oder so. Hat nach einem Aushilfsjob gefragt. Ich brauchte aber niemanden.«

»Hat sie ihren Namen genannt?«

Er zuckte mit den Schultern. »Wahrscheinlich, aber ich kann mich nicht erinnern. Ich habe ihr geraten, es bei einer anderen Pension zu versuchen. Bei denen waren ein paar Hilfskräfte ausgefallen, deshalb habe ich sie dorthin geschickt.«

»Wie heißt die Pension?«

»Touch the Cloud. Sie müssen ein Stück weiter die Straße

hoch, bis zur Abzweigung, die nach Smugglers' Notch führt.«

»Wissen Sie, ob sie dort einen Job bekommen hat?«

»Keine Ahnung«, erwiderte er. »So, jetzt können Sie den Nächsten aus dem Schlaf reißen.« Und mit diesen Worten scheuchte er uns hinaus und löschte das Licht.

Wir stiegen wieder in den Wagen und fuhren im Schneckentempo die Mountain Road hinauf, um die Pension nicht zu verpassen.

»Da drüben!«, platzte Bob plötzlich heraus. »Siehst du das Schild?«

Nun sah ich es auch. Die Pension lag etwa dreißig Meter zu unserer Rechten. Selbst im Dunkel war deutlich zu erkennen, dass das Touch the Cloud schon bessere Tage gesehen hatte. Von dem rustikalen Holzschild über dem Eingang blätterte die Farbe ab; der Palisadenzaun, der den Garten umgab, sah aus, als würde er jede Sekunde in sich zusammenfallen, und eine der Glühbirnen über der Tür war ausgefallen.

Wir parkten, steckten die Pistolen wieder ein und marschierten zum Eingang.

Als ich klopfte, fing drinnen ein kleiner Hund an zu kläffen. Dann erklang die Stimme einer Frau, noch bevor das Licht anging: »Mitzi! Schluss jetzt, Mitzi! Aus!«

Sie war blond, Mitte vierzig und sah erstaunlich gut aus – und das, obwohl sie nicht geschminkt war und nur ein verschlissenes Hauskleid trug. Außerdem sprach blanker Argwohn aus ihren Augen.

Misstrauisch spähte sie durch die Glastür. »Was wollen Sie?«

Ich stellte uns vor und erklärte ihr über das Kläffen des Hundes, warum wir sie mitten in der Nacht störten. »Der Besitzer des Mountain Shade hat uns zu Ihnen geschickt. Meine Tochter arbeitet möglicherweise für Sie. Ihr Name ist Sydney Blake.«

»Tut mir leid«, erwiderte sie. »Den Namen habe ich noch nie gehört.« Sie wandte sich zu dem Hund. »Verdammt noch

mal, Mitzi, jetzt reicht's aber, verstanden?«

Der Hund verstummte.

Ich hielt Syds Foto an die Glasscheibe. Die Frau beugte sich vor und runzelte die Stirn. »Das ist Kerry.«

»Kerry?«, sagte ich.

»Kerry Morton.«

»Und sie arbeitet hier?«, fragte ich.

Die Frau nickte. »Wer sind Sie noch mal?«

»Tim Blake. Ihr Vater.«

»Und wieso hat sie dann nicht denselben Nachnamen?«

»Das ist eine lange Geschichte. Hören Sie, wir müssen sie finden, unbedingt. Wissen Sie, wo sie wohnt?«

Die Frau musterte mich eingehend; offenbar versuchte sie festzustellen, ob Syd und ich uns ähnlich sahen. »Zeigen Sie mir Ihren Ausweis«, verlangte sie. »Und seinen will ich auch sehen.«

Ich förderte mein Portemonnaie zutage, kramte meinen Führerschein heraus und hielt ihn an die Glasscheibe. Bob tat es mir nach.

Die Frau überlegte. »Warten Sie«, sagte sie, öffnete eine Zimmertür neben der Rezeption und sagte: »He, wach auf. Hörst du mich? Und zieh dir was an. An der Tür stehen zwei Typen, die wissen wollen, wo Kerry wohnt. Aber allein gehe ich nicht mit denen raus.«

Kurz darauf kam sie mit einem jungen Mann zurück. Er hatte sich lediglich eine abgetragene Jeans übergezogen und sah aus, als sei er geradewegs einem Werbespot entstiegen - Waschbrettbauch, muskulöse Arme, dunkles Haar. Bob und ich wechselten einen vielsagenden Blick. Ganz klar, der Bursche war ihr Lover. Wenn auch ein Loverboy, der ganz und gar nicht so aussah, als ob mit ihm zu spaßen wäre.

»Das ist Wyatt«, stellte sie ihn vor. Verlegen blinzelte er uns an. »Er kommt mit.«

»Gern«, sagte ich.

»Eine Menge junge Leute arbeiten während der Sommer-

ferien hier«, sagte sie. »Wyatt gehört auch dazu. Unsere Aushilfen wohnen in den Holzhütten hinterm Haus.« Wobei Wyatt es am heutigen Abend anscheinend etwas komfortabler getroffen hatte. »Na ja, und Kerry eben auch.«

»Wo?«, fragte ich. »Haben die Hütten Nummern? Sagen Sie mir doch einfach, wo …«

»Eins nach dem anderen«, gab sie zurück. Flankiert von Wyatt, ging sie uns voraus. Wir folgten ihr einen Pfad entlang, der ums Haus herum zu einer Reihe von schwach beleuchteten Holzhütten führte, die am Rand eines Wäldchens lagen.

»Kerry wohnt da drüben«, sagte sie. »Ich kann nur für Sie hoffen, dass es sich wirklich um einen Notfall handelt. Es wird ihr bestimmt nicht gefallen, mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen zu werden.«

Ich schwieg, zittrig vor Erleichterung, sie endlich gefunden zu haben.

Die Frau klopfte sachte an die Tür. »Kerry? Hier ist Madeline. Kerry?«

Drinnen rührte sich nichts. Ich trat an die Tür und rief: »Sydney! Hier ist Dad! Mach auf! Alles ist okay!«

Immer noch nichts. »Schließen Sie auf«, sagte ich zu Madeline.

»Ich muss erst den Schlüssel holen«, sagte sie.

Bob drängte sie kurzerhand beiseite und trat die Tür ein.

»He!«, fuhr sie ihn an. »Was fällt Ihnen ein?«

»Sind Sie nicht ganz dicht, oder was?«, sagte Wyatt. Es waren die ersten Worte, die wir von ihm zu hören bekamen. Er ergriff Bob am Arm, doch Bob schüttelte ihn ab, betrat die Hütte und tastete nach dem Lichtschalter.

Eine trübe Funzel erleuchtete einen winzigen Raum. Eine Pritsche, zwei Holzstühle, ein schmales Schränkchen, ein uralter Waschtisch. Kein fließend Wasser, kein Bad. Das Zimmer wirkte wie eine Gefängniszelle aus dem 19. Jahrhundert. Auf dem Waschtisch erspähte ich eine Haarbürste,

einen Schlüsselbund und eine Sonnenbrille. Das Bett war gemacht; offenbar hatte niemand darin geschlafen.

»Wo steckt sie?«, sagte Madeline. »Um sechs beginnt der Frühdienst.«

Ich trat an den Waschtisch und griff nach dem Schlüsselbund. An ihm befanden sich die Schlüssel zu meinem, Susannes und Bobs Haus sowie ein Autoschlüssel mit Honda-Emblem. Meine Finger strichen über die Haarbürste; dann griff ich nach der Sonnenbrille.

Versace stand in winzigen Lettern auf den Bügeln.

»Das sind Sydneys Sachen«, sagte ich zu Bob. Meine Stimme bebte.

Ich ließ den Blick durch die Hütte schweifen, suchte nach irgendwelchen Dingen, die darauf hinweisen mochten, wo Syd war.

»Wann haben Sie meine Tochter zuletzt gesehen?«, fragte ich Madeline, die nicht von Wyatts Seite wich.

»Irgendwann gestern am frühen Nachmittag, glaube ich«, sagte sie vage. »Aber ich weiß nicht mehr genau, wann. Normalerweise hat Kerry Frühdienst. Der Rest des Tages steht ihr zur freien Verfügung.«

»Und? Wie geht es ihr?«

»Hmm«, sagte Madeline. »Sie ist so ziemlich das unglücklichste Mädchen, das je für mich gearbeitet hat. Immer irgendwie bedrückt, und dazu fürchterlich schreckhaft – wenn man sie unvermutet anspricht, zuckt sie jedes Mal zusammen wie von der Tarantel gestochen. Also, irgendwas stimmt nicht mit der Kleinen, wenn Sie mich fragen.«

Eine Minute zuvor war ich noch voller Hoffnung gewesen, doch nun ergriff ein Gefühl höchster Beunruhigung Besitz von mir. Wohin war Syd mitten in der Nacht verschwunden?

Was, wenn sie jemand vor uns gefunden hatte?

Ich spähte unters Bett, warf einen Blick in den kleinen Schrank. Shorts, Unterwäsche, ein paar Tops. Die Sachen sahen brandneu aus; kein Wunder, schließlich hatte Syd

Milford verlassen, ohne irgendetwas mitzunehmen. Außerdem fand ich zwei Telefonkarten und ein paar Ausdrucke aus dem Internet, darunter eine Kopie der Website, die ich für sie eingerichtet hatte, und die Online-Version eines Artikels aus dem *New Haven Register,* der über ihr Verschwinden berichtete.

»Haben Sie einen Computer, den ich benutzen könnte?«, fragte ich Madeline.

»Ja, drüben im Büro habe ich einen für unsere Aushilfen. Damit sie E-Mails nach Hause schreiben können und so.«

»Hat Syd ihn benutzt? Kerry, meine ich.«

»Ja, eigentlich jeden Tag.« Mit einem Nicken deutete sie auf die Ausdrucke in meiner Hand. »Ja, sie hat sich öfter etwas ausgedruckt, aber ich weiß nicht, was. Sie hat auch immer den Verlauf gelöscht, wenn sie fertig war.«

»Ist Ihnen heute Abend etwas Ungewöhnliches aufgefallen?«, fragte ich sie. »Sind irgendwelche Leute aufgetaucht, die Sie nicht kannten?«

»Ich führe eine Pension«, gab Madeline zurück. »Ich lerne so gut wie jeden Tag Leute kennen, die ich noch nie im Leben gesehen habe.«

»Ist dir etwas aufgefallen?«, fragte ich Wyatt.

Der Junge zuckte mit den Schultern. »Ich habe mich nie sonderlich um sie gekümmert.«

Ich wandte mich zu Bob. »Was machen wir jetzt?«, sagte ich.

Müde schüttelte er den Kopf im trüben Licht. Auch er schien am Ende seines Lateins zu sein.

»Vielleicht ist es doch besser, wenn wir Detective Jennings informieren«, sagte ich.

»Wen?«, fragte Madeline.

»Was ist mit Ihren anderen Aushilfen?«, fragte ich. »Gibt es jemanden, mit dem Syd sich angefreundet haben könnte?«

»Alicia«, erwiderte Madeline. »Sie schläft in der Hütte da drüben. Ich habe die beiden ein paarmal miteinander reden

sehen.«

»Wir müssen mit ihr sprechen«, sagte ich. »Sofort.«

Einen Moment sah es so aus, als wolle Madeline widersprechen, doch dann zuckte sie lediglich die Achseln. Ihr Hausmantel flatterte in der leichten Brise, als sie uns zur übernächsten Hütte führte und anklopfte.

»Alicia? Ich bin's, Madeline!«

Sekunden später ging drinnen Licht an, und kurz darauf erschien ein ziemlich verschlafen dreinschauendes Mädchen in der Tür. Ich schätzte sie auf neunzehn oder zwanzig. Sie trug ein T-Shirt und eine Schlafanzughose. Als sie sah, dass Madeline nicht allein war, machte sie die Tür wieder ein Stück weit zu.

Sie musterte uns ängstlich. »Was ist denn los? Ist irgendwas passiert?«

»Diese Männer wollen mit dir reden«, sagte Madeline. »Es geht um Kerry.«

»Warum?«

»Ich bin ihr Vater«, sagte ich. »Wir müssen sie finden. Es ist sehr wichtig.«

»Sie ist in der Hütte da drüben«, sagte Alicia, als wären wir komplette Idioten.

»Nein«, sagte Madeline. »Sie ist verschwunden.«

Alicia nickte zögernd, als ginge ihr langsam ein Licht auf. »Okay«, sagte sie, wobei sie das Wort wie ein Kaugummi in die Länge zog.

»Und?«, sagte ich.

»Na ja, Kerry ist ja sowieso immer supernervös.« Sie sah Madeline an, die zustimmend nickte. »Aber heute war sie echt total durch den Wind. Heute Nachmittag habe ich hier gesessen und den neuen Stephen King gelesen, und plötzlich kommt Kerry um die Ecke. Sie sah aus, als hätte sie ein Gespenst gesehen. Also, jedenfalls hat sie dann ihren Rucksack geholt, und als ich sie gefragt habe, wo sie hinwollte, hat sie bloß gesagt, sie müsste dringend weg.«

»Aber warum?«, sagte ich. »Hat sie nicht gesagt, wovor sie Angst hatte?«

»Nö. Aber irgendwas war los, das habe ich genau gemerkt.«

»Und wann war das genau?«, fragte ich.

»So gegen fünf.«

»Wo wollte sie hin?«

»Keine Ahnung. Na ja, erst war sie Richtung Parkplatz unterwegs, aber dann ist sie plötzlich umgedreht. Als wäre da jemand, von dem sie nicht gesehen werden wollte.« Sie sah Madeline an. »Muss ich jetzt Kerrys Arbeit mit übernehmen?«

»Das besprechen wir später«, sagte Madeline.

»Wie gut kanntest du Syd?«, fragte ich. »Kerry, meine ich.«

»Nicht so gut, aber schon ein bisschen.«

»Was hat sie von sich erzählt? Sie hat doch bestimmt durchblicken lassen, dass etwas nicht in Ordnung war.«

»Nein, eigentlich nicht. Aber sie hat Angst vor fremden Leuten, jedenfalls will sie auf keinen Fall im Restaurant oder an der Rezeption arbeiten. Ehrlich, manchmal glaube ich, Kerry hasst Menschen. Sie hat ja nicht mal ein Handy. Sie meinte, sie würde keine mehr benutzen, sie wären nicht sicher. Na schön, ich weiß selbst, dass man Gehirntumore und so bekommen kann, wenn man zu viel telefoniert, aber irgendwie fand ich das schon ein bisschen übertrieben.«

»Wo ist das nächste Münztelefon?«, fragte ich Madeline.

»Ein paar Meter die Straße hinunter«, sagte sie. »Gleich drüben bei der Pizzeria.«

Ich wandte mich wieder zu Alicia. »Danke für deine Hilfe. Tut mir leid, dass wir hier mitten in der Nacht aufgekreuzt sind. Wir wollten dich nicht erschrecken.«

Sie runzelte die Stirn. »Haben Sie nicht eben ›Syd‹ gesagt?«

»Ja«, sagte ich. »Sie heißt Sydney, nicht Kerry.«

Sie wandte sich ab und verschwand in der Hütte. Kurz darauf kam sie zurück an die Tür. In der Hand hielt sie ein zusammengefaltetes Blatt Papier.

»Das ist heute unter meiner Tür durchgeschoben worden«, sagte sie. »Sieht so aus, als hätte jemand die Hütten verwechselt. Na ja, aber da ich niemanden namens Syd kannte, wusste ich nicht, wem ich den Zettel geben sollte.«

Ich nahm das Blatt Papier und entfaltete es.

»Syd: Ich bin hergekommen, um Dich nach Hause zu bringen. Ich warte bei der kleinen überdachten Brücke auf Dich! Alles Liebe, Patty«, stand darauf.

VIERUNDVIERZIG

»Lass mal sehen«, sagte Bob.

Ich reichte ihm den Zettel. Die wenigen Zeilen hatten mich mit neuer Hoffnung, aber auch mit Verwirrung erfüllt. Stirnrunzelnd las Bob die Nachricht. »Hast du nicht gesagt, Patty wäre tot?«

»Ja«, sagte ich. »Aber vielleicht habe ich mich geirrt. Ich hoffe es. Trotzdem, diese Botschaft könnte auch ein Trick sein, um Syd von hier wegzulocken.« Ich wandte mich zu Alicia. »Hast du hier vielleicht ein Mädchen gesehen? Dunkelblond, mit pinkfarbenen Strähnen im Haar?«

Alicia schüttelte den Kopf.

Ich bedankte mich bei ihr, ehe wir Madeline und Wyatt zurück in die Pension folgten. Ich schrieb ihr meine Handynummer für den Fall auf, dass Syd wieder auftauchte. Dann gingen wir zum Mustang zurück. Ich warf Bob die Autoschlüssel zu, da ich in Ruhe überlegen wollte, was wir nun unternehmen sollten.

»Okay«, sagte ich schließlich. »Lass uns erst mal bei der überdachten Brücke vorbeisehen.«

Ich betrachtete die Botschaft, während ich mich zu entsinnen versuchte, ob ich je Pattys Handschrift gesehen hatte. Aber sosehr ich mir auch den Kopf zerbrach, ich konnte mich beim besten Willen nicht erinnern. Auch war schwer zu sagen, ob es sich wirklich um die Handschrift eines Teenagers handelte. Anscheinend war die Notiz in Eile hingekritzelt und auf einer rauen Oberfläche geschrieben worden, vermutlich der Hüttentür.

Aber wenn der Zettel tatsächlich von Patty stammte, blieb die Frage, was sie vorhatte. Woher wusste sie, dass Syd sich in Stowe aufhielt, und warum in aller Welt wollte sie Syd auf eigene Faust retten?

»Gut möglich, dass Syd längst nicht mehr in Stowe ist«,

unterbrach Bob meine Gedanken. »Fest steht jedenfalls, dass sie vor irgendwem Angst hatte. Wer weiß, vielleicht ist sie Hals über Kopf abgehauen.«

»Aber wie?«, fragte ich. »Wenn sie Angst hatte, entdeckt zu werden, wird sie sich wohl kaum an den Highway gestellt und den Daumen hochgehalten haben.«

»Glaubst du, sie hat einen Wagen?«, fragte Bob.

Durchaus vorstellbar, wie ich fand. Den Civic hatte sie wahrscheinlich auf dem Wal-Mart-Parkplatz stehen lassen, damit die Kerle, die hinter ihr her waren, ihr nicht über ihr Auto auf die Spur kommen konnten.

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Lass uns einfach davon ausgehen, dass sie noch hier ist, sonst macht das alles keinen Sinn.«

Wir wendeten, ließen beide Fenster herunter und fuhren zurück ins Ortszentrum. Bob fuhr beinahe Schritttempo. Wir ließen den Blick über die Straße schweifen, über Vorgärten und Gässchen, Einfahrten und Veranden.

Nun suchten wir nach zwei verschwundenen Mädchen.

»Vielleicht hat Syd sich ja irgendwo ein Zimmer genommen«, überlegte ich.

»Könnte sein«, erwiderte Bob, während er angestrengt Ausschau hielt. »Moment mal«, sagte er unvermittelt. »Sieh mal unauffällig nach hinten. Täusche ich mich, oder ist da ein Wagen mit ausgeschalteten Scheinwerfern hinter uns?«

Ich wandte mich um. »Du hast recht. Sieht aus wie ein brandneuer Charger. Oder vielleicht ein Magnum. Jedenfalls eine von diesen Limousinen mit großem Kühlergrill.«

»Hmm.« Bobs Hände schlossen sich fester um das Lenk rad. »Ich glaube, die Karre verfolgt uns, seit wir auf die Hauptstraße abgebogen sind.«

»Hängt aber ein gutes Stück hinter uns.«

»Da vorn ist die Brücke«, sagte Bob.

Ich kniff die Augen zusammen, aber im Dunkel ließ sich beim besten Willen nicht erkennen, ob sich jemand auf der

überdachten Brücke aufhielt.

»Soll ich anhalten?«, fragte Bob.

»Nein«, antwortete ich. »Nicht, solange uns jemand folgt. Fahr über die Brücke und um die nächste Ecke. Ich springe dann aus dem Wagen und laufe zu Fuß zur Brücke.«

»So machen wir's«, gab er zurück. »Hast du meine Handynummer?«

Ich notierte sie mir auf der Rückseite des Zettels, der für Syd hinterlassen worden war, schrieb meine eigene Nummer an den Rand, riss die Ecke ab und reichte sie ihm.

Im selben Moment passierten wir bereits die Brücke. Der andere Wagen, ein dunkler, bedrohlicher Schatten, hielt sich etwa fünfzig, sechzig Meter hinter uns.

»Okay«, sagte Bob. »Mach dich bereit.«

Er bog links ab und trat aufs Gas. Dann ging er abrupt in die Eisen, während ich die Beifahrertür aufriss. Ich war bereits halb draußen, als Bob ein scharfes Zischen ausstieß.

»He!«, flüsterte er. »Vergiss die Knarre nicht!«

Um ein Haar wäre ich über meine eigenen Füße gestolpert, als Bob mir die Ruger gab. Ich steckte sie ein und tauchte in die Schatten der nächstgelegenen Einfahrt, während Bob weiterfuhr.

Zwei Sekunden später bog der Wagen mit abgeschalteten Scheinwerfern um die Ecke. Es war ein Dodge Charger mit getönten Scheiben. Unmöglich zu erkennen, ob eine oder mehrere Personen darin saßen.

Aber vorerst hatten wir den Fahrer ausgetrickst. Während der Wagen Bob folgte, lief ich im Schatten der Häuser zur Brücke. Nichts war zu hören außer dem Geräusch meines Atems und dem Widerhall meiner Schritte auf dem Asphalt.

Als ich die Brücke erreicht hatte, wartete ich einen Augenblick, bis sich meine Augen halbwegs an das Dunkel gewöhnt hatten.

»Patty?«, rief ich. Nicht sehr laut, aber laut genug.

Ich wartete zwei Sekunden und rief abermals: »Patty?«

»Mr Blake?«

Ich sah, wie sich ein dunkler Umriss hinter einem Pfeiler in der Mitte der Brücke bewegte. »Patty!«, stieß ich hervor und eilte auf sie zu.

Ich erwartete, dass sie auf mich zulaufen würde, doch beim Näherkommen sah ich, dass sie wie angewurzelt dastand, als sei sie sich nicht sicher, dass ich es war.

Schließlich stand ich vor ihr, nahm sie in die Arme und drückte sie an mich. »Was, zum Teufel, machen Sie denn hier?«, fragte sie.

»Alles okay mit dir?«, fragte ich.

»Ja, alles okay«, und ich spürte, wie sie meine Umarmung erwiderte, sich einen Moment fest an mich klammerte. »Warum fragen Sie?«

Ich ließ sie los und sah ihr in die Augen. »Ich dachte, du wärst tot.«

Sie blickte mich unverwandt an. »Wie kommen Sie denn auf so was?«

Ich schloss sie ein weiteres Mal in die Arme. Endlich hatte ich sie wieder – das Mädchen, das meine zweite Tochter war.

»Was ist denn los, Mr Blake?«, fragte sie. »Sie weinen ja.«

»Nicht der Rede wert«, sagte ich. »Ich bin nur froh, dass ich dich endlich gefunden habe.« Ich versuchte mich zu konzentrieren. »Warum hast du dich nicht gemeldet? Du meine Güte, wir haben uns große Sorgen um dich gemacht.« Carol Swain kam mir in den Sinn. Sie hatte sich zwar nicht sonderlich betroffen gezeigt, aber selbstverständlich musste sie erfahren, dass es ihrer Tochter gut ging. »Du musst deine Mutter anrufen«, sagte ich. »Das ist wohl das Mindeste, was du tun kannst.«

Patty verdrehte die Augen. »Ja, mache ich dann schon.«

»Das will ich hoffen.« Ich hielt einen Moment inne. »Patty, hast du Syd gesehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Wie sind Sie hierhergekommen?«, fragte sie. »Wie haben Sie herausgekriegt, dass

…«

»Das wollte ich gerade dich fragen«, sagte ich. So überwältigt ich von meinen Gefühlen auch sein mochte, gab es doch eine Menge unbeantwortete Fragen. »Was machst *du* hier?«

Patty schien sich nicht sicher zu sein, was sie antworten sollte. »Na ja, ich bin auf der Suche nach Sydney.«

»Darauf bin ich auch schon gekommen«, sagte ich. »Aber woher wusstest du, dass sie hier ist?«

»Sie hat mich angerufen«, erklärte Patty rasch.

»Wann?«

»Gestern«, sagte Patty.

»Wie geht es ihr? Ist alles in Ordnung mit ihr?«

»Ja, klar, alles okay. Ihr geht's gut.«

Ein Stein fiel mir vom Herzen, aber mir brannten noch jede Menge andere Fragen auf der Zunge. »Wie bist du hierhergekommen?«

»Na ja, per Anhalter. Hat ein bisschen gedauert.«

»Warum hast du mir nichts davon erzählt? Du hättest mich doch nur anrufen müssen. Dann wären wir zusammen hergefahren.«

Ihre Mundwinkel zuckten. »Ich … ich war sauer auf Sie. Wegen neulich Abend, als Sie gesagt haben, Sie hätten schon eine Tochter, um die Sie sich Sorgen machen müssten. Ich wollte, dass Sie stolz auf mich sind. Ich wollte Syd auf eigene Faust zurückbringen.«

»Oh, Patty«, sagte ich. »Bist du deshalb nicht ans Handy gegangen?«

Sie nickte. »Ich wollte es selbst durchziehen. Aber als ich hierherkam, war Syd schon weg. Und mein Handy habe ich abgeschaltet. Ich wollte einfach mit niemandem reden.«

»Du hast Syd eine Nachricht hinterlassen«, sagte ich.

»Ja, aber sie hat sie wohl nicht bekommen.«

»Du hast sie unter der falschen Tür durchgeschoben.«

»Mist.«

»Wie lange wartest du schon hier auf Syd?«

»Eine ganze Weile. Ich komme alle paar Stunden her.«

»Offenbar hatte Syd große Angst«, sagte ich. »Ich nehme an, dass sie einen von den Typen gesehen hat, die hinter ihr her sind. Deshalb hat sie die Pension Hals über Kopf verlassen.«

Pattys Augen weiteten sich.

Ich fasste sie an den Schultern. »Das kriegst du nicht allein hin, Patty. Die Typen, die nach Syd suchen, sind wahnsinnig gefährlich. Das sind eiskalte Killer. Und ich glaube, dass sie ebenfalls hier sind. Jedenfalls ist uns ein Wagen gefolgt.«

»Uns?«

»Mir und Bob. Wir sind zusammen hierhergefahren.«

»Wie haben Sie erfahren, dass Syd hier ist?«

»Ein gewisser Owen hat es mir verraten. Nachdem ich ihn ins Knie geschossen hatte. Anschließend sind wir direkt losgefahren.«

Urplötzlich kam mir in den Sinn, was Detective Jennings mir am Handy erzählt hatte.

»Patty«, sagte ich. »Wann hat Syd dich angerufen und dir gesagt, dass sie hier in Stowe ist?«

»Gestern«, erwiderte sie.

»Und das war ihr erster Anruf?«

»Hmm?«

»Hat sie dich gestern zum ersten Mal angerufen? Von hier aus, meine ich.«

»Ja.«

»Komisch«, sagte ich. »Nachdem du auch verschwunden warst, hat die Polizei nämlich überprüft, welche Telefonate auf deinem Handy geführt wurden.«

»Und?«

»Du bist mehrmals aus Stowe angerufen worden. Und nicht erst gestern, sondern schon vor Wochen.«

»Das ist doch Schwachsinn«, gab sie zurück. »Die haben irgendwas verwechselt.«

»Das glaube ich kaum.«

»Ich verstehe kein Wort«, erwiderte sie.

»Hat Syd dich schon vorher kontaktiert? Stand sie die ganze Zeit über mit dir in Verbindung?« Ich sah sie ernst an. »Sag mir die Wahrheit, Patty.«

Sie öffnete den Mund, aber kein Wort drang heraus. »Was?«, platzte sie dann heraus. »Sind Sie verrückt geworden?«

»Ich versuche bloß zu verstehen, was hier los ist«, sagte ich. »Und ich kapier's einfach nicht. Warum sollte Syd ausgerechnet dich bitten, hierherzukommen? Warum hat sie nicht mich oder ihre Mutter angerufen?«

»Keine Ahnung!«, schrie sie. »Woher soll ich das wissen?«

»Verdammt noch mal, Patty! Du musst mir die Wahrheit sagen! Was ist passiert?«

»Die Wahrheit?«, fuhr sie mich an. »Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen. Mein ganzes Leben ist ein einziger beschissener Witz. Ein Haufen Scheiße, das ist die Wahrheit!«

»Patty …«

»Und wissen Sie auch, warum? Wer schuld an allem ist?«

»Patty, wir haben jetzt keine Zeit, darüber zu reden. Wir müssen herausfinden, wo …«

»Klar, meine Eltern sind schuld. Aber nicht allein!«, fauchte sie. »Soll ich Ihnen sagen, wer die Verantwortung trägt? *Sie!* Sie haben alles kaputt gemacht! Von Anfang an! *Sie!«*

»Patty …« »Weil Sie der Grund dafür sind, dass ich hier bin«, sagte sie. »Sie sind der Grund, warum ich überhaupt *existiere.«*

Ich schwieg einen Moment. »Ich weiß«, sagte ich dann.

»Was?«

»Ich weiß Bescheid. Ich habe mit deiner Mutter gesprochen. Und den Bericht gelesen. Du hast ihn gefunden, stimmt's? Den Bericht des Detektivs.«

Mit steinerner Miene starrte sie mich an. »Ja.«

»Du bist meine Tochter«, sagte ich.

»Ja«, erwiderte sie. »Ist ein Ding, was?«

»Warum hast du nichts gesagt? Du wusstest doch bereits alles, als du Syd kennengelernt hast, oder?«

»Darum habe ich mich überhaupt mit ihr angefreundet«, sagte sie leise. »Der Sommerkurs in Mathe war die ideale Gelegenheit. Ich habe mich an Syd rangeschmissen, weil ich *Sie* kennenlernen wollte. Meinen richtigen Vater.« Sie hielt einen Moment lang inne, bevor sie weitersprach. »Und jetzt kenne ich Sie. Sie haben mir Ihr wahres Gesicht gezeigt. Neulich, als Sie mir gesagt haben, dass Sie keine zweite Tochter brauchen können. Danke, dass Sie mir die Augen geöffnet haben!«

»Aber zu dem Zeitpunkt wusste ich doch gar nicht, dass du meine Tochter bist. Hätte ich …«

»Ach ja? Was hätte das geändert? Sie wären doch bloß durchgedreht, das wissen Sie doch selbst. Aber machen Sie sich deswegen keinen Kopf. Weil ich gar keinen Vater habe! Sie sind bloß irgendein Typ, der in einen Becher ejakuliert hat!«

»Es tut mir leid«, sagte ich. »Wenn man jung ist, trifft man eben Entscheidungen, deren Tragweite man nicht absehen …«

»Lassen Sie mich endlich in Ruhe!«, schrie sie. Es klang zornig, aber gleichzeitig sah ich im Halbdunkel, wie ihr Tränen über die Wangen liefen.

»Patty«, sagte ich. »Wann hat Syd dich zum ersten Mal angerufen?«

Sie wich meinem Blick aus.

»Wie lange wusstest du schon, dass sie hier in Stowe ist? Was hat sie dir gesagt? Und warum hast du mir nichts davon …«

Mein Handy klingelte.

»Ja?«

»Tim? Bob hier. Ich habe sie. Ich habe Syd gefunden.«

FÜNFUNDVIERZIG

Ich hörte, wie Bob sein Handy weitergab. »Daddy?«, erklang Syds Stimme an meinem Ohr. »Daddy?«

»Syd!«, platzte ich heraus, während Patty mich stirnrunzelnd musterte. »O Gott, Syd, endlich! Ich kann es nicht glauben! Alles okay mit dir?«

»Ja, Dad, alles okay!«

»Wie hat Bob dich gefunden?«

»Ich habe *ihn* gefunden!«

»Was?«

»Ich habe mich in der Stadt versteckt, seit sie mich in der Pension aufgestöbert hatten. Erst habe ich meinen Augen nicht getraut, als plötzlich Bob vorbeifuhr – aber ich habe ihn genau erkannt, weil das Wagenfenster offen war. Also habe ich einfach auf seinem Handy angerufen.«

»Wunderbar, Syd! Du ahnst nicht, wie sehr ich mich freue!« Ich hatte Mühe, meine Gefühle wieder unter Kontrolle zu bringen. »Aber sie sind immer noch hier. Sie sind in einem Dodge Charger unterwegs.«

»Ich weiß«, erwiderte sie. »Hast du Patty gefunden? Bob hat erzählt, sie hätte mir eine Nachricht hinterlassen.«

»Sie steht direkt neben mir.«

»Ihr ist doch nichts passiert, oder?«

Ich lächelte Patty an, die mich eingehend musterte. »Nein«, erwiderte ich. »Ihr geht's bestens.«

»Was hätte ich bloß ohne Patty gemacht«, fuhr Syd fort. »Na ja, es war schrecklich, dass ich mich verstecken musste, aber so wusste ich wenigstens, dass ihr euch keine Sorgen zu machen braucht.«

Ich warf Patty einen Blick zu. Ich war mir nicht sicher, ob sie Syds Stimme hören konnte, und wandte mich leicht von ihr ab. »Wie war das, Schatz?«

»Patty hat mich doch die ganze Zeit auf dem Laufenden gehalten. Darüber, wie die Typen aus dem Hotel dich und

Mom beobachtet haben, und über die gefälschte Website, die sie glauben machen sollte, ihr wüsstet nicht, wo ich bin. Und ohne Patty hätte ich auch nicht gewusst, dass sie unsere Handys abhören. Sie hat auch gesagt, sie würde mir Bescheid geben, sobald die Luft wieder rein sei. Ich kann es nicht glauben, dass endlich alles vorbei ist!«

»Ja«, sagte ich. »Das geht mir genauso.« Patty trat einen Schritt näher; offenbar wollte sie mithören, was Syd mir gerade erzählte. »Und du warst die ganze Zeit hier in Stowe?«, hakte ich nach.

»So ziemlich«, sagte Syd. Ich konnte genau hören, wie sie verzweifelt gegen die Tränen ankämpfte. »O Gott, Dad, ich schwöre, ich wollte ihn nicht erschießen.« Ihre Stimme bebte. »Ich war gerade auf dem Gang unterwegs, und plötzlich hörte ich Schreie. Und als ich die Tür aufschloss, war da dieser schreckliche Mann. Er hatte eine von den chinesischen Aushilfen ans Bett gefesselt und …«

»Ist ja gut, Schatz«, versuchte ich sie zu beruhigen.

»Als er mich gesehen hat, ist er aufgesprungen und wollte auf mich losgehen – und da habe ich die Pistole auf der Kommode gesehen, und …«

»Es ist vorbei, Syd«, sagte ich. »Du kannst es mir später erzählen.«

Sie begann zu schluchzen. »Ich habe abgedrückt. Dieser furchtbare Knall … und dann kamen auf einmal Carter und die anderen herein. Ich habe am ganzen Leib gezittert und sie angeschrien, sie sollten die Polizei rufen, aber stattdessen haben sie mir mein Handy weggenommen.«

»Und dann?«, fragte ich.

»Dann haben sie das Kabel des Zimmertelefons aus der Wand gerissen und mich dort eingeschlossen, zusammen mit dem toten Mann. Owen stand vor der Tür, damit ich nicht abhaue. Ich hatte schreckliche Angst, aber dann fiel mir ein, dass Patty ja unterwegs war, weil sie mich nach Dienstschluss vom Hotel abholen wollte. Und gleichzeitig kam mir, dass der

tote Mann ja vielleicht ein Handy dabeihatte, und dann habe ich seine Jacke durchsucht. Oh, Daddy, überall war Blut, so schrecklich viel Blut …«

»Beruhige dich, Syd«, sagte ich leise.

»Und dann habe ich Patty angerufen und ihr erzählt, was passiert war.«

Ich sah Patty an. Sie senkte den Blick.

»Patty hatte sofort eine Idee. Sie hat sich ins Hotel geschlichen, den Feueralarm ausgelöst und ist dann wieder nach draußen gelaufen, zum Fenster von dem Zimmer, in dem ich eingeschlossen war – Gott sei Dank befand es sich im Erdgeschoss. Ich habe das Fenster hochgeschoben, aber es ließ sich nur etwa zwanzig Zentimeter weit öffnen, und davor war ein Fliegenschutzgitter. Patty hat den Fliegenschutz herausgetreten, und ich habe mich durch den Spalt gequetscht, ich dachte, ich schaffe das nie, aber Patty hat mir geholfen, und schließlich war ich draußen.« Syd hielt einen Moment inne, um Atem zu schöpfen. »Aber das hat sie dir ja sowieso schon erzählt, oder?«

»Ja, klar«, log ich.

»Und Patty hatte alles im Griff, sie war echt supercool. Sie hat gesagt, ich müsse sofort abhauen. Weil ich diesen Mann erschossen hatte. Sie meinte, die Polizei würde mir sowieso nicht glauben, dass Teenager ein rotes Tuch für die Cops wären und dass die Typen aus dem Hotel mich jagen würden. Ich solle mich einfach nur darauf konzentrieren, Land zu gewinnen, sie würde euch und der Polizei schon alles erklären. Und genau das habe ich dann auch gemacht.«

Wieder holte sie tief Luft, ehe sie fortfuhr. »Ich habe das Auto auf einem Supermarktparkplatz stehen lassen, weil mir klar war, dass sie nach dem Civic Ausschau halten würden, und bin nach Stowe getrampt. Einer von Evans Freunden hatte hier mal einen Ferienjob – na ja, jedenfalls dachte ich, es wäre ein guter Ort, um mich zu verstecken, bis ich wieder nach Hause kommen konnte. Patty wollte mir Bescheid

geben, sobald die Luft wieder rein war, und …«

»Syd«, unterbrach ich sie. »Sag Bob, dass er uns hier auf der Brücke abholen soll. Alles Weitere können wir dann auf dem Rückweg besprechen, okay?«

Patty hatte mir den Rücken zugedreht und wählte gerade eine Nummer auf ihrem Handy.

»Moment«, sagte ich zu Syd. Ich wandte mich zu Patty: »He, wen rufst du da an?«

»Meine Mutter«, schnauzte sie. »Sie haben doch selbst gesagt, dass ich das tun soll.«

Um ein Haar hätte ich ihr das Handy abgenommen, doch stattdessen sagte ich zu Syd: »Reich mich doch mal kurz an Bob weiter, Schatz.«

»Ja?«, drang Bobs Stimme an mein Ohr.

»Was ist mit dem Wagen, der uns verfolgt hat?«, fragte ich.

»Ich glaube, den habe ich abgehängt. Ich stehe hier vor einem Hotel und habe die Scheinwerfer ausgeschaltet.«

»Okay. Wie wär's, wenn du mich und Patty hier abholst? Und dann sollten wir hier schleunigst abhauen, wenn du mich fragst.«

»Erstklassige Idee«, sagte Bob. »Hör mal, es ist eine Menge Mist passiert in letzter Zeit, aber es gibt auch gute Nachrichten.«

»Was?«

»Ich habe Syd gefragt, ob Evan ihr ein Brötchen in den Ofen geschoben hat. Aber sie ist nicht schwanger. Na also, oder?«

»Bob!«, hörte ich Syd kreischen, und eine halbe Sekunde später war sie wieder dran. »Der tickt ja wohl nicht richtig!«

»Mach dir keine Gedanken«, sagte ich. »Wichtig ist nur, dass wir dich endlich wiederhaben.«

Im selben Augenblick hörte ich Pattys Stimme. »Ich bin hier auf der Brücke«, sagte sie. »Mit Mr Blake. Bob und Sydney kommen jede Sekunde vorbei, um uns abzuholen, und

dann wollen sie zurückfahren.«

Dann war Bob wieder am Apparat. »He, Tim«, sagte er. »Das, was Syd dir da gerade erzählt hat, hört sich ziemlich merkwürdig an, wenn du mich fragst.«

»Allerdings«, gab ich zurück, während ich Patty ansah, die ihr Handy wieder einsteckte. »Beeil dich, Bob.«

Ich klappte mein Handy zu. Patty musterte mich nervös, als ich einen Schritt auf sie zutrat.

»Warum hast du das getan?«, fragte ich. Die Worte klangen ungehaltener als beabsichtigt. »Wieso hast du Syd diese Lügengeschichte aufgetischt? Was hast du dir bloß dabei gedacht?«

»Schreien Sie mich nicht an«, sagte sie.

Ich fasste sie an den Schultern. »Das nennst du schreien? Patty, um Himmels willen, warum hast du das getan?«

Sie versuchte sich aus meinem Griff zu winden, doch ich hielt sie eisern fest.

»Ich hasse Sie!«, stieß sie hervor. »Ich habe gedacht, ich könnte Sie lieben, aber ich hasse Sie!«

»Warum?«, wiederholte ich.

Ihr Widerstand erlahmte, trotzdem sah sie mich immer noch nicht an. »Na ja … zuerst dachte ich, ich würde tierischen Ärger kriegen, wenn Syd zurückkommt.«

»Ärger? Warum?«

»Weil ich ihr jemanden vorgestellt habe, der mit dem Hotel zusammenarbeitet.«

Ich erinnerte mich daran, was Andy mir erzählt hatte.

»Gary«, sagte ich. »Andy hat euch zusammen gesehen. Du kanntest ihn ziemlich gut, stimmt’s?«

Nun sah sie mich doch an. Verwirrung spiegelte sich in ihrem Blick. »Wieso ›kanntest‹?«

»Er ist tot«, sagte ich.

»Tot?«, wiederholte sie.

»Wie hast du ihn kennengelernt?«

»Ich habe ein paar Jobs für ihn erledigt. In ein, zwei Läden,

in denen ich gearbeitet habe.«

»Du hast für ihn Daten von Kreditkarten gestohlen, richtig?«

»Das war doch harmlos.« Sie senkte den Blick. »Trotzdem war mir klar, dass alles auf mich zurückfallen würde, sobald Syd wieder da war. Weil dann alles herausgekommen wäre. Meine Verbindung zu Gary, die Geschichte mit den Kreditkarten. Und ich hätte bis zum Hals in der Scheiße gesteckt.«

»Patty, Patty, Patty«, sagte ich leise, während ich daran dachte, welche Todesängste wir wegen ihr ausgestanden hatten. »Aber haben Gary und die anderen keinen Verdacht geschöpft? Dass du wusstest, wo Syd steckt? Schließlich wart ihr befreundet.«

»Nein. Sie hatten keine Ahnung, dass wir so dicke miteinander sind. Klar, sie sind vorbeigekommen und haben mich gefragt, wo sie wäre … und irgendwie musste ich ihnen ja entgegenkommen. Deshalb habe ich ihnen gesagt, sie sollten Ihr Haus und das von Syds Mom im Auge behalten. Warum auch nicht? Schließlich wusste ich ja, dass Syd nicht dort auftauchen würde, weil sie mir vertraute. Sie war in Sicherheit, so viel war klar.«

Ich hörte, wie hinter mir ein Wagen heranfuhr.

»Trotzdem«, sagte ich. »Du hättest mich einweihen müssen. Außerdem hast du Syd falsche Tatsachen vorgespiegelt. Warum? Das ergibt doch überhaupt keinen Sinn.«

»Na ja …« »Was?«

Sie biss sich auf die Unterlippe. »Ich fand's klasse, dass sie nicht da war.«

Unwillkürlich überlief mich ein Schauder, der nicht von der kühlen Nachtluft herrührte. Plötzlich kamen mir all die Besuche in den Sinn, die Patty mir seit Syds Verschwinden abgestattet hatte. Mal war sie zum Abendessen vorbeigekommen, mal bei meiner Arbeit aufgekreuzt.

Patty hatte Syds Platz einnehmen wollen. Wenn Syd nicht zurückgekommen wäre, hätte sie meine Tochter sein können.

Aber warum war sie dann nach Stowe gekommen, um Syd wieder nach Hause zu bringen?

Es sei denn, sie hatte etwas völlig anderes vorgehabt.

Im selben Moment merkte ich, dass jemand hinter mir stand. Wir waren nicht länger allein. Ich war so auf Patty konzentriert gewesen, dass ich es nicht wahrgenommen hatte.

Als ich herumfuhr, sah ich in die Augen einer Frau. Die Frau hielt eine Waffe in der Hand, deren Mündung auf mich zielte.

Es war Veronica Harp.

SECHSUNDVIERZIG

»Du kleines Miststück«, sagte Veronica zu Patty. »Du wusstest also die ganze Zeit, dass sie hier war? Warum hast du bis gestern gewartet?«

Jetzt war es heraus.

Patty hatte Veronica Harp hierhergeführt. Es war nicht schwer zu erraten, wann sie beschlossen hatte, ihren Verrat an Syd zum bitteren Ende zu bringen – nachdem ich ihr gesagt hatte, dass ich keine zweite Tochter brauchen konnte.

»Er hat eine Waffe«, sagte Patty.

Na super. Anscheinend war ihr die Wölbung hinter meinem Rücken aufgefallen, als sie mich umarmt hatte.

Veronica richtete ihre Pistole einen Zentimeter höher. »Werfen Sie das Ding über das Brückengeländer – und spielen Sie nicht den Helden.«

Ich griff hinter mich, zog die Ruger vorsichtig aus dem Gürtel und warf sie übers Geländer. Eine halbe Sekunde später hörte ich, wie sie im Wasser unter uns aufklatschte.

»War es schwierig, Ihre Stimme zu verstellen, als Sie sich als Yolanda Mills ausgegeben haben?«, sagte ich. »Eine echte Glanzleistung, die Sache mit dem Foto, das sie mir per Mail geschickt haben.«

»Eher ein Glücksfall«, erwiderte Veronica. »Eigentlich wollte ich nur ausprobieren, wie man Fotos mit dem Handy knipst. Technik war noch nie mein Ding, aber meinen Enkel möchte ich schon fotografieren können, und es ist doch lästig, dauernd mit einer Kamera herumlaufen zu müssen. Jedenfalls habe ich Sydney zufällig auf dem Gang geknipst – tja, wer hätte gedacht, wie gelegen uns der Schnappschuss noch mal kommen würde.« Sie warf Patty einen Blick zu. »Du hast mir erzählt, du würdest die Kleine kaum kennen. Und jetzt höre ich, ihr seid Freundinnen?«

Mehr als das, dachte ich.

»Ich wollte nicht, dass ihr etwas passiert«, erklärte Patty. »Damals jedenfalls.«

Veronica gab einen Seufzer von sich. »Junge Mädchen«, sagte sie kopfschüttelnd.

»Ich kapier's einfach nicht«, sagte ich.

»Was?«

»Wie können Sie noch in den Spiegel sehen? Wie bringen Sie es fertig, sich liebevoll um Ihren Enkel zu kümmern und gleichzeitig Menschen als Sklaven auszubeuten, die voller Hoffnungen in unser Land gekommen sind?«

Veronica warf mir einen empörten Blick zu. »Diese Leute kriegen anständige Jobs. In Hotels, Restaurants, auf dem Bau. Hier haben sie es tausendmal besser als in ihren Heimatländern. Haben Sie sich schon mal gefragt, warum keiner von ihnen zurückgeht?«

»Ach ja? Wie sollten sie das denn anstellen? Was müssen sie zahlen, um überhaupt hierherkommen zu dürfen? Was für Lügengeschichten werden ihnen aufgetischt, um sie glauben zu machen, dass hier ein besseres Leben auf sie wartet?«

Veronica erwiderte nichts. Offenbar war ihr die Lust vergangen, weiter mit mir zu diskutieren. Ich wandte mich zu Patty. »Du weißt, dass sie Sydney töten wird. Und mich und Bob auch.«

Patty schwieg.

»Und dich wahrscheinlich auch«, sagte ich.

»Hör nicht auf ihn«, sagte Veronica. »Du hast es vermasselt, aber dank dir haben wir jetzt wieder alles im Griff. Gut, dass du uns gesagt hast, wo wir deine Freundin finden.« In ihren Augen spiegelte sich blanke Wut. »Wo sind die anderen?«

»Sie müssen jede Sekunde hier sein«, erwiderte Patty. »Wenn Sie deinen Wagen sehen …«

»Den habe ich um die Ecke hinter einem Souvenirladen abgestellt«, sagte sie. »Also, du gehst jetzt ein Stück nach vorn und hältst sie an. Erzähl ihnen, dass Mr Blake sich den

Knöchel verstaucht hat. Im Lügen bist du ja erste Klasse.« Sie lächelte. »Nicht wahr, Süße?«

Zögernd machte Patty zwei Schritte.

»Geh schon!«, zischte Veronica.

Patty lief los.

»In Milford war die Hölle los«, sagte ich zu Veronica. »Schon gehört?«

Sie sah mich unverwandt an.

»Gary und Carter sind tot. Und Owen liegt im Krankenhaus.«

Auch wenn sie keine Miene verzog, war ihr deutlich anzusehen, dass sie nichts davon wusste. Sie gab sich schlicht zu viel Mühe, ihre Überraschung zu verbergen.

»Die Sache ist gelaufen, Veronica. Es wäre schlauer, wenn Sie sich schleunigst aus dem Staub machen würden. Vielleicht bleibt Ihnen so noch eine winzige Chance, ungeschoren davonzukommen.«

»Halten Sie den Mund«, fuhr sie mich an.

»Zurück können Sie jedenfalls nicht. In Ihrem Hotel wimmelt es garantiert nur so von Cops. Und Owen wird wahrscheinlich auch gegen Sie aussagen, wenn sich ein Handel mit der Polizei einfädeln lässt. Tja, Sie sehen verdammt alt aus, wenn Sie mich fragen.«

»Ich habe einflussreiche Freunde«, gab sie zurück, aber sie klang nicht sonderlich überzeugt.

»Tatsächlich? In Seattle vielleicht? Hat Ihnen einer dieser Freunde zufällig auch das Wegwerfhandy geschickt, mit dem Sie mich angerufen haben?«

»Schluss jetzt!«, fauchte sie.

»Mir ist völlig egal, wie viele Freunde Sie haben. Über kurz oder lang wird man Sie fassen. Das Spiel ist aus, Veronica.«

Ihre Augen blitzten, während sie mich über den Lauf ihrer Waffe ansah. »Das sehe ich anders.«

Das entfernte Dröhnen eines Motors drang an meine

Ohren. Dann hörte ich Pattys Stimme. »Hierher, hierher!«

Meine Pistole lag auf dem Grund des Flusses, aber Bob hatte seine Waffe noch. Das Problem war nur, dass er nicht wusste, was ihn erwartete. Und da ich keine Chance hatte, Veronica zu überwältigen – sie war schlau genug, mir nicht zu nahe zu kommen –, musste ich warten, bis Bob und Syd in Rufweite waren.

Ich hörte, wie eine Wagentür geöffnet wurde, und dann, wie Sydney einen Jubelschrei ausstieß. Offenbar fielen sich die Mädchen gerade in die Arme. Meine beiden Töchter. Und wie es aussah, lieferte Patty eine wahrhaft oscarreife Show ab.

Dann hörte ich eilige Schritte.

Verdammt. Das hatte noch gefehlt. Sie waren ausgestiegen und kamen über die Brücke zu uns gelaufen.

»Nein!«, brüllte ich, so laut ich konnte. »Haut ab!«

»Scheiße!«, schrie Veronica und drückte ab.

Ich versuchte mich mit einem Satz aus der Schusslinie zu bringen, war aber nicht schnell genug. Ein glühend heißer Schmerz durchzuckte mein Ohr, und als ich instinktiv die Hand hochriss, spürte ich, wie Blut zwischen meinen Fingern hindurchsickerte. Die Kugel hatte ein Stück von meinem Ohr abgerissen. Ich stolperte und ging zu Boden.

Während die anderen keine Anstalten machten, auf der Stelle umzudrehen und das Weite zu suchen. Stattdessen schien der Schuss Syd, Patty und Bob sogar neugierig gemacht zu haben.

Bob rannte vorneweg und griff im Laufen hinter seinen Rücken; anscheinend hatte er seine Ruger eingesteckt. Er hatte mich und Veronica im Blick, die, ihre Waffe in der Hand, zu ihm herumwirbelte.

Bob brachte die Ruger hinter seinem Rücken hervor und gab aufs Geratewohl einen Schuss ab.

Veronica warf sich gegen das Brückengeländer und feuerte zurück; dass sie das Risiko einging, Syd und Patty zu treffen, die sich direkt hinter Bob befanden, schien ihr völlig egal zu

sein.

Und wie sich herausstellte, bot Bob ihnen perfekte Deckung. »Verdammt!«, schrie er plötzlich auf. Die Pistole fiel ihm aus der Hand, und er fasste sich an den rechten Oberarm. »Nein!«, brüllte er. »Ich bin getroffen!«

Sydney stieß einen gellenden Schrei aus.

Veronica schenkte mir keine weitere Beachtung und lief den beiden Mädchen entgegen. Sydney wollte weglaufen, doch Patty blockierte ihr den Weg, und im selben Augenblick hatte Veronica sie auch schon am Arm gepackt und zerrte sie zurück zu der Stelle, wo ich am Geländer kauerte.

»Heb die Waffe auf!«, rief Veronica Patty zu.

Patty bückte sich und nahm Bobs Pistole an sich, während er ohnmächtig zusah – unfähig, sich von der Stelle zu rühren.

Veronica wandte sich zu Syd. »Los, da rüber!« Sie stieß sie vor sich her und verpasste ihr noch einen zusätzlichen Schubs, so dass sie stolperte, als sie bei mir angekommen war.

Syd schlang die Arme um mich und wich entsetzt zurück, als sie Blut an den Fingern spürte.

»Dad!«, stieß sie hervor. »Bist du verletzt?«

»Schon okay«, sagte ich. »Nicht so schlimm.«

»Warum hilft Patty ihr?«, fragte sie. »Was ist denn los?«

Ich legte einen Arm um Syd und zog sie an mich. Ich wollte sie nur noch einmal im Arm halten, bevor Veronica uns alle tötete.

»Das spielt keine Rolle mehr«, sagte ich. »Endlich habe ich dich wieder. Ich liebe dich, Syd. Ich liebe dich so sehr.«

Veronica warf einen Blick auf Syd. »Du Miststück! Dass du deine verdammte Nase auch überall reinstecken musstest. Wir wollten nichts weiter als eine nette Hilfskraft für die Rezeption – und du hast uns in Teufels Küche gebracht!«

»Dieses Schwein«, stieß Sydney mit tränenerstickter Stimme hervor. »Es war so furchtbar, was Mr Tripe getan hat.«

»Um ihn war’s nicht mal schade«, gab Veronica zurück.

»Mir geht es nur darum, dass du ein für alle Mal den Mund hältst.« Veronica schüttelte den Kopf und wandte sich zu Patty. »Gib mir die andere Waffe, Süße.«

Während Patty zu ihr trat, fragte ich mich, ob es sich um die Pistole handelte, in der nur noch eine einzige Patrone gewesen war. Wenn ja, ging von Patty keine Gefahr mehr aus, nachdem Bob die letzte Kugel abgefeuert hatte.

Was aber nichts hieß, da ich nicht wusste, wie viele Kugeln Veronica noch übrig hatte.

»Du weißt, was Sache ist«, sagte ich zu Patty. »Falls dir doch etwas an uns liegen sollte, bleibt dir nicht mehr viel Zeit zum Überlegen. Sie wird mich töten. Und deine Schwester ebenso.«

»Was?«, platzte Syd heraus.

»Hören Sie auf damit!«, sagte Patty.

»Sie ist deine Schwester«, sagte ich zu Syd.

»Hören Sie auf!«, schrie Patty mich an. »Hören Sie auf damit!«

Ich ließ mich nicht irritieren, während ich Syd ansah. »Patty ist … sie ist meine Tochter.«

Syd öffnete den Mund, aber es kam kein Ton heraus.

Von fern hörte ich Sirenengeheul. Offenbar hatte jemand die Schüsse gehört und die Polizei alarmiert.

»Verdammt!«, stieß Veronica hervor. »Wir müssen hier weg!«

Es klang nach mehreren Sirenen. Anscheinend war auch ein Krankenwagen unterwegs.

»Es tut mir leid«, flüsterte Patty. Ihr Blick irrte von mir zu Syd und wieder zurück. »Ich … ich habe alles kaputtgemacht. Das wollte ich nicht.«

Eine Träne kullerte über ihre linke Wange.

Veronica richtete ihre Waffe auf meinen Kopf. »Wir müssen los«, sagte sie. »Bye, bye.«

Ich drehte mich zu Syd, versuchte sie mit meinem Körper zu schützen, auch wenn ich wusste, dass es vergebens war.

Dann ertönte der Schuss. Es war ein ohrenbetäubend lauter Knall.

Aber er drang nicht aus Veronicas Waffe.

Und dann peitschte der zweite Schuss durch die Nacht.

Bob hatte die Pistole mit den drei Patronen bei sich gehabt.

Veronica wurde gegen das Geländer geschleudert. Mit letzter Kraft riss sie ihre Waffe hoch und feuerte auf Patty, bevor sie auf den Asphalt sank.

Der Schuss traf Patty mitten in die Brust. Die Pistole entglitt ihrer Hand, als sie zusammensackte und zu Boden stürzte.

Mit einem Satz war ich bei Veronica, packte ihr Handgelenk und rammte es gegen das Brückengeländer. Sie leistete keine Gegenwehr; die Waffe fiel durch die Gitterstäbe und plumpste ins Wasser. Jetzt erst bemerkte ich, dass Veronica sich nicht mehr rührte.

Syd schrie.

Ich schloss die Arme um sie. »Alles ist gut«, sagte ich mit beschwörender Stimme. »Alles ist gut.« Ich wiederholte es immer wieder, erklärte ihr, dass alles vorbei war, dass wir jetzt nach Hause fahren würden, dass ihre Mom auf sie wartete, dass der Albtraum zu Ende war.

Und obwohl die Sirenen lauter und lauter wurden, schien alles um uns herum in Stille zu versinken.

Ich hielt Syd fest. Am liebsten hätte ich sie für immer gehalten, sie nie mehr aus meiner Umarmung gelassen, doch noch war es nicht wirklich vorbei. Patty war schwer verwundet. Bob war in den Arm getroffen worden. Und ich selbst fühlte mich, als ob mir jede Sekunde schwarz vor Augen werden würde.

Aber das konnte ich mir nicht gestatten.

»Syd«, sprach ich leise und beruhigend auf sie ein. »Du brauchst keine Angst mehr zu haben. Wir fahren nach Hause, Syd. Das weißt du doch, oder?«

Ich fühlte, wie sie langsam nickte.

»Hörst du das?«, sagte ich. »Das ist die Polizei.«

Sie nickte abermals, und ich spürte, wie sie sich mit aller Macht zusammenriss. »Ich werde ihnen alles erklären«, flüsterte sie.

»Ich kümmere mich so lange um Patty«, sagte ich. »Es hat sie ziemlich schlimm erwischt.«

Syds Blick schweifte zu meinem blutenden Ohr. »Dich auch«, sagte sie.

»Ach, was«, sagte ich. »Halb so wild. Mir ist bloß ein bisschen übel.«

Wir blickten zu Patty hinüber. Ein großer schwarzer Fleck begann sich auf ihrer Brust auszubreiten.

»Daddy«, flüsterte Syd mit zitternder Stimme. »Du hast gesagt, sie wäre meine …«

»Am besten wäre es, du würdest der Polizei entgegengehen«, sagte ich. »Bitte, Schatz.«

Ihr Blick schweifte von Patty zu mir und wieder zurück. Dann wischte sie sich die Tränen von den Wangen, nickte und lief los.

Ich stand auf und sah ihr hinterher. Dann kniete ich neben Patty nieder und zog sie vorsichtig an mich. Ihr warmes Blut sickerte durch mein Hemd.

Hätte ich es nur gewusst. Hätte ich es nur rechtzeitig gewusst.

»Der Krankenwagen ist schon unterwegs«, sagte ich. »Halt durch, Patty.«

»Es tut mir leid«, sagte sie.

Ihre Worte waren kaum zu verstehen. Heiser und seltsam verschwommen drangen sie aus ihrer Kehle.

»Sag nichts mehr«, flüsterte ich. Ich legte mein Gesicht an ihre Wange, während ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen traten. »Du musst dich schonen, Patty.«

»Ich wollte doch nur, dass du mich liebst«, sagte sie mit ersterbender Stimme.

»Ich liebe dich«, sagte ich. »Mehr, als du mir je glauben

würdest.«

Und so hielt ich Patty sanft in den Armen, während das Leben unaufhaltsam aus ihr wich. Ich wiegte sie immer noch, als meine andere Tochter bereits mit ausgebreiteten Armen im Scheinwerferlicht der Streifenwagen stand.